S. Beck. No. 20. S. 17 may 1820.
S. d. H.

L D 6549

2481
(45.–)
W

Schubert del. L. Wolf sc.

Ja die Frauen sind die wahren Schutzengel der Leidenden!
Ihre Liebe, ihr Mitleiden klügelt nie_

Sinngrün

eine Folge
romantischer Erzählungen
mit Theilnahme
Jean Paul Friedrich Richters
und
einiger deutschen Frauen
Unterstützung.

Herausgegeben
von
J. C. W. Uthe Spazier
geb. Mayer.

Mit einem Kupfer.

Berlin 1819
bei Theodor Enslin.

Inhalts - Verzeichniß.

Vorwort, Elegie von J. C. W. Uthe Spazier.

Ueber das Immergrün unsrer Gefühle, von Jean Paul Friedrich Richter.

Nachtschatten, Mährchen von Luise Brachmann.

Edle Minne, Bruchstück aus den Memoiren des Grafen von Montberry, von Fanny Tarnow.

Briefe eines sechzehnjährigen Mädchens an ihre Mutter, von Elisa.

Es ist ein Stern in der Liebe, Novelle frei nach dem Spanischen von Helmine von Chezy, geb. Freiin von Klenke.

Die Burgen an der Ostsee, in zwei Abtheilungen, Fantasie-Stück auf historischem Grunde, von J. C. W. Uthe Spazier, geb. Mayer.

Vorwort.

Lang' entzogt Ihr Euch mir, o Musen,
Inniggeliebte!
Flohet die niedrige Thür, wo Sorge bewachet
den Eingang:
Kehret noch einmal zurück! gedenket des traulichen Bundes
Jenes süßen Vereins in Tagen blühender Jugend!
Viel verlor ich seitdem, nicht Euch nur tönte
der Klagruf:

Jene Treuen zumal, so im Lied, in der Künste Gebilde
Blühend aus Farben empor, jungfräulichem Marmor entsprießend,
Oder mit wogendem Klang, entquellend tönender Harfe,
Einzig nur heiligem Dienst — dem Eurigen, Musen sich weih'ten
Fernhin wallet ihr Fuß! — Jetzt schwankenden Trittes und einsam
Nah' ich nun fremdem Altar — im Heiligthume ein Fremdling! — —

Wohl geschieht es noch oft, daß ein Wandrer gern bei uns einspricht,
Stammend aus lieblicher Flur, wo einst so selig ich lebte:

Dann durchbricht das umhüllende Dunkel ein
zitternder Lichtstral;
Gipfel der Föhren ergläh'n im Spätroth hol-
der Erinn'rung;
Magischer Duft wogt, füllend die niedrige
Kammer. — Es steiget
Höher der Raum, es wölbt zum Prachtbaum
kühn sich das Strohdach: —
Doch der Wandrer flieht, mit ihm die rosigte
Täuschung. — —

Wie wenn in Mitte des Herbsts, der Früh-
ling noch einmal zurückkehrt
Sonne mütterlich zaudernd, im Scheiden,
purpurn hervorglüh't
Zart aushauchet den Stral auf matthinster-
bende Blätter

Und den entkleideten Baum, nun röthlich
umwallet ein Glutmeer
Selig schwindet der Tag! — Die Hirten
beim Nahen der Frühe
Schauen zum dämmernden Ost, ob heut' auch
die Feurige strale?
Doch es höhn't sie der Sturm! Auf Ber-
gen thronet der Winter:
Eisiger Nebel verbirgt, die gestern noch rö-
thete Lichtglanz! —

J. C. W. Uthe Spazier,
geb. Mayer.

Ueber das Immergrün unserer Gefühle.

„Wie enge ist das warme Leben und wie
„breit seine Winterseite! Kannst du die Ent-
„zückungen, welche überwältigend und mit
„dem Versprechen ihrer Unsterblichkeit in dei-
„nem Herzen geherrscht, dir den nächsten Tag
„wieder zurück führen, wenn sie dem Gegen-
„stande nachgeflohen sind? Wie viel bleibt
„dir von der Seeligkeit, welche dir eine Land-
„schaft, ein Glück, eine Musik, eine Stunde
„der Freundschaft und Liebe gegeben, in dei-
„ner Erinnerung zurück? Höchstens *warme*
„*Schatten* deiner Vergangenheit; ein mat-
„tes Nachschimmern hängt sich an den er-
„neuerten Gegenstand und die Entzückung,
„die vorher so gewaltsam dein Herz erschüt-
„terte, erregt nur ein leises Nachzittern voll

„Sehnsucht, die eben der lebendige Zeuge ist, „wie wenig du behalten hast. Da wir für „die äußere Welt der Sinnen, für die in„nere der Vorstellungen ein ewiges Repe„tierwerk am Gedächtniß besitzen und da „die Bilderreihen des Kopfes ihren Neben„regenbogen haben: so bilden wir uns ein, „auch die Flammen des Herzens würfen, „gleich dunkeln Körpern, Schatten von sich „und Schattenrisse. Allein wenn uns aus „einem ganzen feurigen Frühling des Lebens „eine in drei Minuten zusammen zu pressen„de Erinnerung und nicht viel mehr Reich„thum des Nachgefühls übrig bleibt, als aus „den Paradiesen des magnetischen Schlafs „nach dem Erwachen: so gesteht: das Herz „hat kein Echo. Nur starkes Schmerzgefühl „wiedererzeugt sich fast mit aller Größe in „der Erinnerung; die Locke und das Kleid „eines Verlornen bringt dir vielleicht die erste „Trauer in voller Stärke wieder; obgleich „die Locke und das Kleid eines geliebten „Menschen wenig von der vergangenen Ent„zückung erneuert; vielleicht darum, weil au„ßerhalb der Kunst der geistige Schmerz stär„ker und häufiger ist, als der geistige Zau„ber, wie die körperliche Pein des Gefühls

„eindringender als jede Lust desselben. Und „so dauert denn so oft unser Nachwinter „länger als unser Nachsommer.“

— Man wird leicht nach den „Gänsefüßen oder Anführzeichen“ erwarten, daß ich alles dieses widerlegen werde; aber ich unterschreib' es vielmehr und füge sogar noch Folgendes dazu. Wenn der Mensch den durchflognen Seelenhimmel auch nur Eines Tags rein wieder nachbauen und aufwölben könnte im Kopfe, so ständen ihm in einem Jahre so viel Himmel offen, als der Ketzer Basilidos annahm, nämlich 365; und dann könnte der Gegenstand, der den ersten Himmel schaffen mußte, so entbehrlich seyn, als der Lehrer dir bei dem Fort-Genießen einer Wissenschaft, die er dir zum erstenmale gegeben. — Vielleicht auch gehört es eben zu den unüberwindlichen Reizen der höhern, zärtern Liebe, daß der Geliebt-Liebende auch in der Entfernung vom Gegenstande und ohne Malerei der Erinnerung noch ein lindes lautes Fortwehen der Feierstunden am Herzen fortfühlt, wie zuweilen in manchen himmlischen Abenden des Frühlings alle Gassen der Stadt, in welcher kein Garten wächst ein Blüthenduft durchzieht, den die ganze warmblühende

Umgegend zuhaucht. Dieses sanfte der Liebe eigne Fortfreuen, ohne den Gegenstand und ohne die heißen Sonnenblicke der Entzückungen, ist wie das fortdauernde Umspühlen der Brust durch einen ätherblauen Tag und eine frischgrüne unabsehliche Landschaft.

Gleichwohl kann ich allen vorigen Klagen über das Nachdenken der Gefühle einen Trost zur Antwort geben, den Trost ihrer Auferstehung durch die Kunst. Wenn der Gegenstand entwich und ihm dann nachstarb die begeisterte Stunde, die er gegeben; so tritt die Kunst zu uns und weckt das Gestorbne auf; die Malerei giebt uns den Gegenstand zurück und damit die begeisterte Stunde — die Tonkunst giebt die Begeisterung und damit den Gegenstand — die Dichtkunst gibt beide wechselnd.

Wenn die Malerei das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feststehen: so blickt die Zauberlandschaft, das Zauberauge, die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchsten Freuden um und die Sonne steht vor dem Maler (anders als vor dem tödtenden Josuah) nur still, um dem wärmern Leben fortzuleuchten.

Welche Stunden und Seelen und Kör-

per müßten sich an einander reihen, um dir nur eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von der Tonkunst in einer Minute wie von unsichtbaren Händen empfängst! Habe groß und seelig geweint wie du nur willst: die Tonkunst spricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Thränen wieder.

Und dann endlich gibst du, gute Dichtkunst — mit dem ganzen Reichthum beider Schwesterkünste — die Menschen und die Entzückungen verklärt lebendig zurück, die jede Erinnerung nur todt wiedergebären kann, und in deinem Spätroth kehrt jedes Frühroth des Lebens um. Den Menschen, welcher große Stunden den Lebens dunkel in der Brust trägt, aber ohne die Kraft, sie wieder zu beleben und zu erleuchten, wiederholt sie die Gestalten, die ihn ergriffen, die Töne, die er nie vergessen wollte, und die Erde und den Himmel, welche nur Einmal so für ihn dagestanden. —

In ihren Umrissen des Lebens verschwinden die Ungleichheiten desselben, wie der Erdschatten am Monde sich rundet und seine Berge verbirgt. Ja, sie thut nicht die alten Paradiese, die sich hinter uns zugeschlossen, sondern auch neue auf, in die wir ge-

hen können, und auf ihren leichten Wolken finden unsere Seelen, wie Ossians Geister auf ihren, einen Himmel wieder. So klage denn nicht über die Flüchtigkeit der Freuden, da ihnen die Kunst ihre Ewigkeit leiht. Oder wenn du noch klagest, daß die Entzückung und Begeisterung nur so lange dauere, als der Gegenstand, der sie schafft, verweilt: so erfreue und begeistere dich an einem Gegenstand, der niemals von dir weichen kann, er ist zugleich auch der größte und der schönste und hat dir alles gegeben, dich und sich.

* * *

Eine andere verwandte Klage über das Altern der Gefühle durch Jahre widerleg' ich gern, so wie jede unnütze Furcht der Menschen; und ich gewinne gern, wo es nur angeht, allen Monden unseres Lebens die Sonnenseite ab.

Nur ein enges Herz wächst nicht, aber ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieses dehnen sie aus. Nur irret der Mensch zweimal über die warme Tiefe seiner Gefühle.

Das eine mal ist, wenn sie da sind in aller Kraft, aber zugleich in Ruhe. Empfindest du wohl für deine Kinder im Treiben

des Wochenlebens, im Kühlbleiben durch Gebote und vielleicht durch Rügen und Fürsorgen und in den tagelangen Entfernungen oder im Vergleichen des einen Kindes mit dem andern, empfindest du jene Liebegluth für sie, welche aus der ausgestreueten Asche des Alltaglebens sogleich in helle Flamme vorbricht, wenn dein Kind unschuldig leiden muß oder sterben will? — Aber dann war deine Liebe ja früher da als der Schmerz des Kindes und deiner. Wie erscheint in der Ehe und in der Freundschaft das Herz, das im gewöhnlichen Nebeneinanderleben nur heimlich schlägt und wärmt, in den beiden Stunden, worin mir der Mensch am meisten gefällt, bei dem Abschiede und bei der Ankunft, mit aller schönen Gewalt der lang genährten Gluth; so wie die Gletscher — wenn ein solches poetisches Gleichniß verstattet ist — nur bei Sonnenauf- und bei Untergange durchsichtig und rosenroth lodern, im Taglicht aber Dunkel und grau dastehen.

Vielleicht liebt sogar der Menschenfeind, ja der größte Selbstsüchtige unbewußt; man entrücke ihm die ganze Menschenwelt bis auf das kleinste Kind und frage dann sein Herz. Verwechselt nur nicht immer so voreilig Er-

kältung gegen einen, gegen zehn, gegen viele mit Erstarrung gegen alle.

Und so liegt denn ein Goldschatz von Liebe, wenig sichtbar als bis auf ein kleines Flämmchen, in der Brust, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichthum entdeckt. Auch freuet es mich noch recht, daß das Herz gerade durch die Gewohnheit des Beisammenseyns — sie, die sonst alle Reize und Genüsse entblättert und kahl macht — im Stillen Nahrung zur Liebe sammelt, wie der Diamant auch unter dem Wasser Licht zum Ausstralen einsaugt, und daß die Liebe grade durch die Zeit, die den Haß abstumpft, so lange unscheinbar erstarkt, bis sie mit allem Glanze in der Gefahr einer Trennung auf einmal ihren Anwuchs zeigt; denn die Gewohnheit trägt die Farben der Liebe auf, wie die Kalkmalerei die ihrigen; eine nach der andern wird eingesogen und verschwindet und auf die unsichtbare kommt wieder eine, bis zuletzt ein dauerhaftes Glanzbild aufersteht und vortritt.

Ein andermal glaubt der Mensch sich vom Alter erkältet, weil er in ihm blos für höhere Gegenstände entbrennen kann, als solche, die ihn früher erwärmten. Es ist aber

gar nicht wahr, was doch zuweilen der Landschaftfreund, der Prediger, der Dichter, der Schauspieler, der Tonkünstler, fürchtet, daß an den Jahren ihre Empfindung für Natur, Kunst und Herz erlahme, blos weil sie von den Gegenständen ihrer jungen Jahre schwächer ergriffen werden in ihren alten. Du weinest freilich jetzo, wie ich, seltener im Schauspiel und vor der Tonmuse als sonst; aber gebt uns das rechte Gedicht und gebt mir eine in Manheim dargestellte Vestalin von Spontini: so will ich mich loben, wenn ich eben so viel Gewalt über meine Rührung behaupte, als diese über mich. Die Jugend ist noch dunkles Wachs, das schon vor kargen Sonnenstrahlen zerfließt, indeß das weiß gemachte vor ihnen kaum erwärmt. Der reife und überreife Mann flieht sogar die Thräne die der Jüngling sucht; aber nur weil sie zu heiß aus ihm dringt und zu langsam trocknet.

Eben so wähle, guter Himmel, einen Menschen von meinem Alter und meinem Herzen und meiner lebenlangen Armuth an erhabenen Landschaften, und führe ihn in die rheinischen und bringe ihn auf das ziehende lange Meer des Rheins, der zwischen

zwei Weingebirgen, wie zwischen gesegneten Welttheilen, nur Lustsitze malt, und sich Eilande zum Umarmen schafft; und lasse sogar noch den Nachflor des Abendroths in ihm blühen: wahrlich in dem alten Menschen wird wieder die Jugend spiegeln und das stille Meer der Unendlichkeit, die uns in den rechten und größten Himmel hinunter sehen läßt. Oder wenn ein gütiges Schicksal einen Mann von so vielen Jahren und von so wenigen Kunstkenntnissen als ich habe, und von derselben Phantasie in das altdeutsche Bilderkabinet der kunstgastfreien Gebrüder Boißerée in Heidelberg einführte, und wenn er darin (noch dazu hat er vorher zur Einweihe die sterbende Marie des von Eick gesehen) das Gottstück seines Schülers, den Christuskopf, vor das Auge bekomme, und wenn er nun in das Uebermenschliche des Bildes so nahe blicken müßte, dessen Augen Weltrichter sind und dessen Züge nur menschenverwandt, aber nicht völkerähnlich, sondern völkerherrschend, und wie er erst nach der Demüthigung vor der göttlichen im Künstlergeiste zum zweitenmale Mensch gewordnen Gestalt endlich den Trost gewonnen hätte, in die tiefen Liebe-Quellen der Augen und Lippen zu schauen:

so weiß ich, wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erschüttern und dann zerschmelzen würde; denn ich war ein solcher Glücklicher.

Gedächtniß, Witz, Phantasie, Scharfsinn können sich im Alter nicht verjüngen, aber das Herz vermag es mit sich; und damit ihrs glaubt, denkt daran, wie Dichterherzen noch in ihrem Herbst und Winter glühen, ein Klopstock, Herder, Gleim, Wieland, Rousseau.

Der Name Rousseau erinnert noch an die Liebe im engern Sinn. Und diese tröstet und wärmt vielleicht öfter ein altes Herz, als sie sich ausspricht, was auch nicht immer zur Liebe nöthig ist. Wer im Alter ganz die Liebe missen kann, hatte in der Jugend die rechte nicht, für welche es keine Jahre gibt, so wie im Winter nur vertrocknete Zweige aber nicht Sprößlinge sich mit Eis überziehen. Schmerzhaft schlüge auch jeden das liebende Herz, wenn er denken müßte, es schlage der Erkaltung entgegen, nur einige Jahrzehende bleib' es warm und sterbe darauf am langen Jahrzehenden kalt fort. Aber die Liebe wird sich oft verhehlen und einen Theil ihrer Wärme verschämt hin-

ter Kindern und Enkeln verbergen; und die letzte Liebe ist vielleicht so verschämt als die erste.

Aber soll denn Liebe im Alter, sobald sie auf keine äußern Vorrechte der Jugend Anspruch macht, immer nur lächerlich seyn? Warum soll das Liebeleben, das bei den bessern Menschen stets nur geistig und mit dem Innern anfängt, nicht auch mit dem Innern schließen dürfen? Ist es denn so lächerlich, wenn ein veraltetes Auge seelenvoll anblickt und die Erinnerungen aller Frühlinge errathen läßt? Ja wenn es sogar naß würde, aber nicht zu sehr, sondern nur aus halber Freude und aus halbem Nachgefühl, wäre nicht auch dieß zu verzeihen? Und darf denn keine alte Hand eine junge drücken, wenn sie damit kein anderes Zeichen geben will als dieß: auch ich war in Arkadien, und auch Arkadien blieb in mir. Denn die Jugend des Geistes ist ewig, und die Ewigkeit ist Jugend; die Liebe gibt wie die Ambrosia der alten Dichtung, süßeste Kost und Unsterblichkeit zugleich. Der Körper ist der Blumenstab der Liebe; aber nur der Stab, nicht die lebendige Blume vermodert im irdischen Boden.

Wenn indeß die Gefühle der Liebe jedem Alter gerettet bleiben: so behalten doch nicht alle Zeichen derselben die nämliche Freiheit, ob ich gleich zu den Menschen sagen möchte: „schonet jede wahre Liebe, unter welchen „Zeichen ihr sie auch antrefft und verlacht „die Ausbrüche eines seeligen Herzens nicht „frecher als ihr es bei denen eines jammern„den wagt.“ Da dem gemeinen Menschen eigentlich alle Zeichen einer Liebe, wovon er nur Zuschauer und nicht Gegenstand ist, schon in der rechten Blütezeit des Lebens lächerlich und tadelhaft erscheinen; so schreibt er sich desto mehr Recht zu seiner lachenden Kälte zu, wenn er außer der gewöhnlichen Jahrzeit die Vergißmeinnicht der Liebe antrifft. —

— Bei dem Verfasser dieses Aufsatzes mag man sie indeß einmal antreffen, wenn er nach dem Austritte aus seiner Jugend künftig seine enge Nebensonne wird und auf weibliche Herzen herunter zu flammen sucht; und er macht schon jetzo, wo er erst in sein zweites Halbjahrhundert einschreitet, seit vier Jahren, kein Geheimniß daraus, daß er künftig als starker Siebziger für eine und die andere liebe, weiche, warme, junge Leserin ohne Weiteres sich Gefühlen überlassen

will, die er aus Zärte nicht deutlicher wird bekennen wollen als dadurch, daß er etwa auf eine zwanzig Jahr alte Zeitschrift — es ist eben die gegenwärtige — und auf das Ende dieses Aufsatzes hinzeigt und verschämt fragt: darf der alte Mann wohl dem damaligen jungen sein Wort halten?

Dr. Jean Paul Fr. Richter.

Nachtschatten.

Märchen.

Zueignung.

In den Kranz von Singrün winde
Du auch anspruchlose Zier;
Sanfte Blüte! Mancher finde
Stille Deutung wohl in Dir.

Wenn Nachtschatten aufs Gefilde
Düsterhüllend sich ergießt,
Das nur noch der Mond voll Milde
Mit verlornen Strahlen grüßt.

Denn giebst Du den stillen Lüften
Lieblich schwermuthsvoll Dich hin;
Und aus Deinen sanften Düften
Weht wohl mancher zarte Sinn.

Ein frommer König zog einst in einen edeln und gerechten Krieg, zu welchen ihn sein heiligstes Bewußtseyn rief; er mußte sich

von allem trennen was ihm auf Erden theuer war, da er nicht wußte wenn? und ob? er je aus jenen weit entlegnen Himmelsgegenden kehren werde, wohin die Pflicht ihn rief; indeß entsagte er mit frommer freudiger Ergebung Allem, um jenes höhern Rufes willen; er übergab sein Reich einem Verwandten, beschwor ihn, seinem Volke, welchen er stets Vater gewesen war, dieselbe Stelle zu ersetzen; für sich selbst aber legte er ihm nur die wehmüthige Bitte an das Herz, sein einziges nachgelaßnes Kind mit Sorgfalt zu erziehen. Es war eine Tochter, in welcher er das holde Ebenbild einer geliebten und früh verstorbnen Gemahlin sah, ob sie gleich noch im zarten Kindesalter war. Das neue Königspaar versprach auch Alles treu zu thun, und redlich vertrauend schied der gute König zur Ferne.

Im Anfange hielt man auch das feierliche Versprechen ganz leidlich; allein als die Königin selbst mit einem Kinde niederkam, da wandten sich ihre Gesinnungen ganz gegen die kleine Verwais'te; und ihr Gemahl war so trägen Gemüths, daß er sich um gar nichts bekümmerte, sondern Alles seiner Gemalin überließ.

Die Königin, die stets in schönen Worten redete und auch das Heiligste in geläufiger Rede zu kleiden wußte, machte auch gar keine Hehl aus ihren lieblosen Gesinnungen; sie sagte mit Emphase: „O, wem erst die Natur das Glück gewährt, ein eignes Kind an den mütterlichen Busen zu drücken, der wird sich nicht verwundern, wenn man auf andre nicht eben mehr achtet.“ — Gleich als ob solch ein Glück gegen alle edle Gesinnungen abstumpfe.

Das neugeborne Kind war auch eine Prinzessin, und da die Königin sehr empfindsam war, und gern etwas recht Sinnreiches aufbrachte, so sagte sie zu ihren Hofdamen: „Wie nennen wir nun dieses holde Kind? — Die Namen aus den alten Zeiten sind ganz unter die geringern Stände gekommen, so daß man seine Kinder nicht mehr mit Anstand Arthur oder Thusnelde nennen kann; — wie wär' es, da doch die Dichter jetzt ihre Werke alle nach Blumennamen nennen, wenn wir auch diesen beiden Kindern dergleichen gäben?“ — Denn auf den Namen der armen kleinen Fremdlingin war weiter gar noch nicht geachtet worden.

Die Damen gaben mit großem Geräusch ihren Beifall und ihre Bewunderung zu erkennen. — „Dies wäre doch wieder einmal etwas Neues!“ fuhr die Königin mit selbstgefälligen Lächeln fort; — „Allein unter den Blumen etwas Neues zu finden, das wird ein wenig schwer halten, da durch die sehr vielen Sammlungen von Erzählungen und Gedichten die Blumen und Blüten fast alle von der Erde weggemäht scheinen; — Doch halt! — jetzt fällt mir etwas ein! — Dort für die kleine Fremde, die doch wohl zu einem bescheidnen Loose bestimmt seyn wird, wäre, dächt' ich der Name: Nachtschatten, nicht unpassend?“ —

Vortrefflich! ganz vortrefflich, gnädige Königin, wiederholte der Chor der Hofdamen.

Hier aber für mein schönes Kind, lächelte die Königin auf ihre Kleine nieder, für sie will ich hiermit den Namen: Kaiserkrone, wählen! denn eine Krone ist sie wirklich zu heißen, und ein höchster Herrscher wird sie, so wie ich hoffe, die seine nennen. — Und diese Namen sind auch, soviel ich weiß, noch nicht auf Büchertitelblättern anzutreffen. —

Der ganze Hof jauchzte Beifall, und die Kinder wurden fortan genannt, wie es die Königin ausgesprochen hatte. Die bedeutsamen Namen schienen auch fast ihr Schicksal zu bestimmen, den die arme, kleine Prinzessin Nachtschatten ward allenthalben in Schatten gestellt, als die Kinder heranwuchsen und ihr die kleine Kaiserkrone vorgezogen. Sie sollte wohl die Spielgefährtin der Tochter vom Hause, dieser vergötterten Kaiserkrone, seyn, allein dies war mehr eine Qual zu nennen, denn immer mußte sie als die ältere, dem eigensinnigen, verzogenen Schooßkindchen nachgeben; und wenn auch sie zuweilen ein neues Spielzeug bekam, und jene halbweg danach langte, so hieß es gleich: „Nachtschatten! gieb es doch der Kleinen!" — die es dann bald verdarb; — so daß sie sich an gar nichts Eignem freuen konnte.

Allein anstatt daß manches andre Kind dadurch bös und verstockt geworden wäre, so ward ihr unbeschreiblich sanftes, bescheidnes Herz dadurch nur noch sanfter und ergebner in Alles. Nur zuweilen, wenn sie einmal still unter Blumen spielen durfte, mußte sie heimlich weinen, und es war als sprächen

ihr die Blumen auch von einer entfernten, lieben Heimath und liebenden Geschwistern vor.

Als Beide an das Jungfrauenalter gränzten, erhielt Kaiserkrone die schönsten Kleider und wurde immer in Gesellschaften mitgenommen; Nachtschatten ward dafür sehr streng zur Spindel und andern weiblichen Arbeiten angehalten, und kam fast nicht ans Licht; allein sie kümmerte sich darum nicht, sondern übte sich nur immer fleißiger in ihren Arbeiten, so daß sie mit jedem Tage geschickter darin ward. Die Königin hielt sie auch deshalb so streng eingeschlossen, weil sie bemerkt hatte, daß alle die sie sahen, vorzüglich Männer, unwillkührlich günstiger auf sie blicken mußten als auf die Tochter ihrer Königin. Alle fanden nämlich etwas unendlich Holdes, Einnehmendes in der sanften Prinzessin Nachtschatten; man fand, daß sie wohl dieser Blume an stillbescheidnem und doch süßem Reize gleiche; Andre nannten sie: Nachtviole, auch wohl: Viole, ihrer schönen tiefblauen Augen wegen, sie aber ahnete gar nicht was über sie gesprochen ward, und warum sich der Haß noch mehr gegen sie entzündete.

Kaiserkrone dagegen schien auch ihrem Namen ähnlich zu werden; man nennt nämlich an manchen Orten die Blume so, die man an andern wieder die Feuerlilie nennt, feuerfarb prangend, doch ohne Geruch; auch wenn ihr Zorn entbrannte, was nicht selten geschah, so glich er ganz jenen hochprahlenden Feuerflammen.

Einst unternahm die Königin eine sehr weite Reise und nahm die beiden Mädchen mit. Sie waren schon viele Tage gereis't und kamen einst durch einen großen, dichten Wald, der gar kein Ende zu haben schien, die hohen dunkeln Fichten wechselten hier und da mit Buchen und anderm frischen Laubholz ab, aber an Dörfern und andern Spuren menschlichen Aufenthalts war gar nicht zu denken; nur die Bäume stiegen wie Riesen zu Seiten des Weges in die Höhe und schienen mit verständigen Neigen in den Wagen hineinzusehen, wobei den jungen Mädchen, die beide noch halb Kinder waren, ganz unheimlich zu Muthe ward. Selbst die Königin und eine alte Ehrendame, welche bei ihr im Wagen saß, wandelten öfter diese Schauer an, so daß sie ihre Zungen, so wenig als möglich im Sprechen ruhen ließen.

Jetzt endlich, gegen Untergang der Sonne, gelangten sie an einen etwas freiern Rasenplatz, wo zwischen dem Gebüsch ausnehmend schöne, bunte Waldblumen standen; Mutter! — sagte Prinzessin Kaiserkrone lebhaft — hier wollen wir doch etwas halten lassen! Ich habe Lust einen Strauß solcher schöner Blumen zu pflücken.

Sie sagte dies mit ihrem gewöhnlichen entschiednen Tone, und die Königin versetzte darauf: Mein liebes Kind, wir sollten uns eigentlich gar nicht aufhalten, da die Nacht zusehends hereinbricht; — indeß — was kann ich meiner Krone abschlagen!

Der Wagen mußte also halten; Prinzessin Kaiserkrone stieg heraus, und Nachtschatten mußte ihr folgen als ihre Begleiterin, was diese auch mit großer Freude that, denn sie liebte die Blumen nicht weniger als ihre Spielgefährtin. Beide hüpften auf die Blumen zu; als Nachtschatten so dahin schwebte, ein schlankes Wesen voll kindlicher, unschuldsvoller Anmuth, da schaute ihr die Königin mit unruhigem Blicke nach, und sprach zu jener alten Dame, die ihr Vertrauen und ihre Gunst besaß: Nachtschatten schießt jetzt ganz gewaltig in die Höhe, und

erhält ein nur allzumuntres Ansehn. — Es wäre doch seltsam, wenn ich den Lohn für meine an ihr ausgeübten Wohlthaten in Kummer erndten sollte! wenn sie, wie es beinahe den Anschein hat, gar meiner Kaiserkrone vorgezogen werden sollte! Vielleicht ein Glück weghaschte, das meinem Kinde bestimmt wäre! — Fürwahr, dies müßte doch das Mutterherz zerreißen!

Die alte Vertraute schüttelte bedenklich das Haupt, hustete und sprach dann: Nun, meine Königin, was hindert Euch denn, Euch dieser Sorge gänzlich zu entledigen? — Jetzt wäre gleich die schicklichste Gelegenheit; Ihr ließt die Kleine hier im Walde, wir führen fort und sie würde den Weg an Euren Hof viel hundert Meilen weit fürwahr nicht wieder finden!

Der alten Dame war es nur darum zu thun gewesen sich bei ihrer Gebieterin noch mehr in Gunst zu setzen, und sie hatte diese nicht unrichtig beurtheilt, denn ein freudiger Schrecken malte sich bei dem Vorschlag auf dem Gesicht der Königin, und nur zum Scheine machte sie noch einige Schwierigkeiten. Ei, das ginge doch nicht, sagte

sie, ich habe ja versprochen die Waise zu erziehen.

Nun, das habt Ihr bereits gethan! erwiederte die Alte; sie ist jetze groß genug sich durch die Welt zu finden.

Und mein Mann? — wandte die Königin noch ein.

Sr. Majestät, versetzte Jene, sind zu sehr mit wichtigern Dingen beschäftigt, als daß sie sich um solche Kleinigkeiten bekümmern sollten. Eine schickliche Antwort wird da sehr leicht zu finden seyn, im Fall sie auch ja danach fragen sollten.

So überzeugende Beredsamkeit mußte ja wohl alle Zweifel im Herzen der gewissenhaften Königin besiegen. — Die Kinder hatten unterdeß eine große Menge der schönen, farbigten Blumen gepflückt; sie sannen schon, was sie alles daraus für Kränze und Gewinde flechten wollten. Da ward Kaiserkrone in einiger Entfernung noch einen ganzen Busch vorzüglich prächtiger gewahr; allein ein sumpfigter Bach lag dazwischen; sie lief daran hin und wieder, ohne hinüber zu können; da sagte sie mit einem bittenden Tone, wie sie es selten that: Nachtschatten, Du bist größer als ich, sieh' doch ob Du

über den Graben kommen kannst! mir die Blumen zu hohlen.

Die arme Nachtschatten hatte zwar oft von der stolzen, lieblosen Kaiserkrone leiden müssen, und oft im Stillen über sie geweint; demungeachtet hatte sich ihr gutes, weiches Herz mit treuer Anhänglichkeit an die geschlossen, mit welcher sie von frühster Kindheit aufgewachsen war; und wenn nun Kaiserkrone vollends bat, so konnte sie ihr gar nicht widerstehen; sie war daher auch jetzt sogleich bereit ihren Wunsch zu erfüllen, doch der Bach dehnte seine sumpfigten Ufer zu weit aus, um ihn überspringen zu können; auch war Nachtschatten bei aller ihrer Leichtigkeit zu schüchtern und wenig selbstvertrauend zu einem solchen kühnen Wagstück; denn wessen Seele immer im Niederdruck gehalten wird, der wagt auch selbst den Kräften seines Körpers weniger zu vertrauen. Sie schürzte also ihr Gewand auf, setzte die kleinen Füßchen schüchtern versuchend auf die bessern Stellen, und half sich so, nicht ohne Mühe, über die breite, wäßrichte Vertiefung.

Indessen war man im Wagen völlig zur Richtigkeit gekommen; man rief Kaiserkro-

nen hinzu, nahm sie schnell ein, und rollte in fliegender Eil davon. — Als Nachtschatten eben einen recht großen Strauß jener ersehnten Blumen für ihre Spielgefährtin gepflückt hatte, da hörte sie mit einemmal die Räder rollen, und als sie sich erschrocken umblickte, da sah sie, wie der Wagen schon zwischen den dichtlaubigten Eichen verschwand.

Sie rief, sie schrie, denn ihr argloses Herz konnte sich gar nichts andres denken, als daß man sie vergessen habe. Zugleich war sie dem Wagen nachgeeilt, so schnell es ihre Kräfte nur verstatten wollten, allein wie war es einem zarten Kinde möglich, den vier brausenden Rossen nachzukommen, welche den Wagen fortrissen? Keine Spur sah sie mehr davon, und erschöpft sank sie endlich am Fuße eines Baumes nieder.

Die Sonne war indeß ganz hinunter gegangen; ein kalter Nachtwind strich durch das Gezweig; auch war sie durch das Verfolgen des Wagens von jener blumenreichen Stelle weg und in einen viel wildern, unfreundlichern Theil des Waldes gekommen; die frischen, vollgrünen Buchen und Eichen hörten fast völlig auf, und riesenhohe, nachtschwarze Tannen wankten in der ungewissen

Dämmernng mit geistermäßigen Weben um sie her, manche senkten ihre langen schwarz-zackigten Aeste bis auf den Boden nieder; kam nun ein Windstoß, so ächzten und krachten die Stämme, die Wipfel heulten und Schauer drängten sich von allen Seiten auf die verlassne kleine Pilgerin; da fing sie bitterlich zu weinen an, denn in ihr Herz kam jetzt eine Ahnung von der schrecklichen Wahrheit.

Von Todesangst getrieben, riß sie sich wieder auf und irrte weiter, doch immer wilder, immer schauriger ward der Wald, immer lauter hob sich der Sturm, Nachtvögel kreischten widerlich dazwischen, und schwärzer nur und schwärzer senkte sich die Nacht.

Die arme kleine Prinzessin war lange Zeit so hülflos fortgeirrt, ohne Ruh, ohne Trost, ohne Erquickung; allein nach Art des Kinderherzens, auch wohl des Menschenherzens überhaupt, stumpfte sich ihr Schmerz in sich selbst ab, auch ohne Verbesserung von Außen; sie ward gefaßter, und konnte wenigstens durch Klagen jetzt ihrem beängsteten Busen Luft machen. Mühsam wand sie sich in der Dunkelheit durch die Gesträuche, ob

sie vielleicht noch irgend Hülfe finden möchte, und sang dazu halbleise vor sich hin:

Morgen, willst Du nimmer kommen?
Auch kein sanfter Mondenstrahl?
Auch kein Sternlein ist entglommen;
Nacht, ach Nacht, im öden Thal!

Keine Stimme tönt mir Armen;
Schaurig braußt der alte Hain!
Will sich niemand mein erbarmen?
Bin ich denn so ganz allein?

Schatten ward mir schon gegeben,
Ach! mit meines Namens Wahl;
Und er legt sich auf mein Leben,
Wie auf dies verlaßne Thal!

Ja, Nachtschatten heiß ich, wiederholte sie traurig, und nachtschattig wird auch wohl mein ganzes Leben seyn!

Doch schien darauf ein tröstender Gedanke in ihr wach zu werden; sie erhob ihre Seele zu einem andächtigen Gebet, und wankte still ergebend weiter, ob sie gleich matt war bis zum Sterben. — Und siehe, nicht zehn Schritte war sie gegangen, so blinkte ihr der schwache Schimmer eines Lichts durch

die Gesträuche; — so fällt die Hoffnung in ein kummerdüstres Herz.

Mit neuen Kräften schien sie dieser Anblick zu erfüllen; sie ging drauf zu, und nicht lang so kam sie bei der Thür einer einsamen Hütte an, die sich an eine hohe Felswand lehnte, und halb darein gehauen war; so wie auch hier eine ganze Kette schroffer, unzugänglicher Felsen den Wald begrenzte.

Das Licht kam aus einem kleinen Fenster, welches über dem Eingang war. — Sie klopfte schüchtern an, nur leise und bescheiden; allein kein Laut des Lebens ließ sich im Innern hören. Zitternd vor Kälte stand das arme Kind eine Weile vor der Thür; — sie wagte jetzt noch einmal anzuklopfen, doch wie das erstemal bescheiden; allein stumm wie die Felsen die neben der Hütte aufstiegen, so blieb auch innen Alles todtenstill.

Indem bemerkte Nachtschatten wie die Angeln und Schlösser der Thür so los und locker waren, daß es nur eine kleine Anstrengung ihrer jungen Kräfte bedurft hätte, sie aufzustoßen; schon war sie daran es zu thun; doch in dem Augenblicke hielt sie ein, und sagte zu sich selbst: Nein, wer weiß welchen armen Greis, oder gar welchen Kran-

ken ich aus seinem Schlummer stören könnte! — Zudem ist es auch nicht erlaubt wider Willen in fremdes Eigenthum zu dringen.

Sie setzte sich also mit einem tiefen Seufzer zunächst der Thür auf einen Stein. Doch jetzt stieg ihre Noth aufs höchste: denn in das schaurige Gekreisch der Nachtvögel, in das Knorren und Stöhnen der Kiefern, und das Brausen des Sturms, mischte sich jezt von fernher das fürchterliche Heulen der Wölfe, das sich zu nähern schien.

Angstvoll hob die arme Nachtschatten die kleinen Hände zum Gebet empor; da sieh! in diesem Augenblicke ging die Thür auf, und heraus trat eine bejahrte Frau von edeln Ansehn, eine mild brennende Lampe in ihrer Hand. Ein silbergrauer Schleier lag über ihren schon erbleichten Locken, und ein Gewand von eben dieser Farbe floß bis zu ihren Füßen nieder. Sie trat vor die Prinzeßin und sprach zu ihr mit freundlichem Ton: Du armes Kind, du hast wohl sehr lange dulden müssen? Nun komm und erquicke dich in meiner stillen Wohnung.

Der guten kleinen Verschmachteten ertönten diese Worte wie Himmelsgruß; sie küßte ganz entzückt der Unbekannten die dargebotne

Hand, und folgte ihr in ihre Wohnung. Sie traten in einen freundlichen, stillen Raum, den die mildbrennende Lampe erleuchtete, und eine wohlthätige Wärme füllte. Dies war der ganz erstarrten Nachtschatten sehr erquickend. Die Unbekannte hieß ihr sich niedersetzen, und bereitete ihr ein kleines Tischchen zur Nachtmalzeit; darauf trug sie ihr Früchte auf und eine Schale frischer köstlicher Milch. Sieh, sagte sie, da du so sittsam und bescheiden warst, und meine Ruh zu stören fürchtetest, so ist nun auch alles zu deinen Diensten, was mein kleiner Haushalt vermag. Es ist freilich nur wenig, doch dir mit herzlicher Freundschaft gegeben.

Allein die kleine erschöpfte Prinzeßin wähnte ein Königsmal vor sich zu haben, nach Kinderart, die stets das Brod an fremdem Tisch den köstlichsten Gerichten daheim vorziehen. Während die Kleine aß, bereitete ihre milde Wirthin ein weiches Lager aus Moos und dürren Blättern, nicht weit von ihrem eignen Lager, dann setzte sie sich freundlich zu ihr an den Tisch, und sagte: Nun mein Kind, erzähle mir auch etwas von deinem Schicksal! wie es dir früher ergangen?

und was dich hierher in diese Wildniß geführt hat.

Nachtschatten erwähnte nun mit wenig Worten ihre vorherige Lage, erzählte darauf weitläuftiger — weil es ihr jetzt am nächsten lag, — wie auf einmal der Wagen mit ihrer Pflegemutter, der Königin und ihrer Gespielin davon gefahren sey, und fing dabei aufs neue an zu weinen, ohne jedoch im Mindesten über den grausamen Verrath zu klagen, den man an ihr begangen hatte, noch über irgend etwas von dem, was man ihr oft zu Leid gethan.

Du gutes Kind! sagte die Unbekannte mit Nachdruck, schlummre sanft diese Nacht auf deinem friedlichen Lager! Morgen will ich dich selbst ein Stück Weges geleiten, durch dieses unwegsame Waldgebirg. Wenn du nur erst das Schloß der holden Schwestern erreicht hast, so bist du geborgen!

Mit diesen Worten küßte sie die Kleine auf die Stirn, und führte sie zu ihrem Lager; der ruhige Schlummer der Unschuld sank bald auf das holdselige Kind herab, und die blühenden Landschaften des Traums ersetzten ihr die rauhe Wirklichkeit.

Am andern Morgen hatte sie ihre Wohl-

thäterin sehr lang ausruhen lassen, und war leis aufgetreten um ihren Schlummer nicht zu stören; als sie die Augen neugestärkt aufschlug, schien schon die Sonne ziemlich hoch stehend freundlich auf sie herab, milde Wärme war um sie her, und das Frühstück erwartete sie, zu welchem sie die milde Wirthin einlud; als sie es eingenommen hatte, sprach diese, ihr die Hand reichend: Nun komm, mein Kind! Wir müssen unsern Weg antreten; denn hier unten im Thale zu bleiben, geziemt deinen jugendlichen Kräften nicht; du mußt zur Höh hinan!

Sie traten nun aus der Hütte in den frischen morgendlich feuchten Wald hinaus, dem nur der Sonnenschein die Wipfel vergoldete, aber nicht bis zur Tiefe dringen konnte. Es ging nun immer aufwärts durch manchen engen, steilen Felsweg, worüber oft wildes Gezweig zusammen schlug, Dornen zur Seite die Kleider und die Händchen der Prinzeßin ritzten, und in den Weg gerollte Trümmer und scharfe Steine ihr die zarten Füßchen verwundeten. Oft wäre sie beinah gestrauchelt und gefallen, allein ihre Begleiterin unterstützte sie stets; und wenn ihre Kräfte fast erliegen wollten, so reichte sie

ihr in einer Schale von Eisen einen Trank, der zwar nur reines Wasser schien, der aber so mild war als Milch, und so stärkend wie edler Wein.

Jetzt wand der Bergweg sich über den Wald heraus, und eine heitre Ebene breitete sich vor den Blicken der erfreuten Prinzeßin aus. Von fern herüber glänzte ein prächtiges weißes Schloß, mit vielen blinkenden Zinnen und Thürmen; und schien die ganze Gegend zu beherrschen; die Fenster flimmerten kristallhell und alles bot den ergötzlichsten Anblick dar; das Auge der Prinzeßin flog sehnsuchtsvoll über die weite Fläche hin, und hing an diesem schönen Ruhepunkte. Die Ebne stieg noch immer aufwärts bis zu dem Schlosse, und mancher rauhe Weg war noch bis dahin zurück zu legen, allein sie fühlte Muth und Kraft in sich bald dahin zu gelangen.

Sieh! sagte ihre Führerin, dort liegt das Schloß der holden Schwestern! Du brauchst nun meine Führung nicht mehr; der Anblick wird dich nun schon zurechtleiten, da wir das Thal der Leiden und des Irrthums überstanden haben. — Lebe wohl! sey fröhlich

dort! aber vergiß auch nie ganz deiner treuen Führerin!

O meine Wohlthäterin! rief Nachtschatten, indem sie die milden Hände ihrer Leiterin küßte, wie könnte ich Euch je vergessen? oder vielmehr, wie könnte ich glücklich seyn dort in dem schönen Schlosse, wenn Ihr nicht mit mir geht? — Und wäre es denn Euer Ernst? wolltet Ihr wirklich nicht mit dahin gehn?

Das kann ich nicht, erwiederte die Unbekannte; mein Beruf ist in jenem Thal zu bleiben, und andere Leidende zu führen und zu stützen. — Allein im Nothfall werde ich auch oft an deiner Seite stehen.

Also wirklich? seufzte Nachtschatten, unter hervorbrechenden Thränen, — o so nenne mir wenigstens deinen Namen zum Abschied.

Mein Name ist Geduld, erwiederte die Führerin mit einer überirdischen Würde, und ihr Antlitz schien sich auf eine wunderbare Weise zu verklären, indem der silbergraue weiche Schleier darum floß. Ein linder, geistiger Kuß berührte noch gleich einem leisen Lüftchen segnend die Stirn ihrer Schützlingin, und verschwunden war die erhabene Gestalt.

Erschrocken blickte sich das Mädchen nach ihr um, und brach in schmerzensvolle Klagen aus, als sie sie nicht mehr sah; indeß der neue heitre Anblick nahm bald ihren kindlich leichten Sinn ganz dahin. Sie mußte durch den Schleier ihrer Thränen nach dem herrlichen Schlosse blicken, und diese Aussicht war so lachend, daß die Thränen unmerklich versiegten, und ihre Schritte sich dahin beflügelten.

Es ging, wie es immer bei flachen Gegenden zu gehen pflegt, wo der Reisende schon sein Ziel, Stadt oder Schloß, ganz nahe vor sich zu erblicken glaubte, und es sich doch durch mannichfache mählige Vertiesungen, und wieder steigende Erhöhungen der weiten Felder in eine ermüdende Ferne zieht. Endlich gelangte sie in die Nähe des Schlosses, und hier ward ihre Anstrengung reichlich belohnt; weite Blumengärten umgaben es von allen Seiten und hauchten Duft und Farbenpracht der armen Fremdlingin entgegen. Es war so schön zu sehen, wie sich an die freien, schwellenden Felder, sogleich die Blumenanlagen anschlossen, ganz ohne Zaun und Hecke, gleichsam in einander verschmelzend, das noch grünlichte Gelb der Felder,

mit allen Farbentönen der frischfunkelnden Blumenauen; so wie ein emaillirtes Bild in zarten Uebergängen in einander fließt. Hier stiegen alle Farben, vom blassesten Pfirsichfarb zum höchsten Purpur, vom sanftesten Hellblau zum tiefsten Violet. Dem jungen Mädchen war es als läge ihre Kindheit wieder vor ihr, als würden ihr die dort entbehrten Freuden jetzt ersetzend zurück gegeben. Ein frohes Kind, so hüpfte sie mit leichten Fuß durch die anmuthigen Blumenstücken, und alle Müdigkeit war aus ihren Gliedern verschwunden.

Sie war jetzt dem prächtigeu Schloß gerade gegen über, da thaten sich die goldnen Flügelthüren auf, und heraus schwebten zwei wunderschöne weibliche Gestalten, welche sie augenblicklich für die beiden, holden Schwestern erkannte. Die Eine trug ein lichtrosigtes Gewand, das mit schimmernden Goldfaden durchstickt war, sie hieß Prinzeßin Morgenröthe; die Andre im sanftwallenden Gewande von matten, mondhellen Silberflor, sie hieß Prinzeßin Sternenschimmer.

Beide begrüßten die junge Fremdlingin aufs freundlichste, und führten sie in ihr prächtiges Schloß, worinn immer eine Herr-

lichkeit die andre übertraf; wo so, wie sie die breiten Marmortreppen hinaufstiegen, sich eine Reihe glänzendschöner Zimmer aufthat, und wo ihr die Schwestern so wunderliebliche Bilder zeigten, als sie im Leben nie geahndet hatte. Das arme Kind war wie im Himmel; noch nie war ihr so gut und mild begegnet worden. Sie drückte auf das Rührendste den schönen Schwestern ihre Dankbarkeit aus, — bei denen ihr ein inneres Gefühl sagte, daß sie es wohl mit etwas mehr als irdischen Wesen zu thun habe. Auch liebten diese sie mit jedem Tage mehr, und unter ihrer himmlischen Pflege bildete ihr Geist sich eben so sehr aus als ihr Körper; nur dem Herzen nach blieb sie stets ein Kind, unschuldig, arglos, gut und nur zu gefühlvoll bei dem Leid Andrer.

Einst hatte sie allein in der Gegend gelustwandelt, und war, sich von den Blumenfeldern des Gartens entfernend, an einen Feldrand gekommen, an welchem eine grauenvolle steinichte Thalschlucht sich jäh in die Tiefe senkte. Da hörte sie ein jämmerliches Hülfsgeschrei von unten herauf schallen; sie eilte darauf zu, und sah die Königin und ihre Tochter Kaiserkrone, die sich von ihrem

zerbrochnen Wagen her, abwechselnd unter rollenden Felsstücken und Sumpf und Dorn mühsam hinarbeiteten, und dabei gellend um Hülfe schrieen.

Die gute mitleidige Nachtschatten, die alle Pfade dieser Gegend wohl kannte, stieg sogleich zu ihnen hinab, half ihnen, und führte sie einen bequemen Steg herauf; erfreut den alten Freunden, wofür sie die arglose Seele noch immer hielt, auch ihren schönen Aufenthalt theilen zu lassen, und ihnen ihre holden Wohlthäterinnen zu zeigen.

Als sie nun durch die weiten buntschimmernden Gefilde der Gärten wandelten, welche das Schloß umgaben, da sprach die Königin umherblickend, mit wichtiger und gelehrter Miene: Hier find ich doch noch manche Blumenart, die ich in meinem botanischen Wörterbuche nicht habe! Und wenn der Himmel meiner Zärtlichkeit mehrere Kinder gewährt hätte, so würd' ich etwas recht Neues in Namen haben aufbringen können! Vor allen aber sollten die jetzigen Dichter hierher wallfahrten! Sie würden auf einmal aus ihrer Titelverlegenheit kommen, und noch zahlreichere Werke schreiben können, als jetzt schon geschieht.

Indeß die Königin so sprach, lief Kaiserkrone ihrerseits ungestüm und ungewandt, zwischen den Blumenfeldern hin, so daß sie manche zarte Blume zertrat; auch wollte sie, nach ihrer gewöhnlichen Art, manche ungefragt von dem Stengel brechen: allein da war es stets, als ob sie vor ihrer dreisten Berührung zurück in ihre Blätterhülle wichen, oder wenn sie sie auch gewaltsam brach, so welkten sie im Augenblick und lagen glanz- und farblos in ihrer Hand.

Als sie nun in das Schloß selbst kamen, da waren die holden Bewohnerinnen weder zu hören noch zn sehen; Morgenröthe erschien zwar noch zuweilen in der Ferne, aber dann trug sie nicht ihr lichtes rosichtes Gewand, sondern ein wunderliches Kleid von allerlei auffallend bunten und immer wechselnden Farben; so schlüpfte sie hin und wieder an ihnen vorüber, gleichsam nur als ob sie nekken wolle; die sanfte Sternenschimmer war ganz verschwunden.

Mit neidischen Blicken betrachteten die Angekommenen alle die schönen Dinge, die jetzt die arme Nachtschatten umgaben. Sie erzählten ihr darauf sehr viel von einem wunderschönen Prinzen, Aeol genannt, der um

die Hand der prächtigen Kaiserkrone werbe; sie meinten sie dadurch wieder etwas zu demüthigen und zu kränken; allein darin hatten sie doch ihre Rechnung gänzlich verfehlt, denn statt sich darüber zu kränken, freute sich die gute Nachtschatten herzlich darüber, nahm freudig die Hand ihrer Pflegemutter, und umarmte ihre ehemalige Gespielin, ihr Glück wünschend zu dem, weshalb sie sich so glücklich prieß.

Den Beiden blieb nun weiter nichts zu thun, als Abschied zu nehmen, und ihre Reise fortzusetzen, da ihr nun wieder hergestellter Wagen ihnen nachgefolgt war. Beim Abschiednehmen sagte noch die Königin mit jenem stolz mitleidigen Lächeln, das dem Bedauerten gewöhnlich erst alle Stacheln seines Schmerzes in den beklommenen Busen drückt: Ja, armes Kind, darinn bist du doch zu bedauern, daß du, bei allen Annehmlichkeiten deiner Einsamkeit doch die Liebe mit ihren Freuden entbehren mußt! — Freilich ist auch dein Aeußeres nicht gerade glänzend, um dir darinn viel Hoffnung zu geden, indessen leben ohne Liebesglück ist wie ein Tag ohne Sonne!

Sie stiegen bei diesen Worten in den Wagen und fuhren nach einigen höflichen

Abschiedsgrüßen ihres Wegs. — Der armen Prinzeßin blieb von der letzten Versicherung doch ein Stachel in der Seele zurück; ein dumpfes Gefühl von Schmerz, ob sie auch jene Worte nur halb verstanden hatte, doch bei der Aeußerung, daß sie vielleicht auf jenes kaum geahnete Glück nicht würde können Anspruch machen. Also ein Tag ohne Sonne? wiederholte sie wehmüthig, ach wieder mein trauriger Name! immer der Schatten, den kein Strahl erhellt!

Da schwebten in dem Augenblicke wieder die himmlischen Schwestern bezaubernd freundlich auf sie zu, und vor ihrer siegenden Nähe schwand alle Traurigkeit. Armes Kind, sagten sie liebkosend, und trockneten ihr die Thränen von den langen Wimpern, die heimlich hervorgequollen waren, hast du schon wieder einmal weinen müssen? Sieh dieses Bild!

Sie zeigten ihr dabei ein ganz entzükkend schönes Bild, so schön wie sie noch nie etwas gesehen hatte; sieh! sagten Jene wieder, wenn nur erst unser Bruder, Sonnenstrahl aus dem Kriege kömmt, dann wirst du nicht mehr weinen! Er ist noch schöner als dieses sein Bild.

Ein wunderbares, ihr bis dahin noch unbekanntes Gefühl erwachte bei den Worten, in dem jungen unschuldigen Herzen der Prinzeßin; das Bild kam nicht mehr aus ihrer Seele; stillglücklich lebte sie im innigen Verein mit ihren himmlischen Wohlthäterinnen, die sie nur immer zärtlicher umfingen.

Auf einmal ward es reg in der einsamen Gegend; blendende Reiter sprengten heran auf weißen Rossen, dann wieder prächtige rothgekleidete, die triumphirend Purpurfahnen in die Luft schwangen, und alles rief: Prinz Sonnenstrahl kehrt wieder! Er war es; aus einem langen, zuletzt siegreichen Kriege, kam er zurück. Und jetzt erschien er selbst; in herrlich goldner Rüstung, die hellblitzend die Augen blendete. — Mit ihm kam noch ein andrer hoher Held, schon etwas älteren ehrwürdigen Ansehens, und mit stählerner, fester Rüstung bedecket.

Bebend stand die schüchterne Nachtschatten zwischen seinen beiden himmlischen Schwestern, die ihm entgegen gegangen waren; sein Strahlenblick traf sie; da war es als ob erst der Funken des Lebens in ihre Seele blitze. Man führte die Angekommenen entzückt in das Schloß, und die Schwestern

entlasteten den geliebten Bruder der schweren Waffenrüstung, der goldne Helm, von dem ein weißer und purpurfarbner Helmbusch niederwallte, hatte sein reizendes Gesicht beschattet. Als er ihn jetzt vom Haupte nahm, so strahlte seine Schönheit fast überwältigend her; noch tausendmal schöner fand ihn Nachtschatten als sein Bild; Rosen, nicht wie sie auf der Erde, wie sie nur in ätherischen Gefilden des Morgenhimmels blühen, strahlten auf seinen Wangen, gehoben von dem reinen Lilienschnee der schönen, edlen Stirn; vom tiefen Azur seiner Augen aber brachen Schimmer hervor, deren Flammenmacht nur durch ein zauberisches Lächeln gemildert, aber zugleich unwiderstehlich gemacht wurde. — Die Schwestern erzählten ihm die Geschichte ihres lieblichen Pflegekindes, und seine Theilnahme an ihr ward durch die Macht des Mitleids noch unendlich erhöht: Du armes, holdes Kind, sprach er mit warmen Ton, und wie nun wenn ich dir eines deiner theuersten verlornen Güter wiederbringe? Weißt du wer mein Begleiter ist? Ja, er war mein Begleiter, doch ich begleitete auch ihn auf seinen kühnen Zügen. —

Er öffnete die Thür zu einer Seitenhalle,

halle und bat den ehrwürdigen Helden in fester Stahlrüstung, herauszutreten; er hatte auch den Helm vom Haupte genommen, und Nachtschatten ward von dem Ausdruck frommer Zuversicht, stillen, festen und doch fast kindlichen Vertrauens, der klar auf diesem biedern Antlitz lag, aufs innigste ergriffen; es zog sie seine Hand zu fassen und sie mit tiefer Ehrfurcht zu küssen; wie groß war aber ihr Entzücken, als ihr der junge Held erklärte und es sich nun aus allem kund gab, das der Inniggverehrte ihr frommer Vater war, der selbst vergessend und vertrauend einst sein Liebstes dahin gegeben hatte, um seinen höhern Beruf zu erfüllen. Thränen der Freude und des Dankes gegen den Himmel glänzten in seinen aufwärts gewandten Augen, als er das geliebte Kind in die Arme schloß. Er kehrte nicht in sein Land zurück, sondern es war beschlossen worden, daß er auf immer in diesen himmlischen Gegenden bleiben sollte.

Tage der Seligkeit gingen nun für die meist so Gedrückte auf. Die Strahlenblicke des himmlischen Jünglings gingen immer entzückender über der holden Jungfrau; der Nachtschatten sank ganz in die Tiefe vor die-

ser siegenden Beleuchtung. Violens ganzes lieblich bescheidnes Daseyn blühte jetzt erst bezaubernd auf in dieser milden Sonnenwärme, und bald erhob sich für sie der bräutliche Altar, wohin des Vaters Segen sie begleitete, und wo sie ihre holden Schützerinnen dem himmlischen Bruder entgegenführten

Mit Mirthen und mit Blumen war Alles um sie her geschmückt; nur Eines fehlte noch zu den Freuden des Festes, Eines das erst der Freude den lebenvollsten Reiz verleiht, der Zauber des Wohllauts; man war deswegen hoch erfreut, als zum Beginn des Festes ein edler Sanger am Thor des Schlosses erschien, und mit einigen beseelenden Griffen auf dem Saitenspiel seine melodische Gegenwart kund gab. Man führte ihn sogleich zum Mahle, und reichte ihm den goldnen Becher dar. Während des Mahls erzählte er, wie er aus jenem Lande komme, wo die treulose Königin mit ihrer Kaiserkrone lebte, und die holde Braut fragte theilnehmend ob er dort nicht auch der Vermählung ihrer Jugendgespielin beigewohnt habe?

Das ist Alles längst vorüber! erwiederte

der Sänger lachend, der schöne flüchtige Aeol hat manche alte Schuld in das Gleiche gebracht.

Die Schwestern wollten ihm etwas von der Geschichte ihres lieben Zöglings erzählen, allein er, der gottbegeisterte Sänger wußte das Alles schon; ja er wußte nach seinen höhern Offenbarung selbst den wahren Sinn und das Wesen aller der Handelnden mit ergreifender Richtigkeit zu deuten. Er stimmte sein mächtiges Saitenspiel zu lauter kräftigen Accorden, indem er voll ernster Bedeutung dazu sang:

Wer ist sie, die trotzend auf irdische Macht,
Des biedern Vertrauens, des heiligsten lacht!
Der Glaube, der fromme jetzt kehrende Held,
In stählerner Rüstung, er zog in das Feld!

Ihr ließ er zur Obhut, sein einziges Glück,
Sein liebliches Kind, das verwaiste zurück;
Als freudig sich opfernd zu Kämpfen er zog;
Wer ist sie die biedres Vertrauen betrog?

Die Selbstsucht, so wird sie mit Abscheu genannt,
Die einzig nur sich und ihr Eignes erkannt;
Die Eitelkeit sie, ihr verzärteltes Kind,
Sie wählte zum Buhlen den schmeichelnden Wind;

Doch Aeol, ihn bindet wohl nimmer ein Ort,
Von Blume zu Blume nur flattert er fort;
Und als er einst wieder zur Krone gekehrt,
Hat leicht er die prunkenden Blätter zerstört.

Doch Du, so sagte er, mit ausdrucksvollen Blick gegen die liebliche Braut gekehrt, indem er seine Saiten zu einer sanften, seelenvollen Weise stimmte; — Du

Holde demuthsvolle Tugend,
Oft in schwerem Kampf bewährt,
Schon in hülflos zarter Jugend,
Strahl' uns, heilig und verklärt!

Hoffnung, schön als Morgenröthe,
Zarter Ahnung Sternenlicht,
Zeigten süß, wie Hauch der Flöte,
Dir ein lieblich Traumgesicht;

Dir des Liebsten Bild voll Schimmer,
Aller Schatten sank ins Thal;
Wandle, Heldin, nun auf immer
In des Glückes Sonnenstral!

Louise Brachmann.

Edle Minne
oder
Bruchstücke aus dem Leben des Grafen von Montberry.

Unter den jungen Edelleuten am Hofe des Prinzen Franz von Conti, dieses edlen, ritterlich gesinnten Freundes des großen Königs, Heinrich von Navarra, zeichnete sich der Graf von Montberri durch Schönheit der Gestalt, Adel der Sitte, heitre Gesangesgabe und Gewandheit in allen Ritterspielen und Kriegsübungen der damaligen Zeit aus. Wie eine frische, eben aufgeblühte Rose lag die Welt vor ihm und, wie eine Biene, flog er mit inniger Lust ihren Freuden zu.

Sein Vorbild und Rathgeber war sein väterlicher Freund, der Freiherr von Franclieu, einer der geehrtesten Feldherrn der damaligen Zeit, der den jungen Grafen beson-

ders lieb gewonnen hatte, und ihn durch Wort und Beispiel lehrte, wie er Gott, seinen König und edlen Frauen zu dienen, sich beflissen zeigen müsse.

Eines Tages, gab ihm dieser, im Namen des Prinzen von Conti den Auftrag, der Prinzessin Marie Henriette von Bourbon, Tochter Heinrich des ersten, Prinz von Condé, eine Brieftasche mit wichtigen Papieren zu überbringen, und empfahl ihm für die Ausrichtung dieses Auftrags, auf das ernstlichste, Eile und Verschwiegenheit.

Gefühlvolle Seelen haben oft eine leise Vorahnung des Augenblicks, der über ihr Leben entscheidet, und so bestieg auch unser junge Graf mit klopfendem Herzen das Roß, das ihn nach dem Wohnort der Fürstin, dem Schloß von Amboise, tragen sollte. Es war spät Abends, als er ankam, und die Zugbrücke hing schon aufgezogen in ihren schweren Ketten; allein vor dem Namen des Prinzen von Conté, der ihn sandte, senkte sie sich wieder, und der Majordomus der Fürstin empfing ihn in dem innern Schloßhof, um ihn zu dieser zu führen. Sie mußten einige Minuten in dem Säulengang vor dem Gemach der Fürstin warten, ehe eine ihrer

Frauen die Thüre öffnete und dem Grafen einzutreten winkte. Er trat rasch ein; sie gab ihm aber ein Zeichen leise zu gehen und so folgte er ihr, sonderbar bewegt, in ein großes, schwarz ausgeschlagenes, von einer einzigen Ampel dämmernd erleuchtetes Zimmer. Im Hintergrunde desselben saß, das Gesicht auf ihre Hand niedergebeugt, die Fürstin, in dem dunkeln Gewand der Trauer, die sie um ihren vor kurzen verstorbenen Vater trug. Ohne aufzusehen gab sie ihm mit der Hand ein Zeichen, seinen Auftrag an sie auszurichten.

Unvorbereitet auf solchen Anblick, vermochte der junge Graf nur einige unvernehmliche Worte zu stammeln. Der bewegte Ton seiner Stimme traf das mitleidige Herz der Fürstin; sie sah auf, und indem sie die Hand ausstreckte, die Brieftasche zu nehmen, die er ihr darreichte, erblickte er die seelenvollsten Augen und das schönste weibliche Angesicht, das vielleicht je von einem Sterblichen erblickt worden ist. Der Zauber dieses Anblicks traf ihn so gewaltig, daß er wie geblendet auf die Knie niedersank.

Neunzehn Jahr alt und schön wie ein Götterjüngling, mit nassem Auge und sanft

erröthender Wange, sah ihn die Fürstin zu ihren Füßen. Sie hob ihn huldvoll auf, und während der Schimmer einer leisen Verwirrung ihre holdseligen Züge überzog, erbrach sie die Brieftasche, in der sie die Urkunden der bedeutenden Schenkungen fand, durch die der König von Navarra das Andenken seines großsinnigen Freundes, ihres verstorbenen Vaters, in seinen Kindern, nämlich in ihr und ihrem zwölfjährigen Bruder, Raimund, ehrte bei dem sie Mutterstelle vertrat, da sie beide verwaiset und sie um 8 Jahre älter war als er. Sie wandte, als sie die, die Urkunden begleitenden Briefe gelesen hatte, den Blick auf Montberri zurück. Mein erlauchter Oheim, der Prinz von Conti, erwähnt Eurer, sagte sie, so huldvoll in seinem Briefe, daß ich mir eine Pflicht daraus mache, Euch in meinem Schloß ein Nachtlager anzubieten. Auch wünsche ich, daß Ihr vor Eurer Abreise, morgen meinen Bruder sehet, dem ich in Euch einen Freund werben möchte.

Sie gab hierauf dem Majordomus den Befehl zur Aufnahme und Verpflegung des jungen Ritters und ließ, als dieser sich ehrfurchtsvoll beurlaubte, ihr schönes Haupt

wieder in die aufgestützte Hand zurücksinken; allein durch die Rosenfinger durch folgte ihr Blick unwillkührlich ihm nach.

Dem jungen Grafen wurde in einem der Eckthürme des Schlosses ein Zimmer angewiesen, aus dessen Fenstern er das Gemach der Fürstin erblicken konnte. Der falbe Lichtschimmer, der aus diesem zu ihm hinüberstralte, ward ihm zum leuchtenden Weltgestirn, sein Zimmer zum Himmelreich. Er forderte sich selbst keine Rechenschaft über den bangen Wonneschauer seiner Empfindung ab; aber er brachte die ganze Nacht am Fenster in stillaufdämmernden, wort- und gedankenlosen Träumen hin; von allen Empfindungen seiner Brust war er sich nur der Bewunderung klar bewußt, mit der er es bedachte, wie sie in der Blüthe solcher Jugend und Schönheit, die Huldigungen der ersten Könige und Herrscher Europens verschmähete, um in der Einsamkeit dieses Schlosses. nur der Trauer über den Tod ihres Vaters und der Sorge für die Erziehung ihres Bruders zu leben.

Am Morgen kam der Majordomus, den Grafen zu begrüßen und ihm die Merkwürdigkeiten des Schlosses zu zeigen. Sie

durchgingen die Rüstkammern und Waffensäle, und nahmen dann ihren Weg nach dem Garten, wo der Graf von Montberry die Fürstin sehen sollte. Zuerst kamen sie in einen kleinen, von dem großen abgesonderten Garten, in dem nur weiße Lilien und schwarze Tulpen – Sinnbilder der Liebe und des Schmerzes — blüheten, und wo im Hintergrunde desselbe, von hohen Bäumen beschattet und von Gebüsch verdeckt, ein Altar stand, auf dessen Vorderseite in griechischer Sprache das Wort: Freundschaft, eingegraben war, und tiefer unten die Worte: Dem künftigen geliebtesten Freund des geliebtesten Bruders geweiht! Das muß ich werden! rief Montberry aus, und in dem Augenblick sah er den jungen Fürsten, der von seinem Aufseher begleitet, ihn aufzusuchen kam. Mit Entzücken erblickte er ihn, das Abbild der unvergleichlichen Schwester, da seine Jugend ihm noch den ganzen Reiz ihrer Engelsholdseligkeit ließ. Mit all der liebenswürdigen und herzlichen Unbefangenheit der Kinderjahre warf sich der Fürst in des jungen Grafen Arme, der ihn mit süssem Beben an sein Herz drückte. In diesem frohen Augenblick er-

schien die Fürstin. Montberry fürchtete, daß sie ihn zu kühn finden möge: allein die Zärtlichkeit des schönen Jünglings gegen das geliebte Kind schien ihrem Herzen wohlzuthun, sie näherte sich ihnen mit huldvollem Lächeln. Ihr seht hier, sagte sie, in meinem Bruder den einzigen Trost, den mir die Vorsehung gewährt hat. Möge er einst die Tugenden seines erhabenen Vaters besitzen, und unter den Fürstenjünglingen seiner Zeit ein eben so hell leuchtendes Bild aller feinen und edlen Rittersitte werden, wie Ihr, Graf Montberry, es nach dem Zeugniß des Prinzen von Conti, jetzt für den ganzen jungen französischen Adel seyd.

Der Graf war zu bewegt, um antworten zu können, und vermogte sich nur ehrfurchtvoll und heiß erröthend vor der Fürstin zu neigen. Laßt uns dorthin gehen, sagte sie zu ihren Damen, indem sie nach einem Obelisk von schwarzem Marmor zeigte, der unter Cypressen stand und den Namenszug ihres Vaters trug. Ich war lange nicht hier und mein Herz verlangt die heilige Stelle wieder zu sehen. Sie gab dem Grafen den Arm, kaum aber hatte sie den Eingang der Hecke erreicht, die das geweihte

Grab umgab, als sie von Schmerz und Empfindung überwältigt, ohnmächtig in seine Arme niedersank.

Mehr von ihm getragen als geführt, brachte er sie in das Schloß zurück, wo er sie auf ihren Ruhesessel niederließ. Ihre Frauen sammelten sich um sie, aber keine gedachte daran, ihn gehen zu heißen, der, neben den Sessel auf die Knie niedergesunken, noch immer ihr Haupt in seinen Armen ruhen ließ, und mit unaussprechlicher Angst den Augenblick ihres Erwachens erwartete. Endlich schlug sie die schönen Augen auf und gebot, nachdem sie allen gedankt hatte, dem Grafen, seine Abreise bis zum andern Tag zu verschieben, damit er Gelegenheit habe, am heutigen dem Unterricht des Prinzen Raimund beizuwohnen, und dem Prinzen von Conti von den Fortschritten desselben Bericht erstatten zu können.

Dieser Befehl füllte des Grafen Seele mit Entzücken. Eine Stunde längeren Verweilens in ihrer Nähe, erschien ihm wie ein Jahrhundert des Glückes. Er dankte ihr mit ehrfurchtsvoller Innigkeit und folgte ihrem Stallmeister, dem sie befahl, in den Hof vor ihren Fenstern die arabischen Pferde

bringen zu lassen, die der junge Fürst alle Tage in der Reitbahn ritt.

Trotz seiner Jugend wußte Raimund doch schon ein Pferd mit Anstand und Geschicklichkeit zu führen: allein die Lust sich vor dem jungen Fremdling, der ihm als ein Meister in allen ritterlichen Uebungen gerühmt war, zu zeigen, verleitete ihn zu zukühnen Wagnissen. Er ritt einen feurigen Araber, der von ihm unvorsichtig zum Sprung gereizt, sich so hoch bäumte, daß er mit ihm überzuschlagen drohte. Montberry sprang hinzu, das Roß zu halten, aber in demselben Augenblick that es einen neuen mächtigen Seitensprung und schleuderte ihn gegen die Mauer, so daß er besinnungslos und blutend niederstürzte.

Montberry erwachte in einer der Gallerien, die zu den innern Gemächern der Fürstin führten, und erfuhr daß diese, freundlich und gütig gegen alle gesinnt, auch an dem ihm wiederfahrenen Unheil den lebhaftesten Antheil gezeigt habe. Obgleich ihr, in der Heilkunst wohlerfahrner Kaplan, versichert hatte, daß die Verletzung des Grafen keinesweges gefährlich sey, fürchtete sie doch,

daß das ihm früher in dem Eckthurm angewiesene Gemach, für seine Pflege zu abgelegen, und die Treppe, die zu demselben führe, zu steil sey, um ihn, wund und ohnmächtig wie er war, hinauf tragen zu können, und befahl ihn in der Gallerie zu lassen, wo er zuerst die Augen wieder öffnete, und sie einem Edelknaben den Befehl ertheilen hörte, zu dem Prinzen von Conti zu eilen und ihm die Verwundung des jungen Grafen und die Nothwendigkeit seines längern Aussenbleibens zu melden.

Welche Tage der reinsten Wonne und des lautersten Glückes brachen jetzt für Montberry an? Täglich, stündlich hörte er von ihr reden, von ihren Dienern ward er bedienet, von ihren Frauen verpflegt; ein leichter grün sammetner Vorhang trennte seine Lagerstätte von dem Gang, durch den sie täglich nach ihrer Kapelle ging, er erkannte ihren leisen, schwebenden Tritt, das Rauschen ihrer seidenen Gewänder — er hörte sie im Vorübergehen von ihm reden, sich in milden Engelston theilnehmenden Mitleids nach ihm erkundigen, und so grub jeder Augenblick ihr Bild und ihren Namen tiefer in sein Herz. Am dritten Tage kam sie, un-

begleitet von ihren Damen, von einem einsamen Spatziergang in den Garten zurück, blieb vor dem Vorhang stehen und fragte mit gedämpfter, bebender Stimme nach seinem Befinden. Sein Herz klopfte so gewaltig, daß er nicht ein Wort zu erwiedern vermochte. Er schweigt, dann schläft er wohl, sagte sie, und zog den Vorhang zurück. Zitternd und kaum athmend, schloß der junge Ritter unvorsätzlich die Augen und schien unbeweglich zu schlafen. Schlafe, holder Jüngling, flüsterte sie leise, und ein freundlicher Gott schenke dir Träume anmuthig und holdselig wie du selbst. — Lange, lange ruhte ihr Blick auf ihn, seine Herzensschläge wollten seine Brust zersprengen; plötzlich hörte die Fürstin ihre Frauen kommen — sie ließ den Veilchenstraus, den sie in der Hand hielt, auf Montberris Lager fallen und entfernte sich eilig. Dieser Blumenstrauß ward für den Grafen zum schmerzstillenden Talisman, es war, als athme er mit seinem Duft Heil und Genesung, und schon am Abend dieses schönen Tages fühlte er sich so wohl, daß er eine Laute forderte. Die sanften Töne, die er ihr zu entlocken wußte, wurden eine Sprache für den Zauber,

der sein Daseyn zu einem Traum der seligsten Himmelswonne machte, und durch den grün sammtnen Vorhang hin, schwebten nun in nächtlicher Stille, wie der Wiederhall leiser, zarter Seufzer, Lautenton und Sang um das Lager der Fürstin. Bald ward ihm nun die Gunst vergönnt, die der geselligen Unterhaltung gewidmeten Abendstunden, im Kreise ihrer Damen, mit zubringen zu dürfen. Als er das erstemal, eine schwarze Sammtbinde unter der wunden Stirne, auf dem ihm gewordenen Befehl bei ihr eintretend, war die Aehnlichkeit zwischen ihm und Albanes berühmtem Gemälde, Amor als Jüngling, das in dem Zimmer der Fürstin hing, so groß und auffallend, daß alle anwesende Damen sie sich leise zuflüsterten und ihre hohe Gebieterin sanft erröthete.

Er mußte nun auch den Lehrstunden des jungen Fürsten Raimund beiwohnen, die alle in Gegenwart seiner erhabenen Schwester gegeben wurden, und wo dem Grafen das Glücke ward, aus dem Munde der schönsten Fürstin alles zu hören, was in einer jungen Seele die zartesten und edelsten Blüthen der Ehre und der Minne zu entfalten vermag.

Der Waffenmeister des Prinzen Raimund

war ein Spanier, mit Namen Torilles, übermüthig, rachsüchtig und prahlerisch von Karakter, schön, aber bleichgelb, wie der Neid, von Gestalt. Er war früher in Diensten des Grafen von Soissons gewesen, der ihn der, von ihm angebeteten Fürstin empfohlen hatte, um ihm bei ihr zum Kundschaften zu dienen. Die Gegenwart des Grafen Montberri am Hofe der Fürstin war ihm ein Dorn im Auge, da der Ruhm desselben, die Zierde des ganzen französischen Adels, durch seine Meisterschaft in allen ritterlichen und kriegerischen Spielen und Uebungen zu seyn, seine kleine Seele mit allen Regungen des Neides und des Hasses füllte.

Eines Tages, als die Fürstin und der Graf den Fechtstunden des jungen Raimund zusahen, gewahrte Montberri, daß Torilles diesem einen, eines ebenbürtigen Ritters unwürdigen Fechtergriff zeigte, indem er ihn anwies, sich verwundet zu stellen, und so, auf ein Knie niedersinkend, dem Gegner von unten auf den Dolch ins Herz zu stoßen. Haltet ein, Herr, rief ihm Graf Montberri entrüstet zu; diesen Stoß darf der Fürst so wenig lernen, als ihn je anwenden.

Torilles gerieth in Wuth, daß ein so jun-

ger Ritter es sich anmaaßen wolle, ein solches Urtheil über ihn, den wohlerfahrnen und berühmten Waffenmeister, auszusprechen; aber Graf Montberri ließ sich nicht irre machen. Es giebt, fuhr er fort, Fechterhiebe und Stöße, die um nichts besser als ein Meuchelmord sind, und zu diesen gehört der eben von Euch gezeigte. Leichtigkeit, Gewandheit, Geschwindigkeit und Ueberraschung bieten erlaubte Vertheidigungs- und Angriffsmittel; allein jeder Hieb oder Stoß, durch den ich die Großmuth des Gegners täusche, ist feigherzig, unedel und ehrverletzend.

Redensarten, rief Torilles, mit funkelnden Augen und teuflischen Lachen, der Weg, der zum Siege führt, ist immer der beste Weg.

Mit nichten, Herr, erwiederte der Ritter ernst und würdevoll, und selbst für den Augenblick, den Ihr im Auge habt, giebt es eine rechtlichere Finte, als die Eurige, und ohne eine Antwort abzuwarten, stellte er sich ihm gegenüber und nach wenig Minuten entwaffnete er Torilles, warf ihn nieder, und setzte ihm, nach weggeworfenem Dolch, die Faust auf die Brust.

Die Wuth des Spaniers war unbeschreiblich, mit der er, so niedergestreckt, sich für

besiegt erkennen mußte. Der Graf reichte ihm freundlich die Hand zum Aufstehen. Vergebt mir, wackrer Meister, sagte er ihm bescheiden, wenn ich den günstigen Augenblick benutzte, wo ihr, von langer Fechtübung ermattet waret, um mich mit Euch zu messen. Gerne stehe ich Euch dafür an einem andern Tage auch wieder zu Diensten. Ohne ein Wort zu erwiedern, warf Torilles einen tükkischen, wuthvollen Blick auf ihn, nahm seine Waffen zusammen, und entfernte sich schweigend. Ihr habt Euch einen furchtbaren Feind gemacht, mein edler Graf, sagte die Fürstin, aber wie sehr dank ich Euch nicht für die Lehre die Ihr meinem Bruder gegeben habt. O möge er Euch einst gleichen und eben sowohl Furcht als Liebe einzuflößen wissen, setzte sie seufzend hinzu.

Schon waren drei Wochen verflossen, seitdem der Graf im Schlosse angekommen war, als sich einst Abends der schöne und gewaltige Graf, Karl von Soissons, melden ließ. In prächtiger Jagdkleidung, den Falken auf der Hand, umgeben von seinem glänzenden zahlreichen Gefolge, trat er ein; als er sich aber der Fürstin nahete, ihr nach dem Recht seines Ranges und ihrer Verwandschaft, die

Hand zu küssen, überraschte ihn ihr Anblick, und er wünschte sich und ihr Glück sie in solchem erneuerten Glanz der Schönheit und Gesundheit zu sehen.

Die Fürstin erwiederte ihm verlegen einige Worte von dem Einfluß des Frühlings, der milden Luft, der schönen Gegend, und, als wolle sie dies Gespräch enden, schlug sie ihm einen Spatziergang in dem Garten vor. Ihr Weg führte sie nach der Reitbahn, die, mitten im Park gelegen, mit einem zierlichen Geländer eingefaßt, und mit schön blühenden Gesträuchen umpflanzt war, in deren Umschattungen Sitze für die Damen angebracht waren, die hier oft den Uebungen des jungen Fürsten und der Edelknaben seines Gefolges, zusahen.

Sie fanden diese auch jetzt hier versammlet und der Graf von Soissons, der diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen wollte, sich der Fürstin vortheilhaft zu zeigen, befahl sein herrliches, andalusisches Roß herbei zu führen, auf das er sich mit der zierlichsten Gewandtheit schwang, und das umgestüm tobende, widerspänstige Roß so meisterhaft zu zügeln und zu führen verstand, daß es ihn nach durchgemachter Schule, schaumbedecket

aber auch gehorsam und unterwürfig wieder zu den Füßen der hohen Herrin trug. Montberri eilte herbei, dem Königlichen Prinzen den Steigbügel zu halten, und diese Aufmerksamkeit des jungen Grafen gefiel ihm so, daß er ihn aufforderte, den Damen gleichfalls einige Beweise seiner Geschicklichkeit zu geben. Die Fürstin wollte dies zwar verhindern, indem sie seine noch nicht ganz geheilte Wunde anführte, die jede Anstrengung für ihn gefährlich zu machen drohe; aber ehe sie noch ausgesprochen hatte, saß er schon auf einem edlen arabischen Roß, und sprengte, die Damen sittig grüssend, in die Reitbahn. Alle die Geschicklichkeit, die wir in unsern Zeiten an den Kunstreutern bewundern, war damals das Eigenthum der jungen Edelleute, und machte einen Theil ihrer ritterlichen Erziehung aus. Graf Montberri war, wie schon früher erwähnt, Meister in allen Ritterübungen und Spielen jener Zeit und zeigte sich auch auf der Reitbahn als ein solcher; aber Muth und Jugendlust rissen ihn zu heftig mit sich fort und als er, von dem Beifall aller und selbst von dem Beifall des stolzen Königlichen Prinzen empfangen, vom Pferde sprang, sank er ohnmächtig zu den

Füßen der Fürstin nieder, die, bei diesem Anblick ihrer nicht mächtig, durch den Ausdruck ihrer Theilnahme, dem Grafen von Soissons das, vielleicht von ihr selbst noch nicht gekannte Geheimniß ihres Herzens verrieth.

Seinem stolzen Sinn war bis zu diesem Augenblick der Gedanke fremde geblieben, daß irgend ein Sterblicher da zu gefallen vermöge, wo seine Huldigung verschmäht werde. Er nahm von der Fürstin hoch beleidigt Abschied, und Montberri, dem dieses alles nicht unbekannt blieb, empfand den grausamen Schmerz der Furcht, die Fürstin, um ihrer ihm erwiesenen Huld willen, der Mißdeutung ausgesetzt zu sehen, und diese Furcht ist für einen Mann von Ehre stets die allerschmerzlichste. Er hatte, als er wieder vor der Fürstin erschien, nicht den Muth, den Blick zu ihr zu erheben, und war entschlossen, sie um seine Entlassung zu bitten; allein sie kam ihm zuvor und redete ihn mit rührendem Zauber und tief bewegtem Klang ihrer seelenvollen Stimme an. Ihr müßt reisen, mein edler Graf, sagte sie ihm; Euer längeres Ausbleiben könnte den Prinzen von Conté beunruhigen und wohl gar den Argwohn erwecken

als verleugnetet Ihr Eure Wiederherstellung. Reiset denn mit Gott. Ich wünsche Euch in Tours, wohin ich auch bald zu gehen gedenke, die Aufsicht über meinen Bruder zu übertragen, und Ihr könnt im Voraus darauf rechnen, daß alles was Ihr durch Lehre und Beispiel seinem jungen Herzen von Ritterehre und Tugend einprägen werdet, Euch zum Anspruch auf die Dankbarkeit der Schwester berechtigen wird.

Sie überreichte ihm bei diesen Worten eine weiße, goldgestickte Scherpe, die sie ihm zu ihrem Andenken zu tragen befahl, und verabschiedete ihn dann, mit unverkennbarer innrer Bewegung, aber auch mit all der unerschütterlichen Festigkeit einer edlen Entschlossenheit. Traurig und niedergeschlagen verließ er das Schloß, und unwillkührlich zog es seine Blicke immer wieder auf sich zurück, bis es ihm ganz entschwunden war, da gab er aber seinem Roß die Sporen, als wolle er dem Schmerz entfliehen und der Hofnung entgegeneilen. Der Prinz von Conté empfing ihn bei seiner Rückkehr sehr kalt und es blieb ihm kein Zweifel, daß er nicht durch den Grafen von Soissons gegen ihn eingenommen worden sey; aber er setzte seiner Kälte

sanfte Bescheidenheit und ehrfurchtsvolle Unterwerfung entgegen, fest entschlossen, ihm über alles, was die Fürstin nicht geradezu persönlich betraf, wahr und offen Rede zu stehen. Er erzählte ihm also, da er ihn befragte, die Umstände seiner Verwundung und erwähnte mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit der Pflege, deren er sich auf Befehl der Fürstin zu erfreuen gehabt habe. Der Prinz schien mit seinem Schweigen und seinem scheuen Zartgefühl zufrieden zu seyn und entließ ihn freundlicher, als er ihn empfangen hatte. Erinnert Euch, junger Herr, sagte er ihm, daß es nicht Euer Beruf ist den Damen Liebeslieder vorzusingen, wohl aber Euch in allem zu vervollkommnen, was Euch fähig machen kann Eurem König im Kriege wie im Frieden zu dienen.

Montberri fühlte den Vorwurf, der für ihn in diesen Worten lag, und eifriger denn je widmete er sich dem Studium der Kriegswissenschaft und den Ritterübungen, die er von jeher geliebt hatte.

War aber der edle Prinz von Conté in seinen Aeußerungen über Montberris Aufenthalt in Amboise, behutsam schonend gewesen,

so mußte dieser dafür von seinen Gefährten desto mehr Anspielungen und Neckereien hören. Das Haus der schönen und erlauchten Gräfin von Chatellerant war in Tours der Sammelplatz der vornehmen und schönen Welt. Wenig Tage nach seiner Rückkehr von Amboise ward auch unser Graf bei ihr eingeführt, und von ihr mit einer Freundlichkeit und Auszeichnung empfangen, die er nur auf Rechnung ihrer Neugierde setzte, und dies um so mehr, da ihm die muthwilligen Blicke nicht entgiengen, die sie mit einem seiner Gefährten, denselben, der sich angeboten hatte ihn bei ihr einführen zu wollen, dem Marquis von St. Marsan, wechselte. Mehrere Abende gingen indessen ungestört vorüber, bis an einem derselben das Gespräch auf die Fürstin fiel, und die Gräfin mit einem geheimnißvollen Lächeln erzählte, daß die Thränen der schönen Marie Henriette von Bourbon um ihren Vater, plötzlich auf eine wunderbare Weise versiegt seyen, wie man sage. Ein junger Ritter nämlich, fuhr sie fort, hat den Eingang in ihrem Schlosse zu finden gewußt; eine verstellte Krankheit gab ihm den Vorwand dort zu verweilen, und seit der Zeit, behauptet man,

sollen die Thränen der Fürstin nicht mehr dem kalten Todten, sondern dem heißlieben-den jugendwarmen Ritter nachgeweint wer-den, der sich endlich mit blutenden Herzen losreißen mußte, von dem Zauberschloß. Al-ler Blicke richteten sich hier auf den Grafen. Ei Montberri, rief St. Marsan aus, da-von mußt du ja wohl Auskunft geben kön-nen, denn wenn ich nicht irre, bist du ja wohl so ungefähr um die Zeit dieses Aben-theuers auch in Amboise gewesen? Wirklich, Graf, nahm die Gräfin, ihn mit zauber-voller Lieblichkeit anlächelnd, das Wort, nun so laßt uns doch erfahren, was Wahres an der Geschichte ist. — So viel ich weiß, edle Frau, antwortete er ihr kalt und ernst, ist an der ganzen Euch erzählten Geschichte kein wahres Wort. Verständige und wahrhafte Menschen haben durchaus nichts gesehen, als von der einen Seite großmuthvolles, edles Mitleid und von der andern tiefe Ehrfurcht. Welche edle Discretion! rief hier St. Mar-san spöttisch aus. Wer sollte glauben, daß sich in unsern Zeiten diese Schäfertugend noch nach Hofe verirren könne! — Wolltet Ihr denn etwa, Marquis, den bei Hofe lebenden Rittern Ehre und Rechtlichkeit ab-

sprechen, da beide nicht ohne Discretion gedacht werden können? — fragte Montberri sehr ernst. — Sagt lieber, fuhr St. Marsan heftig auf, daß eine solche Discretion ein Kind der Falschheit und der Verstellung ist. Montberri drückte ihm, statt zu antworten, die Hand auf eine Art, die St. Marsan nicht mißverstehen konnte, und fuhr dann unbefangen und dem Schein nach dies Gespräch gar nicht weiter beachtend, fort von andern Gegenständen zu reden, bis er, ohne daß es auffallen konnte, die Gelegenheit fand, sich zu entfernen. Die Gräfin warf ihm beim Abschied einen Blick zu, vor dem er erröthete, ob er ihn gleich in seiner Glut nicht zu deuten vermogte. Nicht lange war er vor dem Pallast der Gräfin auf und ab gewandelt, als St. Marsan erschien. Sie gingen schweigend neben einander, bis sie ins Freie kamen. Herr von St. Marsan, fing der Graf ruhig gelassen an, diese Stunde muß uns entweder zu Freunden oder zu Feinden machen. Mich selbst gebe ich, alles was sich auf Ehre bezieht natürlich ausgenommen, gerne Eurem Hang zu Neckereien preis; aber edle Frauen sollt Ihr verschonen, und Euch nicht erlauben ihren Namen Eurer Unterhal-

tungen einzuflechten. Gelobt mir daher jede derselben künftig, selbst bis auf die Nennung ihres Namens, gebührend zu ehren, oder bereitet Euch Eure Klinge mit der meinigen auf Tod und Leben zn messen.

Wahrhaftig, Montberri, antwortete St. Marsan gutmüthig, man sieht was Du noch am Hofe für ein Neuling bist. Es kann Dir ja gar nichts Vortheilhafteres begegnen, als das, worüber Du klagst. Das gilt hier gleich, antwortete Montberri. Genug, Ihr habt den Namen einer Fürstin geschmäht, die als die Nichte meines Königs ein doppeltes Recht hat, von mir zu fordern, daß ich solche Schmähung in Blut abwasche und von Euch Genugthuung dafür fordre. — Sey es denn, rief St. Marsan, wir kennen uns beide darauf, daß wir es nicht scheuen, das Schwerd zu ziehen; aber bedenkt Ihr auch, Montberri, daß unser Zweikampf uns beiden die Gnade des Königs unwiderbringlich verscherzen muß, der es, Euch so wenig wie mir, je vergeben wird, die Fürstin dadurch zum Gegenstand des Geredes von ganz Frankreich zu machen.

Montberri stutzte. Ihm war als sehe er die Fürstin vor sich stehen, wie sie, mit

Thränen im Auge, ihm seinen Undank und die Entweihung ihres Namens vorwarf. Wie soll aber unser Streit sich ausgleichen? fragte er. — Wir verschieben es bis zum nächsten Anlaß ihn auszufechten, sagte St. Marsan, und dieser wird, wenn Dir darum so sehr zu thun ist, nicht lange ausbleiben. Montberri bestand aber auf der Nothwendigkeit einer Ehrenerklärung für sich, und St. Marsan erbot sich, ihn zur Gräfin zu begleiten, und ihm diese, in ihrem Beiseyn, zu geben.

Montberri ahnete die Falle nicht, die ihm gelegt wurde. Er nahm daher keinen Anstand, St. Marsan zu der eben so sehr wegen ihres Hanges zur Galanterie, als wegen ihrer großen Schönheit berühmten Frau zu begleiten, die sie, da es spät geworden war, ganz allein trafen. Sie nahm die beiden Ritter freundlich auf, und so wie St. Marsan sich der übernommenen Verpflichtung entledigt hatte, wandte er ein Dienstgeschäft vor und ließ den Grafen mit ihr allein.

In den von dem edlen Grafen von Montberri selbst niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten seines Lebens, aus denen wir diese

Bruchstücke mittheilen, fährt er folgendermaßen in der Erzählung seine Unterredung mit der Gräfin fort, und es muß uns vergönnt werden, ihn nun selbst reden zu lassen.

„Zitternd, blöde und verlegen stand ich der schönen Gräfin gegenüber, die mich lange, freundlich lächelnd, ansah und mir dann auf einem neben ihr stehenden Sammtsessel Platz zu nehmen befahl, da ich, so spät es auch schon sey, doch noch weilen müsse, weil sie fürchte, daß ich wieder mit St. Marsan zusammen treffen und unser Streit sich erneuern könne. Und nun, unter dem Vorwand, mir Rath ertheilen zu wollen, wie ich künftig solche Auftritte, die es sie beliebte eine Folge des Neides meiner Vorzüge, vorzüglich meiner Schönheit zu nennen, vermeiden könne, berauschte sie mich mit den süssesten und verführerischsten Schmeicheleien, die je in Sirenentönen über Rosenlippen geflohen sind. Was hilft Euch Eure Schönheit, junger Graf, sagte sie süß lächelnd, was hilft Euch dieser Rosenglanz der frischesten Jugendblüthe, was dieser schwämerisch zärtliche Blick des ätherreinen, ätherblauen Auges, das doch in der Begeisterung des Ruhmes, des Zornes, oder des Dich-

terfeuers, so sonnenhelle Strahlen blickt, wenn ihr diese Vortheile nicht geltend zu machen wißt? Euch fehlt eine Freundin, eine Führerin, und das will ich seyn, wenn Ihr anders Neigung in Euch fühlt, mich dazu wählen zu wollen.

O wie gerne, erlauchte Frau, sagte ich, werde ich Euren Rathschlägen, wie denen einer geliebten und verehrten Mutter folgen.

Sie lachte bei diesen Worten hell auf, die sie, kaum 25 Jahr alt und noch im vollen Zauberglanz der Jugendschönheit, nicht verletzen konnten, sondern ihr nur meine Einfalt und Unerfahrenheit zeigten. Nun wohl, Graf, antwortete sie mir, um solchen Neckereien, wie den heut erfahrenen zu entgehen, müsset Ihr nach einer ernsteren, männlicherern Haltung streben, und diese fast mädchenhafte Schüchternheit ablegen. Beseelt Eure Züge, Euer Betragen, durch den Wunsch zu gefallen; seyd sorgfältiger und geschmackvoller in der Wahl Eures Anzugs, und Ihr werdet dann nicht blos liebenswürdiger erscheinen, sondern Euch auch geehrter fühlen. Seht z. B. jenes Bild an, es stellt einen Edelknaben der schönen Herzogin von Etampes, der Geliebten Franz des Ersten vor,

und gilt für ein Meisterbild in Hinsicht auf die Grazie, die jugendliche Lebhaftigkeit und zierlich sittige Haltung der Gestalt. Ich bin überzeugt, daß Ihr in ähnlicher Lage, nicht mit dieser liebreizenden Anmuth das Knie vor Eurer Herrin zu beugen wissen würdet. Versucht es einmal, denkt Euch z. B. ich sey die Herzogin von Etampes, wie würdet Ihr mir diese Blumen da überreichen?

Als ich eben bei dieser Frage zu ihr aufsah, wie sie freundlich einladend auf mich blickte und schön, wie eine der Göttinnen des Olimps, die Lilienarme gegen mich ausstreckte, mir die Blumen von ihrer Brust zu überreichen, sank ich, hingerissen von einem unnennbaren, nie von mir empfundenen Entzücken vor ihr nieder.

Vortreflich, rief die Gräfin, Ihr übertrefft meine Erwartung. So den Blick zu mir empor gehoben — das Haupt auf meine Hand niedergebeugt, als wäret Ihr beschämt über Eure Kühnheit, und doch fortgerissen von heisser Liebesglut — und nun die Hand an Euer Herz drückend, als wolltet Ihr sagen: Verzeiht mir; aber fühlt wie dies Herz für Euch zu schlagen wagt und bebt ohne Worte zu haben, und mein gan-

zes Wesen, Entzücken, Hingebung, Verwirrung, Demuth und Kühnheit der Liebe ist.

Ach während die Gräfin mit immer steigender Wärme das Bild ausmalte, brannte ich zu ihren Füßen! Mir war, als flamme mein Herz auf unter dem Druck ihrer weichen Hand; ich fühlte den lebenswarmen Blumenhauch ihres Athems meine Wangen berühren, fühlte mich, ohne zu wissen wie? von ihren Armen umschlungen und sie an mein bebendes, klopfendes Herz drückend — plötzlich fiel mein Blick auf die Schärpe, die ich als Gabe aus der geliebten Hand empfing und mich dünkte ihre Stimme flüstern zu hören: Undankbarer, gestern zu meinen Füßen und heut in den Armen einer Andern!

Wie ein Blitz durchfuhr mich diese Mahnung. Ich sprang auf, bat die Gräfin tausenmal um Verzeihung, und hatte schon in eiliger Flucht sie verlassen, ehe sie mir, erstaunt und überrascht, ein Wort zu sagen vermochte. Welch eine Nacht brach aber für mich an! — Ach in dieser Schärpe hatte die schönste Frauenhand den Wahlspruch: Stumme Liebe, stumme Treue! gestickt, und gegen beide hatte ich gesündigt!

Von morgen an beschloß ich, alle Ergötzlichkeiten, alle Zerstreuungen zu fliehen und der Gräfin zu erklären, daß ich sie nicht wiedersehen wolle, nicht wiedersehen dürfe, weil ihre zauberische Schönheit mich verblende, da doch mein Wort und meine Treue an ein Fräulein aus meiner Heimath verpfändet sey. So glaubte ich allen Argwohn von der Fürstin und meiner Liebe zu ihr, ablenken zu können, und ich wünschte mir Glück diesen Ausweg gefunden zu haben, als mir am folgenden Abend ein Edelknabe der Gräfin ein Brieflein brachte, in dem sie mich einlud, mich gleich in ihrem, an den Ufern der Loire gelegenen Gartenhause einzufinden, da sie mir ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich deutete diese Worte auf ein Staatsgeheimniß und wenn es mir gleich beifiel, daß es gerathener seyn möge, an sie zu schreiben und mir, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, ihre Befehle schriftlich zu erbitten, wo ich denn zugleich, um jeden Gedanken an ein näheres Verhältniß zwischen uns zu verbannen, ihr meine vorgebliche Verlobung bekannt machen könne, so konnte ich mich doch nicht entschließen, eine wissentliche Unwahrheit so un-

umwunden niederzuschreiben. In Liebessachen kann man wohl als Schmeichelei und süßes Wort, eine Täuschung hinsagen, aber sie schwarz auf weiß hinschreiben, sie förmlich unterzeichnen, das kann man nicht ohne innern Vorwurf und innere Unrechtlichkeit. Auch trauete ich mir, bei meiner Unerfahrenheit viel zu viel Stärke zu, und so setzte ich mich zu Pferde und sprengte, da es schon dämmerte, im Galopp dem Gartenhause zu, das ein Meile von Tours entfernt lag.

Der Vollmond leuchtete mir auf meinem Pferde silberrein, doch dann und wann hüllte er sich in eine Lichtwolke ein, als wolle er mich warnen und mir anzeigen, daß man mir die Wahrheit verhülle, wie diese Wolke sein reines Friedenslicht verberge. Die Zweige der Ulmen und der Pappeln säuselten mir leise warnend zu: Wo eilst du hin? aber Jugend, Unerfahrenheit und Rossesschnelle rissen mich ungestüm, wie auf Windesfittigen fort, und bald hatte ich das Ziel meiner Reise erreicht.

In den Fluß selbst hinein gegründet, wölbten sich über das prächtige Gebäude die Wipfel der hohen Linden und Platanen des Parkes zusammen, so daß es, wie ein Feen

pallast, nicht Erde, nicht Himmel zu berühren schien, und wie ein magisches Gemälde sich nur in den klaren Fluten des Stromes abspiegelte und in ihnen sichtbar ward. Ich ließ meinen Diener in einiger Entfernung zurück und näherte mich, wie es mir vorgeschrieben war, leise dem Hause, an dessen Mauer ich mich ungeduldig und lebhaft bewegt lehnte, als sich über mir ein Fenster öffnete, aus dem mir ein Strauß von Rosen und Myrten zugeworfen wurde, an welchem ein Schlüssel befestigt war. Ich barg die Blumen an mein Herz, öffnete die heimliche Thüre, an der ich stand, und eilte nun eine Treppe hinauf und dann durch mehrere schwach beleuchtete Zimmer in ein Kabinet, durch dessen violenfarbige Glasthüre ich mir die Gräfin, schön wie die Mutter der Liebeszötter, entgegeneilen sah. Den Rosenfinger auf die süßen Lippen drückend, flüsterte sie mir leise und vertraulich zu: Habt Ihr heut den Grafen von Soissons gesehen? Wißt Ihr wo er ist? Nein, erlauchte Frau, aber ich glaube bei dem König. — O hütet Euch vor ihm, rief sie bange und flehend, es gilt Euer Leben! — Ich bin bereit es für meinen König nnd die gute

Sache zu wagen. — Sie lächelte: Für diesmal ist nicht vom König, sondern von Minne und Frauendienst die Rede, mein junger Liebling. Euer gestriges spätes Verweilen bei mir hat die Eifersucht des stolzen Grafen von Soissons geweckt. — Ich erschrack; es ist Euch nicht unbekannt, fuhr sie fort, daß dieser hochfahrende Günstling des Königs auch der meinige war, seine Eitelkeit bewegt ihn der Fürstin Marie Henriette den Hof zu machen; allein trotz seiner Treulosigkeit wagt er doch noch mit wüthender Eifersucht seine Rechte auf ein Herz behaupten zu wollen, das er zuerst betrogen hat. Er hat meine Theilnahme an Eurem gestrigen Streit erfahren und sie falsch gedeutet; ich fürchte für Euch seine Rache, und habe Euch daher zu mir laden lassen, um Euch in dieser vor allen Späherblicken sichernden Einsamkeit zu warnen.

Ich sank zu ihren Füßen nieder und dankte der schönen Frau auf das innigste für ihre Huld und ihre Theilnahme, indem ich ihr versicherte, daß so wenig der hochfahrende Graf von Soissons als der König selbst, mich in meiner Liebe für sie würden zaghaft oder wankend machen können, wenn mein Herz und mein Wort nicht schon einem

jungen Fräulein verpfändet seien, mit der ich noch vor meiner Ankunft bei Hofe mich verlobt habe.

Und werdet Ihr der fernen Geliebten Eure Treue unverletzt erhalten können? fragte die Gräfin zärtlich. Ihr kennt, wie man sagt, noch nicht den Zauber süßen Liebesglückes und ahnet daher die Macht und die Gewalt seiner Verführung nicht. — Ach ich ahne sie wohl, antwortete ich seufzend. Aber Ihr habt ihn noch nicht gekostet, erwiederte die Gräfin lebhaft, und wenn Euch nun ein Weib, schön durch sich selbst, erlaucht durch Rang und Geburt, liebte, wenn sie um Euch die Huldigung von Königin und Fürsten verschmähte, nichts zu seyn begehrte als Eure Liebe, Euch, sich selbst vergessend, Liebe gestände, Liebesglück verhieße — Montberri, was thätet Ihr dann? — Dame, ich würde fliehen, wenn ich mein Herz wie in diesem Augenblick gerührt fühlte — aber in diesem Augenblicke, wo ich mich zur Flucht umwandte, fühlte ich mich von zwei zarten, weichen Armen umschlungen, und an ein warmes, sanft klopfendes Herz gedrückt. Zu spät, ach zu spät für Glück und Treue, hatte ich auf Flucht gedacht! —

Und doch war ich nicht treulos, denn noch von diesen Armen umschlungen, erwachte ich zum vollen Gefühl meiner Schuld und weinte heimlich heiße Thränen der Reue und der Herzensbetrübniß. Und was weinst du denn! fragte mich die Gräfin zärtlich. Willst du mich anklagen dich glücklich gemacht zu haben! — O mein Liebling, mein süßer auserwählter Liebling, fühlst du denn nicht wie die heisseste, glühendste Leidenschaft für dich, sich meiner ganzen Seele bemächtigt hat! Es ist wahr, ich hasse deine Fürstin; sie hat mir, ohne es zu wollen, die Huldigung des Grafen von Soissons geraubt; ich habe mich dafür rächen wollen, indem ich dich ihr treulos machte — aber ach! der Gedanke der Rache ward zur Liebessehnsucht, Verrath zur Anbetung, Demüthigung zum Triumph. O mein süßer, mein geliebter Jüngling, fuhr sie vor mir niedersinkend fort, sieh in mir nicht mehr die stolze, übermüthige, von allen gefeierte Schönheit, sondern nur eine flehende Magdalena der Liebe und der Reue, die dir, wie ihrem Gott, Treue und Anbetung schwört.

Ach, edle Dame, erwiederte ich seufzend, der Gott, zu dem Magdalena sich wandte,

war ein Gott der Treue, und ich, Armer, habe Wort und Treue gebrochen!

Und hast du denn wirklich Wort und Treue verpfändet, scheuer, redlicher Jüngling? — Nein, nur in meinem eigenen Herzen habe ich den Schwur meiner Treue niedergelegt: aber er ist in diesem Herzen unvergänglich eingegraben, wenn gleich meine Dame nicht um dies Gelübde weiß und ihr der Schwur meiner Huldigung vielleicht ewig unbekannt bleiben wird.

Nun, so laß sie die Dame deines Herzens bleiben und mich die Göttin deines Glückes werden, und glücklich sollst du seyn und werden, mein süsser Freund, glücklich wie ein lächelnder Freudengott, dein ganzes Leben ein Paradieses Traum der Wonne und der seligsten Lebenslust. — Nein, nein, rief ich, aber in diesem Augenblick erscholl im Garten der Ton eines Hifthorns. Ach, fuhr sie auf, das ist das Trennungszeichen; der Tag bricht an, Aurora schmückt schon die Blüthen mit den Perlen des Morgenthaues, und die so sanften Nachtigallen verkünden klagend allen glücklich Liebenden die Scheidestunde. O, sagte sie, und Thränen füllten ihre schönen Augen, sie sollten länger dauern, diese Minuten des Glückes und der

Liebe, da ihre selige Trunkenheit uns durch nichts ersetzt werden kann, was die arme Erde sonst an Freuden zu bieten hat!

Schöner denn je lag sie, angelächelt vom sanften Wiederschein der Morgenröthe, an meinem Herzen, und ich mußte mich entschuldigt fühlen, wenn ich sie ansah. Sie war zu schön, zu unwiderstehlich schön. Ich drückte noch einen Kuß auf diese Lippen und wand mich dann aus ihren Armen, die mich vergebens zu halten strebten. Wie ein Blitz flog ich die Treppe hinunter und warf mich auf mein Roß, um noch vor dem Erwachen des Prinzen wieder in Tours zu seyn. So schnell ich aber auch dahin floh, als wollte ich der Erinnerung und mir selbst entfliehen, so schmerzlich fühlte ich mich doch, durch die Vorwürfe meines Herzens, bis zum Tode betrübt. Es schien als wenn die Frische des Morgens mich nur so kühlend anwehte, damit die Glut sich in Thränen zu löschen vermöge, und alle Thauperlen schienen mir Thränen zu seyn, mit denen die Blumen und Blüthen der liebenden Natur meinen Fehltritt beweinten und sanft klagten: Undankbarer, welch ein Herz hast du gekränkt!

Ja wahrlich, ich fühle es, wie reine

Minne in ihren edlen Freuden köstlicher ist, als aller Zauber, alle Trunkenheit der Lust, und durch den Reiz ihrer Entbehrungen zu siegen vermag, über den Freudenkelch, den diese bietet. Die Erinnerungen edler Minne sind die köstlichste Würze des Daseyns und mit allem Hohen, was Menschenherz erhebt, allem Heiligen was Menschenbrust bewegt, verschwistert; die Erinnerungen der Lust dagegen sind ein betäubender Anhauch, der die Seele ermattet, und das Herz mit geheimer, brennender Schaam füllt.

Der Herbst näherte sich jetzt und führte viele edle Herren und Frauen von ihren Schlössern nach der Stadt zurück, deren gesellige Zirkel dadurch zahlreicher und glänzender wurden denn je. Die Gräfin behauptete indessen unter allen anwesenden Frauen, sowohl durch ihre Schönheit, als durch ihren Rang den ersten Platz, bis am Tagt aller Heiligen meine Fürstin erschien, vor deren Stralenschimmer jeder andre Glanz verblich. Ich hatte seit einem Monat nichts von ihr erfahren, als nur vermittelst einiger Briefe, die sie an den Prinzen von Conti schrieb, und in denen sie, auf eine so ge-

schickte und zarte Weise, eine Frage nach dem in Amboise verwundeten Ritter anzubringen wußte, daß es für mich den Werth eines Andenkens erhielt, ohne daß sie doch dadurch in den Augen des Prinzen sich und ihrer Würde etwas vergab. Wenig Tage nach ihrer Ankunft lud sie den ganzen anwesenden Adel zu einem großen Ball ein. Mir schlug das Herz sowohl vor Freude bei dem Gedanken sie wieder zu sehen, als auch vor der Angst, bei dem Gedanken, daß ich dort auch die Gräfin treffen werde, und daß die Augen aller Anwesenden geschäftig seyn würden, mein Betragen zu belauschen. Das Gefühl, was ich der Ehre der Fürstin schuldig war, kräftigte mich und ich vermogte mich in ruhiger Ehrerbietung vor ihr zu verneigen, als ich eintrat, nur fühlte ich daß ich erblaßte und daß mich ein innres geheimes Beben durchdrang. Die Fürstin fragte mich so unbefangen und mit so sichrer Grazie ihrer Huld, so ruhiger Unveränderlichkeit ihrer Züge und ihrer Stimme, ob ich ganz wieder hergestellt sey? daß ich, in der Furcht ihr völlig gleichgültig geworden zu seyn, nur einige unvernehmliche Worte zur Antwort stammeln kommte. In diesem Augenblick er-

schien, von ihrem Hofstaat und dem Gefolge ihrer Anbeter umgeben, die schöne Gräfin von Chatellerant und nahm neben der Fürstin Platz. Ich verlor mich unter der Menge, und zeigte mich sehr beflissen, die schöne Cecilie von Antichamp zu unterhalten, die an diesem Abend zum erstenmal in der Welt erschien, und durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihre Sittsamkeit alles bezauberte, was sich ihr nahete. Kaum aber hatte mich die Gräfin erblickt, als sie einen ihrer Edelknaben zu mir sandte, mir sagen zu lassen, die Fürstin wolle mich sprechen.

Dieser Befehl traf mich wie ein Blitzstrahl; es schien mir unmöglich den beiden erlauchten Frauen, da ich mich gegen beide strafbar fühlte, vereint unter die Augen zu treten; allein ich mußte gehorchen. Die Gräfin sah mir muthwillig lächelnd entgegen. Die Fürstin nannte Euren Namen, Graf, sagte sie, ich glaubte sie habe Euch einen Befehl zu ertheilen und ließ Euch daher rufen. Vergebt, daß ich Eure lebhafte Unterredung mit Fräulein von Antichamp dadurch unterbrochen habe?

Ich sah, daß die Gräfin nur meine Fassung hatte auf die Probe stellen wollen, die

ich aber gut bestand, und da die Fürstin gleichfalls fortfuhr mit ihrem Bruder, der neben ihr saß, heiter und angelegentlich zu sprechen, ohne, wie es schien, meine Anwesenheit zu beachten, so gebot mir die Gräfin nach meinem Platz zurückzukehren. Sie begleitete diesen Befehl aber mit einem vertraulichen Wink der Hand und einem Blick, dessen Zärtlichkeit von der Fürstin nicht unbeachtet blieb, denn als ich, im Begriff mich zurückzuziehen, mich vor dieser neigte, reichte sie mir gnädig ihre schöne Hand zum Kuß, und ich sah diese mit einem Ring geschmückt, dem mit Juwelen auf schwarzem Grunde die Anfangsbuchstaben des mir gegebenen Wahlspruchs eingelegt waren: Stumme Liebe! stumme Treue! Gott welch eine Flamme der Liebe und der Hofnung schlug bein Anblick dieser Worte durch meine Seele! Welche Erinnerung, welche Mahnung lag für mich in ihrer Bedeutung! Sie sah, wie ich vor Wonne und Anbetung erbebte und meiner selbst kaum mehr mächtig, mich entfernen wollte, als der junge Fürst mich erkannte, auf mich zusprang, mich umhalsete und mich an unsre in Amboise zusammen verlebten Tage erinnerte. So vorsichtig die Fürstin auch bis jetzt gewesen war,

konnte sie doch in diesem Augenblick dem heißen Erröthen nicht wehren, das ihre zarten Wangen färbte. Die Gräfin wechselte die Farbe und die Fürstin trug mir, um diesen peinlichen Augenblick zu beenden, auf, ihren Bruder in den Tanzsaal zu führen. Hier sah ich den hohen Grafen von Soissons, der mich mit einem Schreckensblick des Zorns ansah; ich schlug mein Auge, wie es sich, einem Königlichen Prinzen gegenüber geziemte, bescheiden, aber ohne Furcht, wie ohne Stolz, nieder, und dachte in meinem Sinne: Ich ehre deinen Stand, aber ich werde zu behaupten wissen, was mir die Liebe giebt, wenn gleich mein ehrfurchtvolles Betragen gegen edle Frauen zeigt, daß ich mir kein Recht, was Liebe giebt, anzumaßen erkühne.

Im Jugendherzen wecket die Liebe das Bedürfniß der Freundschaft, die durch ihr Vertrauen das Glück der erstern verdoppelt, wie uns ein Spiegel das Bild der Geliebten vervielfacht. Unter den jungen Kriegern unsers Hofes zeichnete sich der Freiherr von St. Amand aus, Ich liebte ihn und gewann ihn mir zum Freund. Die Tugend gewinnt sich Freundschaft, wie die Schönheit Liebe, und

jeder Freundesbund, den sie nicht flicht, ist Entweihung dieses Adels der Menschheit.

Seit der Anwesenheit der Fürstin in Tours, hatte ich alle Einladungen der Gräfin ausgeschlagen, und ihren süßen Lockungen mannhaft widerstanden, ob ich gleich von ihr Bothschaft auf Bothschaft, Brief auf Brief erhielt, in denen sie bald den Schmerz der Liebe, bald die Wuth der Verschmähung reden ließ. Ich beantwortete keinen derselben, und glaubte mich schon von ihr vergessen, als ich eines Abends von unbekannter Hand einen Brief ohne Unterschrift erhielt, der mich aufforderte, mich an einem darin bezeichneten Platz am Ufer der Loire einzufinden, wo ein Wagen meiner harre, mich weiter zu jemand zu bringen, der nothwendig mit mir zu reden habe. Ich schwankte lange hin und her. War der Brief von meiner Fürstin, oder von der Gräfin? War es ein Stell-dich-ein für die Liebe, oder für die Ehre? Galt es Glück oder Gefahr? ich vermogte es nicht zu enträthseln, aber ich war entschlossen zu kommen. Als ich an dem bezeichneten Ort ankam, ward ich in der Dunkelheit mehrere Menschen gewahr, die leiseumherschlichen, aufhorchend als wollten sie fragen: ist er da? Ich zog das Schwerd und erwartete ru-

hig des Verfolgs, als einer aus der Schaar auf mich zu trat und fragte, ob ich der Graf von Montberri sey, und auf meine bejahende Antwort mich höflich ersuchte in einen mit vier raschen Pferden bespannten Wagen zu steigen, dem er herbeizukommen das Zeichen gab. Wir waren wohl eine Stunde in der Dunkelheit gefahren, als wir vor einem großen unerleuchteten Gebäude still hielten, dessen Pforte sich vor uns öffnete. Mein Führer führte mich im Dunkeln hinein, und verließ mich in einem finstern Gemach; bald aber ward es helle um mich, und wie groß war mein Erstaunen, als ich das mir wohlbekannte Kabinet im Landhause der Gräfin erkannte, die in diesem Augenblick wie eine zürnende Göttin eintrat. Du hast es gewagt, redete sie mich an, meine Gunst zu verschmähen, und mußt es nun erfahren, wie heiße Liebe sich in noch heißern Haß nnd Rache umzuwandeln vermag. Undankbarer, fuhr sie schwankend fort, ich habe dich angebetet, habe dich Königen und Fürsten vorgezogen, habe alles aufgeboten dich in meine Arme zu führen, — jetzt mußt Du zwischen mich und Deinem Verderben wählen. Ich kann Dich nur noch retten, wenn Du mein bist. — Unmöglich, Da-

me, sagte ich ihr sanft, habt Ihr mich je der Undankbarkeit fähig halten können; allein mein Herz ist nicht mehr frei, und kann Euch nur in Ehrfurcht, nicht in Liebe, seine Huldigung darbringen. — Nun so stirb, rief sie mit furchtbarer Wuth, und schnell entweichend, zog sie eine verborgene Klingel, und ich hörte gleich darauf im Garten pfeifen, als werde ein Zeichen gegeben. Ich eilte ins Freie, allein ehe ich die Thüre des Gartens erreichen konnte, ward ich von zwei Vermummten mit einer solchen Wuth angefallen, daß ich mich ihrer kaum erwehren konnte. Ich hatte indessen das Glück den einen niederzuhauen, worauf der andere so schnell die Flucht ergriff, daß ich ihn nicht einzuholen vermochte, wohl aber in der Entfernung auf einer kleinen Anhöhe noch einen dritten Vermummten erblickte, in dem ich einen der vertrautesten Stallmeister des Grafen von Soissons zu erkennen glaubte. Um darüber Auskunft zu erhalten, eilte ich zu dem Verwundeten zurück, der mir auch gestand, daß er ein Diener des Grafen sey, und sein entflohener Gefährte, Torilles, den die Fürstin aus ihrem Dienst entlassen hatte, und der sich nun seinem auf mich erzürnten Gebieter, zum Werkzeug einer unedlen Rache lieh.

Traurig und gedankenvoll kam ich nach Tours zurück. So blutig, sagte ich mir, färben sich also die Rosen des Minneglücks, so scharf sind die Dornen des Hasses gereizten Neides, die sie umgeben! — Und was ist dabei zu thun? — Der Liebe entsagen wollen, hieße dem Tagesglanz entsagen, und sein Daseyn freiwillig in düstere Nacht hüllen. Nein, treu in innerster Seele nur Eine geliebt, und wirst du von mehrern geliebt, doch nur dieser Einen treu nnd zärtlich ergeben. Aber wenn die Verschmähete dich verfolgt, und durch Haß und Rache dein Leben trübt? Du mußt es nicht achten. Liebe und Treue sind reicher Ersatz, reicher Lohn für alle Tücke des Hasses und der Rache. — Wie aber willst du dich gegen deine Nebenbuhler verhalten? Du mußt dein Glück tief in deine Seele verschließen, um es ihren Späherblicken zu entziehen. — Und wenn sie dich darauf anreden? — Antworten und es standhaft verläugnen. — Ist das aber nicht Falschheit? — Nein, das Geheimniß der Geliebten gehört dem Manne keineswegs, selbst nicht einmal zur Hälfte an, da die ganze Gefahr desselben sie allein trifft. — Und wenn es bis zur Spötterei, zur Schmähung kommt? — Dann wacker drein gehauen, aber wo

möglich unter einem andern, wohl gewählten Vorwand, muthig und schnll treffend wie ein Blitzstrahl, damit den geliebten Namen keine Mißdeutung treffe.

Diese Regeln meines künftigen Verhaltens setzte ich mir auf meinem Rückweg fest, und als ich nach Hause kam, fand ich ein versiegeltes Packet vor, das ich, ohne zu wissen von wem und woher es komme, erbrach. Es enthielt ein Taschenbuch in dem ich ein von der Hand meiner Herrin beschriebeues Pergamentblatt fand, dessen süsser Veilchenduft mein Zimmer füllte, als habe ein Engel es durchschwebt. Es enthielt eine Romanze in der sie, sanft klagend, sich unter dem Bilde einer Lilie, mit der stolz glühenden Rose verglich, und mich vor den, von ihr wohl bemerkten Anreizungen der Gräfin warnte. Wie hätte ich sie nicht anbeten sollen, sie, die eben so erhaben durch Rang als Gesinnung, doch nur durch die Macht des Herzens, durch die Sprache der Empfindung über mich zu herrschen begehrte! Inniger denn je, gelobte ich ihr unverbrüchliche, heilige Treue. — Sie selbst hatte sich mir zu meiner Schutzgöttin, meiner sichtbar gewordenen Vorsehung gemacht — aber ach! welche Hoffnung durfte sich die Liebe

träumen! — Lieben, schweigen, leiden! — das war, ich fühlte es, der Innhalt meiner Zukunft! —

Mit den ersten Tagen des Lenzes kam der gute, vielgeliebte König von Navarra, der große Heinrich, in Tours an, und Feste reiheten sich an Feste, um seine Anwesenheit zu feiern. Seine Gestalt und sein Karakter sind oft geschildert worden; doch hat man, wie mich dünkt, nie den Eindruck genug berücksichtiget, den er durch Ritterlichkeit auf seine Krieger und auf edle Frauen machte. Der König von Navarra, damals noch Thronerbe von Frankreich, war von mittlerer Größe, schön und kräftig gewachsen, sein Auge feurig, sein Lächeln freundlich und biederherzig, sein Gang rasch und fest, seine Haltung groß und edel, und sein Blick so scharf, so durchdringend, daß auch die Muthigsten sich oft dadurch beklemmt fühlten, wenn er gleich liebte, daß man seinem Blick und seinen Fragen hell und klar zu begegnen vermogte. Die Hauptzüge seines Karakters waren Freimüthigkeit, Leutseligkeit, Fröhlichkeit und eine bewundernswerthe Lichthelle des Geistes, die in allen Staats- und Lebensangelegenheiten sei-

nem Urtheil eine solche Sicherheit gab, daß er gleich auf den ersten Blick erkannte, wo und wie der gordische Knoten ihrer Verwikkelungen zu lösen sey. In der Majestät, die ihn umleuchtete, lag eine Hoheit, die nicht blos seiner Geburt angehörte, sondern seinem weithin durch ganz Europa stralenden Heldenruhm.

Wer aber kann Heinrich von Navarra nennen, ohne seines Waffengefährten, deo Freundes seines Herzens, des großen Freiherrn von Rosny zu gedenken? Ihre Freundschaft war auf dem Felde der Ehre entsprossen, und im Felde unter den Entbehrungen, den Mühseligkeiten, dem Elend des Kriegerlebens gereift, wo jede Seelenkraft Gelegenheit findet sich im vielfachen Wechsel des Glückes und des Unglückes zu bewähren. Es war für den großen Freiherrn wenig, seine Liebe für den Königlichen Freund so oft in blutigen Schlachten und mit Gefahr seines Lebens bewährt zu haben; er war auch als Feldherr sein Schlachtenblitz, wie ihn Heinrich oft nannte; im Kabinet sein geistreichster Minister und der zweite Vater der Krieger, den der König selbst zum Schutzherrn aller Verwundeten und Kranken, zum

Verpfleger des Heeres ernannt hatte, das ihn anbetete und segnete; man mußte ihn auch noch in seinem Privatverhältniß zum König sehen, wie er, ewig das Auge auf ihn gerichtet, nur in seinem Leben athmete und lebte, jeden seiner Schritte bewachte, bereit ihn in jedem Augenblick zum Schild gegen Gift und Mörderdolch zu dienen. So treu, wie er den König liebte, ward aber auch er von den Edelleuten seines Gefolges geliebt. Liebe gewinnt Liebe, Treue erzeugt Treue. Das ist die Belohnung die Gott schon in diesem Leben treuen und edlen Herzen zuerkannt hat. Selig wer sich ihrer erfreuen darf!

Der Prinz von Conti stellte mich dem großen Heinrich vor, bei dessen Anblick feuriger denn je in mir die Sehnsucht nach Ruhm und ernsten Kampf entbrennte. Für jetzt mußte ich mich aber noch an den ritterlichen Spielen genügen lassen, wo ich so glücklich war, zwei Preise zu gewinnen. Diesen Zeitkürzungen sollte eine große Jagd folgen, da der König das edle Weidmannswerk liebte, welches allein in Friedenszeiten den Körper abhärtet und die Seele kräftiget, für das Grausen eines blutigen Leichenfeldes nicht zu weichlich zu werden.

Auf einer der glänzendsten dieser Jagden, bei der alle in Tours versammelte edle Frauen den König begleiteten, riß ein gewaltiger Sechszehnender Hunde und Jäger in solcher Geschwindigkeit sich nach, daß bald das ganze Jagdgefolge auf den ungebahnten Wegen, die den großen Wald durchkreuzten, hierher und dorthin versprengt wurde. Ich war noch immer in der Nähe des Königs geblieben, als ich, da ich mein Roß einen Augenblick anhielt, es verschnaufen zu lassen, in dem Dikkigt des Waldes ein Angstgeschrei hörte, und als ich hinzueilte, die Kutsche der Gräfin erblickte, die in dem steinigten Hohlweg umgeworfen war. Zum Glück waren die Damen unbeschädigt geblieben und ich bemühete mich der erschrockenen Gräfin, die halbohnmachtig in meinen Armen lag, Muth einzusprechen, als der Wagen meiner Fürstin ankam, die, als sie das der Gräfin widerfahrne Mißgeschick erfuhr, an der gefährlichen Stelle auszusteigen beschloß und mich rufen ließ, ihr beim Aussteigen die Hand zu reichen. Ich fand sie bleich und bebend, was mich bei ihrem Muth und ihrer Seelenhoheit Wunder nahm; allein da sie, so wie die Gräfin einstieg und weiter fuhr, sich erholte, mußte ich wohl

muthmaßen, welches Unglück sie gefürchtet, welcher Abgrund sie erschreckt hatte. Sie beschloß, um sich völlig zu erholen, eine Strecke zu Fuß zu gehen, ob sich gleich der Himmel schwarz bewölkt hatte, und gegen Abend ein schweres Gewitter aufzog. Ihre Damen waren in dem Wagen geblieben und wir wandelten auf einem sanft beblümten Fußpfad neben her, als ein Blitz plötzlich so blendend und gewaltig vor uns niederfuhr, daß die erschrockenen Pferde, troz aller Anstrengungen des Kutschers sie zu halten, durchgingen, und mit Gedankenschnelle Wagen und Gefolge unserm Blick entführten. — Wir waren allein und Blitz auf Blitz verkündigte uns die schnelle Annäherung des Gewitters.

Die Fürstin war entschlossen, auf diesem Platze die Rückkehr ihrer Leute erwarten zu wollen; auch waren wir, ferne von jeder menschlichen Wohnung, im tiefsten Dickigt eines bahnlosen, wilden Waldes, wo uns nichts übrig blieb, als unter einem Baume Schutz zu suchen. Großer Gott, sagte die Fürstin, wie soll es werden, wenn meine Leute nicht bald wieder kommen! Wir beide hier allein, ohne Obdach, ohne Schutz, die

Nacht so nahe! Hier ergriff sie der Schrekken dieses Gedankens, und die Furcht vor dem Geschwätz der Verleumdung mit so tiefem Schmerz, daß sie das Gesicht in ihre Hände barg, um mir die Thränen zu verbergen, die wie klare Perlen über ihre rosigen Wangen rollten. Ich sank zu ihren Füßen und suchte sie zu beruhigen. Ohne mir zu antworten, reichte sie mir die schöne Hand zum Kussr und drückte den Ring der stummen Liebe, der stummen Treue, an meine Lippen. Stummer denn je! flüsterte ich leise zur Antwort, und da die Nacht anzubrechen drohte, fingen wir an einen Ausweg aus dem Walde zu suchen, wobei wir nach jedem Laut einer Menschenstimme horchten, und sorgsam nach jeder Spur von Menschennähe umherspäheten. Doch vergeblich. Alles still, alles einsam! Nur sie und ich in der Welt, und kein Laut um uns, als die süßen Flötentöne der Liebe klagenden Nachtigall.

Die Nacht war still, der Himmel dunkel, die Luft glühend heiß und nur von Blitzen erhellt, die mir in meinen Armen die schönste Fürstin des Erdkreises zeigten, und in ihr die angebetetste aller Frauen. Ja, in

dieser Nacht dec Gefahr und der Einsamkeit war ich ihrer werth: O sagt nicht, daß Ihr je geliebt habt, wenn Ihr nicht mit mir die Wonne des Gedankens zu empfinden vermögt, mit der ich mir in jener Stunde sagte: ich vermag die Geliebte zu ehren; ich bin geliebt und verdiene es von ihr geliebt zu seyn und dann ihr unaussprechlicher Blick des seligen Vertrauens, der es mir ins Herz stralte: Seele und Herz sind dein und nie wirst du fordern, was ich zu gewähren erröthen müßte! — Nacht der reinen hohen Seligkeit, nie, nie kann ich deiner vergessen! — Schweigend gingen wir mit einander fort. Hoch über uns im dunkeln Nachthimmel rollte der Donner über uns hin, als rufe er uns zu: mein Auge wacht über euch! unsre Herzen bebten, klopften, ohne daß ein Laut den zitternden Lippen zu entfliehen wagte — und ist nicht auch die wahrste Sprache der Liebe, Schweigen? — ein Seufzer ihr schönster Hauch, ihr reinster Dienst, Opfer und Entsagung? —

Bald aber war die Fürstin von der für sie ungewohnten Anstrengung des Gehens auf harter Erde so ermüdet, daß sie erschöpft niedersank und ihr Unvermögen erklärte, wei-

ter gehen zu können. Ich war trostlos kein Obdach für sie zu wissen, als mir der Blitz den Eingang zu einer Grotte zeigte, die ihr Schutz zu versprechen schien. Eine morsche hölzerne Thüre verschloß sie, die, als ich sie offen stieß, uns die Wohnung eines Einsiedlers zeigte, so viel ich bei den Mondstrahlen, die einzeln durch das Gewölk brachen, zu unterscheiden vermochte. Ich beredete die Fürstin einzutreten und hier den Anbruch des Tages zu erwarten. Der Abendstern, der grade über der Thüre des Eingangs stand, und allein von allen Sternen sichtbar war, erhellte das Innere der Grotte. Im Hintergrunde derselben war ein Crucifix aufgerichtet, zu dessen Füßen ein Schädel und andre Todtengebeine lagen. Die Fürstin sank auf einen an der Seite vorragenden Felsensitz nieder, und so ruhig sie auch scheinen zu wollen strebte, fühlte ich doch, daß sie eben so bewegt und unruhig war als ich — dazu kam noch ihre Müdigkeit, der sie nicht länger zu widerstehen vermochte. Sie stand auf, und vor dem Crucifix niedersinkend, sagte sie mir: Ich habe es noch an keinem Abend meines Lebens versäumt, vor diesem heiligen Zeichen die Gnade und Barmherzig-

keit des Himmels anzuflehen, und will es auch heut, an diesem Tage der Gefahr nicht unterlassen. Kniet neben mir, Graf Montberri, und erhebet Herz und Sinn zu Gott, der uns hier nahe ist. — Ich gehorchte, aber indem ich mich kniend niederbeugte, erblickte sie den Schädel, dessen Anblick ich ihr bis jetzt entzogen hatte; statt aber zu erschrecken, sah sie mit einem tief ernsten, langen Blick auf ihn und dann auf mich, indem sie mir mit sanft gerührter Stimme sagte: Jugend, Schönheit, Liebe, wie besiegt dieses Todesbild Euren Zauber! — Sie betete darauf lange und mit großer Innbrunst, und als sie sich erhob gebot sie mir, mit heiterm Ernst mich neben ihr auf den Felsensitz zu setzen, und gleichfalls zu schlafen, wie sie es thun wolle. Nach und nach sank, vom Schlummer überwältigt, ihr schönes Haupt auf meine Schulter. Ich wagte kaum zu athmen. O mein Gott, rief ich in unaussprechlicher Bewegung, so nah vereint und doch auf ewig, ewig fern! — Der süsse Hauch ihres Athems säuselte mich an — ihre zarte Rosenwange ruhte an der meinen — ich konnte ihre sanften, ruhigen Herzensschläge zählen und so lag sie, ein Bild

des himmlischen Friedens, in meine Arme, da ich von Liebe und Jugend, Wonne und Schmerz glühete.

Da hörte ich sie schneller athmen, fühlte ihre Wangen erglühen, sah ihrem geschlossenen Auge Thränen entrollen, und hörte sie mit dem Ton unaussprechlichen Entzückens rufen: Die Schlacht ist gewonnen! der König willigt ein! Er ernennet ihn zum Kronfeldherrn! — Mein Geliebter, mein Gemahl, mein auf ewig! und mit diesen Worten umschlang sie mich, und ich meiner nicht mehr mächtig, drückte sie an meine Brust — aber in demselben Augenblick erwachte sie und stieß mich mit einer Hoheit und einem Zorn zurück, die ich noch nie auf diesem holdseligen Gesicht erblickt hatte. Ich warf mich zu ihren Füßen und flehte um Vergebung. Sie sey Euch gewährt, sagte sie, aber verlaßt mich. Geht hinaus sehet ob der Tag anbricht, ob Ihr keinen Menschen erblicken könnt. Geht, verlaßt mich, ich befehle es.

Sie sagte diese Worte mit einer so ernsten Entschlossenheit, daß ich, Tod und Verzweiflung im Herzen, ihr gehorchte, und, die morsche Thüre hinter mir zuziehend, mich zur Wache davor stellte. Durch die Spalte

sah ich, wie sie von neuem vor dem Crucifix niedersank. Der Regen fing an in Strömen niederzurauschen; das Gewitter kam furchtbar drohend zurück — ich lechzte nach Kühlung, nach Tod und Gefahr, nach allen Schrecken der Natnr. Die Fürstin näherte sich der Thüre und fragte, ob ich naß werde. Mit erstickter Stimme rief ich, neiu! allein der Regen ranschte immer heftiger nieder, der Sturm sauste in den Wipfeln der Bäume, der Donner rollte furchtbar, und die Blitze hellten die Dunkelheit zur leuchtenden Flamme auf. Bebend rief mir die Fürstin zu: Nun Gott, Graf, welch ein Ungewitter! Kommt herein! kommt herein, Ihr habt da einen gefährlichen Platz! — Laßt mich sterben, rief ich verzweiflend aus, was gilt mir ein Leben ohne Hoffnung! Hier schmetterte ein Donnerschlag gewaltig neben mir nieder; der Blitz hatte eine nah stehende Eiche getroffen die, bis zur Wurzel gespalten, prasselnd emporloderte, während die Erde vom Wiederhall des Donners zu erbeben schien. Außer sich riß die Fürstin die Thüre auf, und sich in meine Arme stürzend, rief sie zu Gott empor: O laß mich mit dem Geliebten sterben, ohne dem ich nicht zu leben vermag!

Wer hat die Gewalt der Liebe empfunden wie wir in dieser Nacht, wo sie sich uns, im Kampf mit allen Schrecknissen der Natur, im Angesicht des Todes, am Rand des Grabes in aller ihrer Hoheit offenbarte, und Natur, Grab und alle Elemente besiegend, unsre Seelen mit der Wonne des Himmels, dem Entzücken der Seligkeit füllte! Laut auf rief ich zum Himmel und flehte ihn um einen mich verklärenden Blitzstrahl, weil nur das Glück des Himmels sich würdig an diesem Weihemoment des reinsten Erdenglückes anzureihen vermochte. Ich war geliebt! ich hörte von den Lippen meiner angebeteten Herrin dieß Geständniß, empfing ihr Gelübde, nie einem andern Manne angehören zu wollen, hielt sie in meinen Armen, an mein Herz gedrückt, und meine Lippen durften den ersten Kuß als ein Siegel der heiligen Treue ihrem Rosenmunde aufdrücken. Mit reinem himmlischen Vertrauen ruhete sie an meinem Herzen; sie fühlte wie es ihr geweiht und von der Flamme dieser Umarmung geläutert war. Sie warf den Glanz des Diadems von sich, um nur Weib, liebendes, angebetetes Weib zu seyn. Kein

Gedanke an die Zukunft trübte mehr unser Glück; die wahre Liebe kennt nur Gegenwart.

Doch kam er endlich dieser Tag, den ich vergessen hatte und nicht zu erleben wünschte. Heiter, unbewölkt und strahlend brach er an, verkündet vom lichtesten Morgenroth, begrüßt von dem Jubelgesang zahlloser Vögelchöre. Die Welt machte ihr Recht an zwei Erdgeborne geltend, die Himmelsseligkeit ward zum goldenen, unvergeßlichen Traum, und Schmerz und Sorge, diese Pflegerinnen der Menschheit, empfingen auch uns bei der Rückkehr zum Erdenleben. Welchem Tadel, welcher Mißdeutung sah sich meine Herrin ausgesetzt! und wie mußte es sie, deren Ruf und Ehre bisher makellos und rein war, wie ihr Herz, schmerzen, durch den Schein sich dem Verdacht preisgegeben zu sehen! In der schmerzlichen Angst dieser Sorge, hörte ich plötzlich den Schall eines Hifthorns und sah eiaen Reuter herbeieilen, in dem ich, zu meiner innigen Freude St. Amand erkannt, und wie unserm Schutzengel begrüßte. Er war uns, wie ich späterhin erfuhr, schon am Abend gefolgt, hatte uns aber, um der Liebe die Minuten eines ach! vielleicht nie wiederkehrenden Glückes

zu sichern, das furchtbaren Ungewitter unter freien Himmel ausgehalten und erschien nun, da Zartgefühl und Klugheit seine Erscheinung heischten, um sich als ein treuer Freund zu bewähren. Er verkündete der Fürstin die Annäherung einiger Holzhauer, die uns zu Wegweisern dienen könnten, und setzte noch hinzu, daß der König sich gleichfalls im Walde verirret habe, und daß fast alle Fürstinnen und Damen die Nacht in den zerstreuten Hütten der Holzhauer zugebracht hätten, kurz tausend kleine Züge und Umstände, die alle geeignet waren, die Fürstin zu beruhigen. Auch mußte man ja schon jetzt, da St. Amand bei uns war, voraussetzen, daß er immer bei uns gewesen sey. Bald hörten wir nun auch den fröhlichen Gesang der Holzhauer, die zum Glück einen Wagen bei sich hatten, auf dem sie mit ehrfurchtsvoller und herzlicher Bereitwilligkeit einen Sitz für die Fürstin bereiteten. Endlich erblickten wir die Heerstraße, und bald darauf einen Jäger des Grafen von Soissons, dem St. Amand im Namen der Fürstin befahl, nach Tours zu eilen und eine ihrer Equipagen her zu führen, indem er ihn in der Meinung ließ, die Fürstin habe die Nacht bei den Holzhauern

zugebracht und klüglich zu verhindern wußte, daß er nicht selbst mit ihnen redete. Der Jäger antwortete, daß ein leerer Wag-n des Grafen von Soissons in der Nähe sey und erhielt den Auftrag ihn herbei zu holen. Während seiner Abwesenheit entließ die Fürstin die Holzhauer reich beschenkt, und die auf St. Amands Veranstaltung einen andern Weg einschlagen mußten. Der Wagen des Grafen kam; der Jäger mußte sich vorne aufsetzen und mir sein Pferd geben, so daß wir nun beide, St. Amand und ich, die Fürstin begleiteten, als hätten wir ße unterweges angetroffen, und an den Thoren von Tours beurlaubte ich mich von ihr und ritt über den Wall, zu einem andern Thore hinein, so daß man sie, allein von St. Amand begleitet, zurückkehren sah.

Ich zeigte mich gleich, sowohl im Pallast des Königs, als auch im Vorzimmer des Prinzen von Conti, um den Gedanken, an gehabte Abentheuer um so mehr zu entfernen, und erfuhr auch in den nächsten Tagen, daß man bei Hofe nur von St. Amand, als von ihrem Erretter und Begleiter sprach, welches um so weniger eine Mißdeutung nach sich ziehen konnte, da wirklich der

größte Theil der Damen die Nacht gleichfalls im Walde zugebracht hatte.

In diesem Zeitpunkt starb zu meinem großen Leidwesen, mein Beschützer, der Prinz von Conti, allein auf seinem Todbett empfahl er mich dem Freiherrn von Rosny, der mich, als Ordonanzoffizier des Königs, in sein Gefolge aufnahm Hier begann nun für mich eine neue Laufbahn, wo der große Freiherr mich bald seiner freundlichen Gunst und seines Vertrauens besonders würdigte.

Heinrich der Dritte war von Mörderdolch gefallen, und Heinrich von Navarra ward als König von Frankreich von einem Theil des Heeres und der Großen anerkannt; allein der Herzog von Mayenne stand an der Spitze der Aufrührer, die sich, unter dem Vorwand der Religion, gegen ihren rechtmäßigen Herrscher empörten, und Heinrich der Vierte sah sich gezwungen, gegen seine eignen Unterthanen ins Feld zu ziehen.

Die Fürstin: die mit dem Freiherrn von Rosny einen sehr regelmäßigen Briefwechsel unterhielt, fand vermittelst desselben Wege, mir Nachricht von sich zu geben. Ich erfuhr, daß sie im Begriff war, sich Paris zu nä-

hern und Dreux zu ihrem Wohnort erwählt habe. Diese Nachricht eröffnete mir die entzückende Aussicht zu der Möglichkeit sie wiederzusehen und bald beglückte mich ein neuer, unschätzbarer Beweis ihrer Huld. Sie vertrauete mir nämlich die Aufsicht über ihren Bruder, dem Grafen Raimund an, den sie ins Lager sandte, um unter den Augen des Königs das Kriegshandwerk zu lernen. Ich hatte nun Gelegenheit ihr selbst zu schreiben, da ich natürlich verpflichtet war, ihr von dem Betragen und der Aufführung des jungen Fürsten Bericht zu erstatten. Jetzt hatte ich auch das Glück einen Brief von ihr zu erhalten! Ich vertraue Euch, schrieb sie mir, den Liebling meines Herzens an, weil ich weiß, daß Euer Beispiel sein Herz und seine Sitten, wie Euer Muth sein Leben schützen wird. Lehrt ihn Gott lieben, seinen König und — seine Schwester. Vorzüglich bitte ich Euch, Euch nie von ihm zu trennen, und zu glauben, daß da, wo er seyn wird, mein Glück, mein Leben, und jede Hoffnung, jeder Wunsch desselben ist.

Man muß im Lager, im rauhen Gewühl des Krieges seyn, um den vollen Werth eines solchen Blattes der Liebe empfinden zu kön-

nen. Die Worte der Geliebten dringen in den blutdürstigen Sinn des Kriegers wie ein sanfter Thau des Himmels ein. Sie sind entweder ein Ruf zu Sieg und Ruhm, oder auch ein Lebewohl der Zärtlichkeit, da der tapfre Krieger keine Hoffnung kennt, als Tod oder Sieg?

Unser Heer zog jetzt nach der Normandie, wo der Herzog von Mayenne alle feste Plätze besetzt hielt Unser Plan, die Stadt Eu zu überrumpeln, mißlang; Mayenne zog seine ganze Macht bei Arques, einem zwischen Dieppe und Rouen gelegenen Dorfe zusammen, und der König mußte darauf sinnen, ihm eine Schlacht zu liefern, obgleich sein kleines Heer, der Uebermacht des Feindes gegenüber, nur als ein fliegendes Corps erschien. Am Vorabend des entscheidenden Tages erhielt ich wieder einen Brief von der Fürstin. „Ich zage nicht vor dem Ausgang dieser Schlacht, schrieb sie, denn der König hat zwei mächtige Bundesgenossen: Gott und sein Recht! allein sendet mir gleich nach Beendigung derselben einen Eilboten. Erhalte ich auf irgend einem andern Wege Nachricht vom Ausgang derselben; so verkündet mir Euer Schweigen, daß mein Bru-

der nicht mehr lebt und der Freund ihm ins Grab gefolgt ist, und dann ist mein Todesurtheil gesprochen. Es giebt für Henriette dann kein Frankreich mehr!“

Der König stellte, so wie er bei Arques ankam, sein kleines Heer von 3000 Mann in Schlachtordnung. Es ist bekannt, wie sein Feldherrnblick und sein hoher persönlicher Muth, so wie der wohlberechnete Gebrauch seiner Artillerie, die Schlacht zu seinem Vortheil entschieden. Um der Wahrheit der Geschichtschreibung willen, muß ich es sagen, daß ich es war, der in dem Augenblick, wo unsre Reuterei die Flucht ergriff, und selbst das Bataillon der Königlichen Schweizer, das bis dahin die ganze Masse des andringenden Feindes aufgehalten hatte, zu weichen begann, mit unsern Feldschlangen herbeieilte, und so lebhaft unter ihnen feuerte, daß sie in Unordnung geriethen und sich zur Flucht umwandten. Sobald dies der König gewahr wurde, sprengte er, an der Spitze einer einzigen Eskadron, so kühn auf sie ein, daß dieser Angriff ihre Niederlage entschied. Die Reuterei des Feindes war aber noch nicht so in Unordnung und versprengt, daß sie nicht noch in einzelnen Zügen zu tapfrer Ge-

genwehr Stand gehalteu hätte. Ich eilte dem Könige, der sich zu kühn vorgewagt hatte, zu Hülfe, und in der Hitze dieses Gefechts war es, wo der junge Graf, der stets an meiner Seite blieb, so in Gefahr gerieth, daß ich nur noch Zeit hatte, mich vorzuwerfen, und den ihm bestimmten Lanzenstoß aufzufangen. Ich sank blutend zur Erde; allein, obgleich schwer verwundet, verlor ich doch nicht die Besinnung, und sah zu meinem Trost und meiner Freude, den Sieg entschieden und den Feind in gänzlicher Flucht. Der junge Prinz kniete neben mir, und seine Thränen und seine sanften Liebkosungen stillten die Schmerzen, die ich empfand, als der König, bei uns vorübereilend, still hielt, um selbst die Befehle zu meiner Verpflegung und meiner Fortschaffung vom Wahlplatze zu geben. Graf Montberri, sagte er mir mit jener Huld, die ihm jedes Herz gewann, Ihr habt die Armee gerettet. Ich verdanke Euch den Sieg. und ernenne Euch zum Maitre de Camp, in der Hoffnung Euch bald wieder unter meinen Braven auf dem Weg zu Ruhm und Ehre zu sehen.

Es bedurfte dieser Gnadenbezeugung nicht,

um mir den Tag, an dem ich meinen König hatte siegen sehen, den Tag an dem ich zum Erstemal mein Blut für ihn vergossen hatte, zu einem der schönsten meines Lebens zu machen.

Ich ward nach Louviers gebracht, wohin mir der Graf Raimund folgte, und ließ es, sobald meine Wunden verbunden waren, mein erstes Geschäft seyn, der Fürstin einen Eilboden zu senden, um sie über das Schicksal des geliedten Bruders zu beruhigen. Allein ich vermogte nur einige unleserliche Zeilen zu kritzeln, denen der junge Fürst auf dem Umschlag des Briefes ohne mein Wissen die Worte hinzufügte: Er ist verwundet. Sie gab bei ihrem Gefolge vor, diese Nachricht auf ihrem Bruder zu beziehen, und flog in solcher Eile nach Louviers, daß wir sie schon am folgenden Tage in das Gemach des Fürsten treten sahen, wohin ich, wegen Mangel des Plazzes, in einem daran stoßenden Kabinet, gebettet war. Sie war todtenbleich und alle ihre Züge trugen das Gepräge ihrer unruhigen Angst. Die Freude, den geliebten Bruder unverletzt und blühend in ihre Arme zu schließen, ward ihr durch die Theil=

nahme getrübt, mit der sie mich so wundenmatt erblickte, daß ich mich auf meinem Lager nicht einmal aufzurichten vermochte, sie zu bewillkommen. Der junge Graf erzählte ihr, wie ich ihm das Leben gerettet, und den ihm bestimmten Lanzenstich aufgefangen habe. Die schönen Augen der Fürstin füllten sich mit Thränen, und sie wandte sie mit einem unaussprechlichen Ausdruck der Zärtlichkeit und der Wehmuth zu mir, daß ich, zu matt für jede leidenschaftliche Bewegung, wie ohnmächtig zurücksank. Raimund eilte hinaus, den Kapellan der Fürstin, den sie Sorge getragen hatte mitzubringen, und dessen Geschicklichkeit mich schon einmal geheilt hatte, herbei zu holen, und ich blieb mit der Fürstin allein.

Für solche Minuten des Wiedersehens und des Wiederfindens der Liebe hat die Sprache keine Worte. Die Fürstin sank an meinem Lager nieder, meine kalte Hand ruhte in der ihren, und unsre Seelen begegneten sich in dem Blick, den ich auf die himmlische Gestalt meines Schutzengels warf. Die Ermattung des Todtwunden verklärt das Entzücken solcher Momente. Sanft und leise neigte die Fürstin ihr Haupt auf meine

Brust nieder, ihre Thränen fielen wie ein himmlischer Wundbalsam auf meine brennenden Wunden. Für mich, für mich, seufzte sie leise, und nie, und in keiner Stunde des Glückes, habe ich mich inniger mit ihr vereint gefühlt, als in dieser Minute des Schmerzens und des Todes.

Der Kaplan fand meine Wunde gefährlich aber nicht hoffnungslos. Die Fürstin gewann in seiner Gegenwart ihre edle Haltung, und die ruhige Hoheit im Ausdruck ihrer Züge wieder, die ihr, ihr ganzes Leben durch, jede Heuchelei unnöthig machte, und Ehrfurcht und Gehorsam gebot. Sie verließ mich bald darauf, indem sie mich der Pflege des Kaplans und ihres Bruders empfahl, mit einem Blick, der mir sagte: Mein Herz bleibt bei dir!

Das Glück ihrer Gegenwart belebte jede Kraft meiner Jugend, und ich fühlte es seit ihrem Anblick, als eine entschiedene Unmöglichkeit sterben zu können; allein die neidischen Schicksalsmächte hatten es mir bestimmt, dies Glück theuer erkaufen zu sollen. Am folgenden Morgen sah ich die Fürstin, unter dem Vorwand ihren Bruder besuchen zu wollen, wieder an meinem Lager. Ihr Bruder

hatte uns zufällig verlassen und wir waren allein, als plötzlich der Ruf erscholl: Der König! der König! und wir auch schon in demselben Augenblick den Gang des Monarchen erkannten, der die Treppe, die zu dem Saal führte, heraufeilte. Die Fürstin behielt kaum Zeit, die Thüre des Kabinets anzuziehen und sich neben dem Kamin an derselben, in einem Lehnstuhl zu werfen. Zum Glück trat der junge Graf in diesem Augenblick durch die entgegengesetzte Thüre ins Zimmer, und jeder Schein des Alleinseyns fiel nun weg.

So gut der König auch war, so verderbend war doch sein Zorn, wo er sich beleidigt glaubte, und Tod oder ewige Gefangenschaft war gewiß das unvermeidliche Schicksal des Verwegenen, von dem er gemuthmaßt hätte, daß er es wage sein Auge zu einer Fürstin seines Hauses zu erheben. Allein ich hörte von dem Könige nur herzliche, freundliche Worte, mit denen er die treue Schwesterliebe der Fürstin pries, die sie nach Louviers, auf die Nachricht von der Verwundung des jungen Grafen geführt habe. Ich bin mit Euch zufrieden, Neffe, fuhr er fort, allein es stünde jetzt schlimm um Euch,

wenn mein braver, wackerer Montberri nicht gewesen wäre. Diesem allein, mein Kind, habt Ihr das Leben Eures Bruders zu danken.

So sehr mich auch bei dieser Unterhaltung die Furcht der ängstlichen Sorge für die Fürstin quälte, so würde mich das Wort des Königs, mein braver Montberri, ein Wort, noch entzückender als das erste Geständniß der Liebe, doch vor Freude berauscht haben, wenn sich nicht der Himmel meiner Wonne in dem Augenblicke finster bewölkt hätte. Der König gebot dem jungen Grafen ihn mit der Fürstin allein zu lassen, und entdeckte dieser nun, daß der Infant von Spanien um ihre Hand geworben habe, und das Glück Frankreichs ihre beiderseitige Einwilligung in diese Verbindung heische.

Bei diesen Worten drängte sich mein Blut mit solcher Gewalt zum Herzen, daß eine unwillkührliche Bewegung dem König meine Gegenwart verrieth. Er stand auf und fragte rasch und unmuthig; wer ist da? indem er sich zugleich der Thüre näherte, sie zu öffnen, als die Fürstin ihn ruhig sagte: Es ist der Gouverneur meines Bruders und zugleich sein Retter, der brave Montberri, den Rai-

mund hieher hat betten lassen, um ihn selbst zu pflegen und in seiner Nähe zu seyn.

Das ist recht, sagte der König, er verdient es um ihn. Auch ist seine Gegenwart nicht überflüssig, weil Rosny ihn mir zum Bothschafter vorgeschlagen hat, um dem spanischen Hofe Euer Jawort zu überbringen. Sputet Euch also, Montberri, bald wieder gesund zu werden, diese Euch zugedachte Ehre wird ja auch wohl ein guter Wundbalsam seyn, setzte er freundlich hinzu, indem er mir zuwinkte, und sich dann zn seiner Nichte wieder umwendete, die bleich und bestürzt vor ihm stand, und die ich durch die nun geöffnete Thüre sehen konnte Diese schreckliche und unerwartete Nachricht, ihrer nah bevorstehenden Verheirathung, hatte mich so erschüttert, daß das Blut anfing tropfenweis durch meinen Verband zu dringen. In meiner Verzweiflung achtete ich es nicht, und meine ganze Seele hieng nur an den Worten des Königs, der es sich nicht träumen ließ, daß er in diesem Augenblick einem seiner getreuesten Dienern das Todesurtheil sprach. Die Fürstin schützte ihre Abneigung gegen jede eheliche Verbindung, ihre Liebe zu ihm und ihren Bruder vor, die ihr den Gedan-

ken der Trennung von Frankreich zum Schmerzensgedanken mache; allein der König antwortete auf alle ihre Einwendungen: Es muß so seyn, mein Kind. Für das Glück meiner Franzosen darf uns kein Opfer zu groß seyn.

Die entschiedene Festigkeit seines Tons raubte mir alle Hoffnung, und in diesem Augenblick der Verzweiflung, meiner selbst nicht mehr mächtig, riß ich den Verband von meiner Wunde. Das Blut strömte gewaltig über mich hin. Die Fürstin sah mich, hinter dem Stuhl des Königs weg, in meinem Blute schwimmen und schrie, alles vergessend, laut auf: Großer Gott; er stirbt! Der König rief nach Hülfe und eilte selbst auf mich zu, bemüht das Blut zu stillen, bis die herbeigerufenen Wundärzte kamen. Todtenbleich und kaum mehr athmend, war die Fürstin in einen Sessel gesunken. Der König, der bei seiner eigenen Herzensgüte, in ihrem Schrecken nur die Theilnahme des Mitleids sah, suchte sie zu beruhigen. Fürchtet nichts, mein Kind, sagte er ihr, bei solcher Fülle der Gesundheit, solcher blühenden Jugendkraft, stirbt man nicht so leicht, und binnen kurzem soll Montverri Euer Ge-

sandter nach Spanien werden. O mein König! war alles was die Fürstin, noch immer außer sich, ihm zu erwiedern vermochte. Kommt, kommt, mein Kind, sagte er, ihre Hand fassend, laßt uns darauf denken, dem Infanten eine geziemende Antwort zu geben. Oder wollet Ihr mir zum Erstenmal in Eurem Leben den Gehorsam versagen? - Niemals, niemals! rief die Fürstin mit einem herzzerreißenden Ton, indem sie das Zimmer verließ; allein ihr Blick, ihr Herz, ihr Wink riefen mir, und nicht dem König, diese Verheißung zu. Dies Versprechen, dies Gelübde erhielt mir das Leben. Ruhiger geworden, ließ ich mich verbinden, und mein Herz öffnete sich der Hoffnung, daß der Plan dieser Verbindung an der Festigkeit der Fürstin und der zärtlichen Liebe des Königs für sie, scheitern würde.

Trotz dieser Begebenheit und der gefahrverkündenden Prophezeihung des Kapellans, besserte ich mich von Tag zu Tag. Die Fürstin, die nicht mehr selbst zu kommen wagte, schickte täglich, sich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen, und jedes Zeichen ihres Andenkens und ihrer Huld be-

schleunigte meine Genesung. Die Armee erhielt den Befehl zur Belagerung von Rouen aufzubrechen, da die Einnahme dieser Festung, die Unterwerfung der ganzen Normandie nach sich ziehen mußte, und ob mir gleich der Freiherr dů Rosni sagen ließ, bis zur völligen Wiederherstellung in Louviers zu bleiben, und der Aufbruch des Heeres mich aus der Nähe der Fürstin entfernte, so konnte ich mich doch nicht entschliessen, meine Waffengefährten voraus ziehen zu lassen. Ich eilte mit dem jungen Grafen nach Dreux, um uns bei der Fürstin zu beurlauben, bei der ich aber leider den Grafen von Soissons fand, der mir, wie mein böser Genius allenthalben, wo Ruhm und Glück galt, feindselig in den Weg trat. Allein mein guter Genius vergütete sinnvoll die Tücke des bösen, denn als ich, tiefbetrübt in der Gegenwart des hochfahrenden und argwöhnischen Prinzen, der Fürstin kein Lebewohl aus innerster Seele sagen zu dürfen, mich bei ihr beurlaubte, umfing sie ihren Bruder inniglich und fest an ihr Herz drückend, sagte sie ihm, mich anblickend: Lebe wohl, mein Freund, fahre fort mich zu lieben, und mir oft zu schreiben. Der Graf von Soissons beugte

sich jetzt nieder, den jungen Grafen gleichfalls zu umarmen, und in diesem Augenblick reichte mir die Fürstin mit süßem Blick und mit ihren Rosenfingern, leise an meine Hand streifend, eine Schreibtafel, auf deren Einband in Juwelen der Wahlspruch gestickt war: Stumme Liebe! Stumme Treue! Dies Geschenk tröstete mich für die vornehme Höflichkeit, mit der die Fürstin gezwungen war, mich zu entlassen.

Das Heer ging in Eilmärschen auf Pont de l'Arche los, als wir am Eingang eines Thales kamen, auf dessen Höhen das Kloster der edlen Frauen von Grenville in einer Felsschlucht so verborgen und von hohen Buchen so dicht umschattet lag, als wolle es die Abgeschiedenheit seiner Bewohnerinnen von allem irrdischen Thun und Treiben verkünden und schützen. Es hatte sich aber das Gerücht verbreitet, es sey von den Liguisten besetzt, und da der Besitz der das Thal beherrschenden Höhen sehr wichtig war, erhielt ich den Auftrag dies zu erforschen und entweder gutwillig oder mit Gewalt in das Kloster einzudringen. Ich ritt am Abend, nur von zwei meiner Waffengefährten begleitet, auf Kundschaft aus. Es war alles so still,

so dunkel im Kloster, daß ich an einer Stelle, wo die Mauer des Gartens eingefallen war, über dieselbe sprang, und meine Begleiter zurücklassend, in der Sternendämmerung, durch die dunkeln Gartengänge hin, allein dem Gebäude näher ging. Aus dem kleinen, eng vergitterten, mit Epheu und Je länger je lieber dicht umrankten Fenster einer im Erdgeschoß gelegenen Zelle stralte mir ein schwacher Lichtschimmer entgegen. Ich trat näher an dasselbe und erblickte eine Novize, die mit aufgelösetem Haar und kniend, mit einem solchen Ausdruck des Schmerzes innbrünstig betete, daß ihr Anblick auch den Unempfindlichsten hätte rühren müssen. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, weil sie es von den langen seidenen blonden Locken umschattet, in ihre Hände barg; aber ihre Gestalt und ihr Anstand verkündigten Schönheit, Jugend, Adel und Trostlosigkeit.

Ich stand, von diesem Anblick gefesselt, unbeweglich still, als sie heiß weinend rief: O mein Gott, ist der Kelch meiner Schmerzen noch nicht herbe genug? Alles habe ich um ihn hingegeben. Ich weiß ihn von einer andern geliebt, weiß daß er sie anbetet, weiß, daß er auf dem Pfade des Irrglaubens wandelt, das

allen Gefahren des Kriegs preisgegeben, Seele und Leib in jeder Minute verloren gehen kann, und daß er nicht einmal ahnet, wie Gram und Liebe für ihn, die unglückliche Cecilie tödtet! —

Hier erhob sie Hände und Augen gen Himmel und ich erkannte die schöne, edle Cecilie von Antichamp, und plötzlich rauschten tausend Anklänge aus der Vergangenheit durch meine Seele, und ich erkannte, wie ich geliebt worden war seit lange. Meine Augen füllten sich mit Thränen. Ihr Anblick weckte nicht in mir jene tiefe, leidenschaftliche Bewegung, in der mein Herz fast hörbar klopfte, so oft ich meine Fürstin erblickte, wohl aber alle Regungen zärtlicher Theilnahme, inniger Achtung die Unschuld, Schönheit und die Treue uneigennütziger Hingebung, in eines Mannes Seele zu wecken vermögen. Sie stand jetzt auf und setzte sich auf die Strohmatte ihres Lagers nieder, die Arme in einander geschlagen und das Haupt tief nachdenkend, niedergesenkt. Nein, fing sie endlich an, er soll es niemals erfahren, ich will mit meinem Geheimniß sterben. Die Fürstin ist seiner Huldigung werth, — abtr was darf er hoffen? — sie zu verführen? —

Dann müßte ich ihn verachten, und jede andere Verbindung mit ihr ist ja unmöglich! — ja gewiß unmöglich, wiederholte sie, indem ein leises schmerzliches Lächeln über ihre anmuthigen Züge flog — und ich, ich hätte ihn glücklich gemacht, wenn er mich geliebt hätte! ich hätte seine Seele gerettet, ich hätte ihm gesagt: Ist nicht jede Liebe, ihrem innersten Wesen nach, ein unbegreifliches Geheimniß, mein süßer Freund? Fühlst du, erkennst du das nicht, wie ich? — und muß es denn nicht für die göttliche Liebe und ihren Erbarmer noch heiligere Tiefen des Geheimnisses geben, als für das kleine Menschenherz? — Ach, wenn es mir gelungen wäre, seine Seele zu retten? O mein Gott! rief sie hier aus, indem sie von Neuem, mit heiß flehender Innbrunst auf die Knie sank, vergieb, vergieb der Sünderin! — der Wunsch, seine Seele zu retten, ist das Kind und nicht die Mutter meiner Liebe! Diese allein beseelt mich! — diese allein zehrt mein Leben auf und läßt meine Jugend welken! — Allein wie soll ich der Macht der Liebe entfliehen? Jede Büßung, jede Kasteiung ist Nahrung für sie! — ich kann ja selbst nur noch beten, um dir den geliebten

Namen zu nennen! Er, er allein ist mein Glaube, mein Paradies, mein Heil, meine Gottheit! — Einmal nur noch, du gnadenreiche Mutter aller gebrochenen Herzen, laß mich ihn sehen! Nur einmal noch zeige mir im Abendroth, im Mondenstrahl, in dunkler Nachtwolke sein Bild, und dann laß mich sterben! —

Hier rauschte der Nachtwind stärker durch die Epheuranken vor ihrem Fenster — sie wandte das Auge dorthin und mußte mich erblicken, denn mit dem Ausruf: ich bin erhört! sank sie ohnmächtig nieder. — Unmöglich konnte ich sie hülflos, vielleicht sterbend verlassend, und ich war entschlossen alles zu wagen, um zu ihrem Beistand herbeizueilen, als eine Schwester in die Zelle trat, sie zur Nachtmette abzuholen. Es ward dieser schwer, Cecilie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken; aber endlich schlug sie die Augen auf und ich entfernte mich mit schwerem Herzen.

So wie ich zu meinen Leuten zurückkam, riß ich ein Blatt aus meiner Schreibtafel, und schrieb darauf der Aebtissin, sie möge in Zeit von einer Stunde die Abtei verlassen, da die Hugenotten Befehl erhalten hätten, sie zu besetzen, und es nicht möglich

seyn würde Unordnungen zu verhüten. Man würde dafür sorgen, daß sie auf den Wege nach Andelys unverfolgt bleibe. Ich wollte diese Warnung erst mit meinem Namen unterzeichnen, es war mir ein süßer Gedanke, daß Cecilie dann künftig denselben im Kreise ihrer Gefährtinnen mit Wohlwollen nennen hören würde; aber ich konnte dies nicht thun, ohne daß ihr meine Nähe in der vorigen Nacht, und meine Erscheinung klar wurden, und diese reine schöne Seele, die das Geheimniß ihres Herzens nur dem Himmel gestanden, aber jedem Menschenblick entzogen hatte, durfte nie mein Wissen darum erfahren und sich dadurch in ihrem edlen Stolz vielleicht gedemüthigt fühlen.

Als wir am Morgen in das Kloster einrückten, fanden wir es öde und leer. Ich durchstrich mit melancholischem Vergnügen die Gänge des großen Gartens und traf hier den Gärtner, der wegen seiner Redseligkeit in der ganzen Gegend berüchtigt war. Von ihm erfuhr ich, daß die Fürstin vor etwa zwei Monaten, auf einer Reise die sie machte, hier im Kloster habe übernachten wollen, die Aebtissin, die, von der Gicht gelähmt, an ihr Lager gefesselt war, forderte

Cecilien auf, die Fürstin umherzuführen, und ihr die Merkwürdigkeiten des Klosters zu zeigen. Zitternd trat sie vor und bog ein Knie vor der Fürstin, die sie erkannte, freundlich aufhob und wie überrascht versicherte, sie sey in ihrer Nonnentracht noch schöner, wie sie es in Tours gewesen sey, und ihr dann den Arm gab, sie in den Garten zu begleiten. Der Gärtner folgte ihnen, um die Gitterthüren desselben zu öffnen, und sah daher, wie die Fürstin begehrte, auch den Garten der Novizen und vorzüglich den der schönen Cecilie zu besehen, wie sie sie nannte. Diese erblaßte bei dieser Aufforderung, und ihre Verlegenheit ward so sichtbar, daß die Fürstin noch dringender darauf bestand ihn sehen zu wollen, und Cecilien nichts übrig blieb, als ihr zu gehorchen. Die Fürstin schien erfreut durch den Anblick der Blumenpracht die ihn schmückte; als sie aber allenthalben den Buchstaben M fand, zu dem sich alle Blumenbeete verschlangen, und der allen Bäumen eingegraben war, fragte sie nach der Deutung desselben. Cäcilie erröthete und schwieg, allein der Gärtner deutete es auf den Namen der Mutter Gottes, deren Dienst das Fräulein sich besonders gewidmet habe.

Trotz seiner Auslegung aber schlug die Fürstin die Augen traurig nieder, und entzog der Schwester, die sie bis dahin traulich und liebevoll unter dem Arm gefaßt hatte, ihre Hand. Bald aber hob sie diese wieder empor, und sie auf Ceciliens Schulter legend, sah sie diese so ernst und traurig, so sichtlich erbleichend an, daß der Gärtner, fürchtend die Frische der Abendkühle ergreife sie so, geschwind die Thür des nahen Gartenhauses aufriß, damit sie dort eintreten und sich erholen könne. Schwester Cecilie schrie laut auf, als sie dies sah und wollte voraneilen, allein die Fürstin hielt sie zurück und beide traten zugleich ein. Der Fürstin fiel gleich eine Staffelei in die Augen, auf der man das Gemälde der heiligen Cecilie erblickte, wie sie, in hoher Entzückung, die Augen zum Himmel erhoben, die Seligkeit des Himmels zu empfinden schien, dessen Engel sie in einem Glorienkreis umschwebten Die Fürstin bewunderte sehr die schöne Heilige,. und zog, um das Ganze besser betrachten und übersehen zu können, das Tuch fort, das den Kopf eines Engels verdeckte, der in einer Ecke des Gemäldes angebracht war. Kaum aber hatte sie ihn erblickt, als sie rasch den Arm

der Novize von sich stieß, die neben der Staffelei auf die Knie niedersank, und den Kopf des Engels mit der Hand verdeckte, während Thränen über ihre Wangen rollten. Die Fürstin stand noch immer vor dem Bilde. Er ist es! hatte sie anfangs ausgerufen, und dann zornig auf die Schwester geblickt. Nach und nach wurden aber auch ihre Augen naß. Ohne Cecilien anzusehen, fragte sie mit halb erstickter Stimme: Wenn nehmet Ihr den Schleier, Fräulein? Morgen, Ihre Hoheit, antwortete diese mit weicher aber fester Stimme. Unglückliche, seufzte die Fürstin leise und dann noch leiser: Ach wer ist von uns beiden die Unglücklichste! —

Sie winkte der Schwester zurückzubleiben und ging lange im Garten einsam auf und ab. Dann rief sie aber mit dem vollen Ton der Liebe: Cecilie! und als diese kam, eilte sie ihr entgegen, drückte sie an ihre Brust und nannte sie weinend ihre Schwester, ihre geliebte Schwester. Auch gab sie ihr einen Ring, den sie ihr befahl stets zu ihrem Andenken zu tragen, und hieß dann ihren Wagen zu bereiten, weil sie das Kloster augenblicklich verlassen wolle. — Alle Bewohnerinnen desselben wußten sich diesen Auftritt nicht

zu deuten, der noch räthselhafter wurde, als Schwester Cecilie am andern Morgen um die Verkürzung ihres Probejahres und um die Erlaubniß bat, gleich den Schleier nehmen zu dürfen, was aber die Aebtissin nicht zugestehen wollte.

Ach wohl verstand ich ihn zu deuten!

Einige Monate später, erhielt ich von der Fürstin folgenden Brief:

Theurer Graf! mit inniger Rührung und Freude habe ich die neuen Beweise Eurer liebevollen Sorge für meinen Bruder erfahren. Ihr thut viel für ihn — alles — aber eben das drückt und beklemmt. Man kann nicht innig lieben, ohne eben so innig zu leiden. Der Plan im Bezug auf den Infanten von Spanien ist für den Augenblick bei Seite gelegt, und ich will den Schrecken des Gedankens von mir bannen, daß er wieder hervorgesucht werden könne. — Das arme Frankreich! welche blutige Wunden schlägt ihm dieser innerliche Krieg! — Ach, jeder sich ewig und hoffnungslos erneuernde Kampf ermattet bis zum Tode! ich empfinde das; aber ich bin glücklich meines Daseyns mehr

in andern inne zu werden, als in dem Gefühl meiner eigenen Leiden, meiner eigenen Schmerzen!

Dieser Brief machte einen tiefwehmüthigen Eindruck auf mich, der sich noch verstärkte, als mir der edle Freiherr von Franclieu, zu zartsinnig sich eine ofne Hindeutung auf unsre Liebe zu erlauben, wie beiläufig unter andern Neuigkeiten schrieb: „Die Fürstin Marie Henriette von Bourbon kränkelt sehr. Sie ist keine frischblühende, herrlich glänzende Lilie mehr, sondern eine matt und traurig am Stengel niedersinkende. Man trägt sich mit der Sage, ein geheimer Herzenskummer zehre an ihrem Leben; aber Ehrfurcht und Bewunderung scheuchen jedes unberufene Eindringen in das Geheimniß ihres Schmerzes zurück!"

Wie theuer erkaufte ich mit der Nachricht ihrer Leiden, die Seligkeit meines Lebens! Ich wußte sie krank, versunken in Gram und Schmerz, und hatte ihr keinen Trost, keine Hoffnung zu bieten, als Anbetung und Liebe bis zum Tode! Ich wollte an sie schreiben, allein alle Worte erschienen mir eisig gegen die Flamme der Liebe und der Verzweifelung, die in meinem Busen lo-

derte. Ich mußte sie sehen! Von diesem Gedanken allein erwartete ich Rettung. Urlaub durfte ich mir freilich nicht zu dieser Reise erbitten; aber wir standen ruhig in Verneuil; es mußte möglich zu machen seyn, mich auf einige Tage heimlich zu entfernen. Alles fügte sich, alles war bereitet; da erhielt ich in der Nacht, die zu meiner Abreise bestimmt war, den Befehl, mit der Artillerie, die ich befehligte, nach Jvry aufzubrechen, wo der König dem Herzog von Mayenne eine Schlacht zu liefern beschlossen hatte. Zum Erstenmal in meinem Leben vernahm ich mit Unmuth und Widerstreben den Ruf zur Pflicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach, traf ich noch zur rechten Zeit ein, wenn ich mir den Umweg über Dreux erlaubte, und meine Leute vorausschickte — aber das Vielleicht dieser Wahrscheinlichkeit machte mich schamroth. Unglücklicher, zürnte ich mir selbst, darf die Liebe je mit der Ehre zu rechten wagen, und auf ein Vielleicht hin, einen Vertrag mit ihr schliessen wollen? Muß nicht Schmerz und Zärtlichkeit vor dem Befehl deines Königs verstummen? — Was bedeutet das Schicksal deiner Liebe da, wo es das Schicksal des Staats gilt, und muß der brave Krieger

nichte den so gut sich, als das Schwerdt des Feindes zu besiegen wissen? Der Augenblick der Selbstüberwindung, der Verläugnung deiner heiligsten Herzensgefühle ist da; wage dich ihn muthig zu bestehen. Eile auf deinen Posten und vertraue das Uebrige der Barmherzigkeit des Himmels an.

Ich gehorchte dem strengen Ruf der Ehre, neben dem kein andrer Ruf gehört werden darf; allein nie hatte das Leben bei mir niedriger im Preise gestanden, nie hatte ich mich kühner und unerschrockener dem Tod und der Gefahr entgegen geworfen, als jetzt; wo ich sie mehr als den Sieg suchte. Der große Tag der Entscheidung brach an. Der junge heldenmüthige Graf Egmont befehligte die Spanier, die sich mit Mayenne gegen uns verbunden hatten; allein so löwenkühn er und die Seinigen auch an diesem Tage fochten, so ward uns doch der Sieg. Nie hat sich Heinrich als Feldherr und König glänzender verherrlicht, als in der Ebene von Jvry. Der junge Graf Raimund, der, wie immer, an meiner Seite focht, that Wunder der Tapferkeit, vorzüglich aber trug die Artillerie des Königs viel zum Gewinn der Schlacht bei. Die feindliche Artillerie war nicht so

gut bedient, hielt aber doch lange Stand und tödtete uns viele Menschen, als ich, da der König an unserm Flügel herangesprengt kam, ihm entgegen eilte und um die Erlaubniß bat, die feindliche Batterie mit dem Degen in der Faust angreifen zu dürfen. Brav, Montberri, gab er mir zur Antwort, ich kann diese häßlichen eisernen Großmäuler gar nicht leiden, die da so unverschämt gegen uns anbrummen, und es soll mir lieb seyn, wenn Ihr sie zum Schweigen bringt.

Von einem Haufen Freiwilliger gefolgt, stürmte ich auf die Batterie ein, die uns mit einem tüchtigen Kugelregen empfing. Dem Grafen Raimund ward sein Federbusch weggeschossen. Dieser Anblick und das Andenken an seine unvergleichliche Schwester verdoppelten meinen Muth. Es gelang uns das feindliche Geschütz zu nehmen, und es dem König, als eine Siegestrophäe dieses Tages zuzuführen, was ihm um so willkommner war, da den Liguisten, nach diesem Verlust, kein Geschütz mehr übrig war.

Der König ertheilte mir auf dem Schlachtfelde selbst die Anwartschaft auf die, von dem großen Freihern du Rosny bekleidete Stelle eines Generalfeldzeugmeisters. Ich kann,

sagte er laut und öffentlich, keinen bessern Händen als den Eurigen, Graf Montberri, eine Waffe anvertrauen, die künftig das Schicksal der Schlachten entscheiden wird; denn, wir müssen es uns gestehen, meine Freunde, fuhr er, sich zu Byrer, dem Marschall von Aumont, Andelot und Thorigny wendend, fort, die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir das Geschütz sich so vervielfachen sehen werden, daß der Krieger in dem furchtbaren Schachspiel des Krieges, nur noch den Platz der Bauern wird behaupten können. Es thut mir leid, um der Ehre der Ritterlichkeit willen, die da fordert, daß die Entscheidung aus der Kraft des Muthes, der Geschicklichkeit des Fechtens, der Gewandtheit und Stärke des Körpers hervorgehen soll, aber als Feldherr darf ich diesem Fortschritt und dieser Neuerung der Kriegskunst nicht wehren, sondern muß darauf sinnen, sie zu vervollkommen und den höchst möglichsten Vortheil von ihr zu ziehen.

Während die Armee sich mit der Verfolgung des geschlagenen Feindes beschäftigte, widmete sich Heinrich ganz der Sorge für die Verwundeten, da es eine der herzgewinnenden Eigenschaften des guten und großen Königs war, in dem Ueberwundenen nicht mehr den

Feind, sondern nur den hülfsbedürftigen Krieger zu sehen. Pfleget mir die Verwundeten, meine Freunde, rief er, pfleget mir sie ja gut und liebevoll. Es sind keine Feinde mehr, sondern nur Schmerzensbrüder. Vergoßnes Blut wäscht von Irrthum und Treubruch schon hienieden rein. Am andern Morgen eilte er selbst in die Lazarethe. Hier zeigte sich des großen Königs ganze Seele; hier mußte man ihn sehen, wie er mit diesen herrlichen Blicken des theilnehmenden Mitleids, unter seinen Kindern umhergieng, sich nach allen erkundigte, nach allen fragte, sich um ihre Gefahr, ihre Thaten, ihre Wunden kümmerte, und wie sein Anblick, seine Nähe, alle Schmerzen milderte und Balsam in jede Wunde goß. Diese Wunden, sagte er zu uns gewandt, die wir ihn begleiteten, sind die Schlüssel zum Tempel der Unsterblichkeit, und diese kranken Krieger die theuersten Söhne des Vaterlandes und meines Herzens. Alle Verwundeten blickten mit Vertrauen und Hoffnung zu ihm auf; aller Blicke sprachen es aus: wie brav wollen wir für dich fechten, wenn wir nur erst wieder bei Kräften sind! — Selbst um den Mund der Sterbenden schwebte ein freudiges Lächeln, wenn sie den König sahen, und ihr brechen-

der Blick sagte: Sehr wohl, mein König, auf Wiedersehen. Der Tod für Dich und Vaterland ist wohl schön! —

Plötzlich öfneten sich die Thüren und eine Abtheilung der barmherzigen Schwestern trat ein und bat den König um die Vergünstigung, sich der Pflege der wunden Krieger widmen zu dürfen. Ja, sagte Heinrich gerührt, die Frauen sind die wahren Schutzengel der Leidenden. Ihre Liebe, ihr Mitleiden klügelt nie, und wo der Mann alle Sophistereien der Selbstliebe zu Hülfe ruft, um sich der Gefahr zu entziehen, eilen sie herbei, um, wo es Noth thut, auch den Pestkranken zu pflegen, und, wenn es seyn muß, willig mit ihm zu sterben. Engel des Trostes, sanfte Heldinnen des Mitleids und der Tugend, wie weit übertrefft Ihr uns an Muth der Todesverachtung! Kein Ehrgeiz, kein Ruhm verdeckt Euch seine Schrecken. Keine irrdische Hoffnung reizt Euch ihm zu trotzen, kein Erdengut verheißt Euch Lohn für Eure Aufopferung! Ihr fühlt nur Liebe, gehorcht nur der Liebe! — Ach wenn alle Eures Standes Euch glichen! —

Hier unterbrach sich der König selbst, als scheue er sich in seinen Gedanken errathen zu

werden, und verließ die Krankensäle — aber in den Herzen aller, die ihn dort gesehen hatten, blieb unvergänglich das Bild seiner Güte, seiner Menschlichkeit!

Im folgenden Jahrt legte Heinrich seine Armee in die Winterquartiere, sowohl um sie ergänzen zu können, als auch um seinen Kriegern die nöthige Ruhe und Erholung zu verschaffen. Ich bekam zu meinem Aufenthalt ein Schloß angewiesen, das von seinen Besitzer verlassen war; allein in dem Gemach unter meinem mir angewiesenen Zimmer lag ein vornehmer Liguist krank, dem es eben seine Krankheit unmöglich gemacht hatte, das Schloß zu verlassen. Vergeblich forschte ich nach seinem Namen; allen seinen Leuten war nicht allein das tiefste Schweigen über diesen Punkt anbefohlen, sondern ihnen auch verboten, ihm den Namen des Königlichen Officiers zu nennen, mit dem er gezwungen war unter einem Dach zu hausen, da er alle Hugenotten brennend haßte. Nur zuweilen, in der tiefsten Nachtstille, schallten die Wehklagen des leidenden Greises zu mir hinauf, und in ihnen mischten sich die sanften Trostworte einer Frauenstimme, die durch die dunk-

len finstern Mauern, wie der Silberton des Engels der Versöhnung drang.

Eines Abtnds kam einer seiner Diener zu mir, und erbot sich mir nähere Auskunft über seinen Gebieter und dessen schöne Tochter geben zu wollen. Bist du von ihnen dazu beauftragt? fragte ich. Gott behüte, antwortete er mir, ich komme nur um mir von einem so jungen und schönen Herrn, wie Ihr seyd, ein gutes Botenlohn zu verdienen. Der alte Herr, ein Verwandter des eigentlichen Schloßherrn, verbirgt seinen Namen so sorgfältig vor Euch, weil ihn der König, Euer Herr, seiner verübten Grausamkeiten willen, geächtet hat. Er verdient also keine Schonung, und da er, krank und gelähmt, wie er ist, seiner Tochter keinen Schutz zu gewähren vermag, so steht Euch nichts im Wege Euch ihrer zu bemächtigen. Nur dürft Ihr keine Zeit verlieren, denn der Graf von Soissons, der hier in der Gegend umherstreift, hat schon mit einem meiner Cameraden Abrede genommen, um sie für ihn zu entführen. Ich gönne sie Euch aber lieber, da —

Mir aus den Augen, Schurke, rief ich ihm hastig entrüstet zu. Glaubst du, daß ich

die Hülflosigkeit des Alters, die Wehrlosigkeit eines Kranken benutzen würde, um die Unschuld zu morden? An der Schwelle meines Todfeindes würde ich Haß und Rache zurücklassen, um ihm, in sein Haus aufgenommen, Beschützer und Vertheidiger zu werden, und nie der Meuchelmörder seiner Ruhe und seiner Ehre! Mir aus den Augen, Schurke, und hüte dich, dich wieder vor mir sehen zu lassen.

Ich war mit mir zufrieden als er gieng, da ich die Verwünschungen oft gehört hatte, die der unglückliche Greis in den Anfällen seiner Schmerzen, gegen den König und alle Anhänger desselben ausstieß, und es mir wohl that, seine Schmähungen mit Wohlthaten vergelten zu können. Die Pläne des Grafen von Soissons, sich der Tochter bemächtigen zu wollen, erschreckten mich, da es mir bekannt war, wie er in solchem Fall kein Mittel scheuete, seinen Zweck zu erreichen. Meine Pflicht, als Mann und Ritter, heischte von mir den Schutz der bedrohten Unschuld. Ich ließ die Wachen im Schloß verdoppeln, und den Zugang zu den Zimmern der Unbekannten so genau bewachen, daß sie gegen jede gewaltsame Unternehmung gesichert war. Die Bosheit kennt aber Wege, die die Tugend nicht zu

errathen vermag. Wenige Nächte darauf brach Feuer im Schlosse aus, und zwar in den von dem Greis und seiner Tochter bewohnten Zimmern. Ich eilte herbei, Anstalten zum Löschen zu treffen, und vernahm nun den Angstruf des von allen seinen Dienern verlassenen Alten, und die trostlosen Klagen seiner Tochter, die sich vergeblich mühte, ihn durch den Rauch und die Flammenwirbel, die schon das Gemach füllten, fortzubringen. Ich stieß die Thüre ein, die mir bis dahin ein geweihetes Heiligthum gewesen war, und, großer Gott! ich erkannte Cecilie!

Rettet meine Tochter! schallte mir der Angstruf des alten Antichamp entgegen, dessen Lager die Flamme schon umspielten. Rettet meinen Vater! rief Cecilie, die ihn vergeblich aufzurichten suchte. Mir blieb keine Zeit zur Wahl, die Kleider der Unglücklichen brannten schon. Gott verdoppelte mit der Gefahr auch meine Kraft und meinen Muth, ich faßte beide und trug sie, ich weiß noch nicht wie, durch Rauch und Glut hin, bis in die Mitte des Schloßhofes, wo ich erschöpft mit ihnen niederstürzte.

Ceciliens Gewand brannte, ihr Vater

wollte es ihr entreißen, umstanden aber von rohen Kriegern, hüllte sie sich nur noch fester darein, und wenn ich sie nicht blitzschnell in meinen großen weiten Mantel gehüllt, und sie fest umfassend, die Flamme erstickt hätte, wäre sie ein Raub des qualvollsten Todes geworden. Um uns schlichen Menschen umher, die sich dumpf zumurmelten: Es geht nicht, es sind zu viele Helfer da. Einige meiner Soldattn eilten diesen Vermummten nach, die sie für Räuber und Brandstifter hielten; allein als sie einen von ihnen erwischten, warf er eine Hand voll Gold unter sie und nannte leise den Namen seines Gebieters, so daß mir über den Urheber dieses Frevels kein Zweifel blieb.

Es gelang endlich den angestrengten Bemühungen meiner Leute das Feuer zu löschen, und ich ließ Cecilien und ihren Vater nach dem unversehrt gebliebenen Theil des Schlosses bringen, und aus dem nahen Feldlazareth eine der barmherzigen Schwestern zu ihrer Wartung herbeiholen, da sie an Brust und Schultern sehr verwundet war. Ich sah sie nicht wieder, und begnügte mich, mich täglich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen. Sie erholte sich leicht und schnell,

und keine der erhaltenen Verletzungen drohete, wie ich von der Nonne erfuhr, ihren Reizen Gefahr. Da ich es mir zum Gesetz gemacht hatte der Fürstin keine Begebenheit meines Lebens zu verhehlen, schrieb ich ihr auch diese; in ihrer Antwort lobte sie freilich mein Betragen, konnte aber ihre Unruhe in Bezug auf Cecilien und den Zufall, der mich so oft im Leben mit ihr zusammenführe, nicht verbergen. Diese stumme Klage im Herzen der Geliebten war für mich ein Befehl zum Aufbruch, und ich wußte meine Verlegung in ein andres Quartier zu bewirken.

Ich beurlaubte mich schriftlich bei dem Grafen Antichamp. Am Morgen meiner Abreise brachte mir Ceciliens Wärterin einen neuen Mantel für den verbrannten, und bat mich, in ihren Namen, ihn als ein Andenken von ihr anzunehmen. Gewiß, edler Graf, sagte sie mir, werdet Ihr diese Gabe aus den Händen eines solchen Engels von Tugend und Schönheit nicht verschmähen. Erscheint sie mir doch als eine Heilige! so sanft, so geduldig bei eigenen Schmerzen, so still und tief betrübt, und doch nur darauf sinnend, fremde Leiden zu mildern und andre Unglückliche zu trösten. Gott hat sie

sichtlich auserwählt der Welt ein Beispiel der Heiligkeit und der frommen Menschenliebe zu werden.

Tief gerührt nahm ich den Mantel an und beschwor die gute Schwester, Cecilien zu versichern, daß sie ewig in meinem Andenken leben werde. Als ich den Mantel über die Schultern warf, erblickte ich auf der linken Seite, inwendig mit schwarzer Seide Ceçiliens Namen, so klein eingenäht, daß man ihn kaum sehen konnte. Nein, Cecilie sagte ich leise, indem ich durch das Thor des Schloßhofes ritt, nicht blos auf dem Herzen, auch im Herzen trägt der Freund deinen Namen, und wehmüthig träumend schied ich aus ihrer Nähe.

Der schönste, der unvergeßlichste Tag meines Leben war mir nahe.

Der Gram der Hofnungslosigkeit, die Flamme der Eifersucht, die Anstrengung alle ihre Empfindungen unerrathen in ihr Herz zurückzudrängen und sie in die Tiefe desselben zu verschließen, hatten die stille Zärtlichkeit der Fürstin zur alles besiegenden Leidenschaft umgewandelt. Mir ward die Seligkeit vergönnt mich geliebt zu fühlen, wie

ich liebte. Ihre Krankheit selbst, deren Sitz dem Herzen so nah, in ihrer Brust war, schien ihrer Liebe neues Leben zu geben und die Sehnsucht in ihr zu erwecken, nicht von der Erde zu scheiden, ohne die süßeste Fülle des Glückes gekostet zu haben. Unerwartet erhielt ich von ihr den Befehl, mich in der nächsten Nacht in ihrem Schlosse zu Dreux einzufinden, wobei sie mir aber die sorgsamste Behutsamkeit empfahl, da der König in der Gegend war und sein Hauptquartier nicht weit von Dreux aufgeschlagen hatte. Aus jeder Zeile ihres Briefes sprach eine Unruhe, eine Leidenschaft, die in meiner Brust den vollsten Wiederklang fand. Ich flog zur bestimmten Stunde zu ihr, und ward von einer vertrauten Kammerfrau zu ihr geführt. Festlich geschmückt saß sie zitternd an ein Tischchen gelehnt, und das Auge mit der Hand verdeckend, als scheue sie es, den Geliebten zu sehen, der sie zu diesem Wagniß verleitet habe. Unaussprechlich bewegt, warf ich mich zu ihren Füßen, und wagte es, ihre Hand an meine Lippen zu drücken. Graf Montberri, fing sie leise an, was ich Euch zu verkünden habe, wird Euch überraschen — aber Himmel, Welt und Pflicht, alles hat sich

meinem Blick verhüllt; ich sehe im Universum nichts mehr, als meinen Geliebten, und das ganze Daseyn hat sich mir zusammengezogen im Gefühl meiner Liebe. Mit dem Muth der Gesundheit ist mir auch die Kraft der Seele entschwunden, und der Wille dieser Leidenschaft widerstehen zu wollen, ist durch ihre Unbesiegbarkeit gebrochen. Ich kann mich nicht länger täuschen; ich muß zwischen dem Tod oder der Vereinigung mit dem Geliebten wählen. Ach Montberri, fuhr sie mit einer Mischung von Leidenschaft und Verzweiflung fort, blickt her — vielleicht vermag selbst nicht mehr die Liebe ihr Opfer dem Tode zu entreißen — aber könntest du zaghaft schwanken, wo es mein Leben, meine Rettung gilt!

Sprecht es aus, meine angebetete Fürstin, was Ihr von mir begehrt. Euer leisester Hauch gebietet über mein Leben, und wollte Gott ich könnte es tausendfach für Euch opfern! —

Ich lege mein Schicksal in Eure Hand, Graf, fuhr sie mit innig zärtlichem Tone und fester Entschlossenheit fort — Ich weiß, daß Vasallenpflicht und Ehre Eure Wünsche zügeln, weiß, daß ich eine Königliche Toch-

ter Frankreichs bin, und daß ich mein Leben bei einer Verbindung mit Euch auf das Spiel setze — und ach! nicht mein Leben allein, fuhr sie mit herzzerreißender Klage fort, das Eure auch! aber hat nicht der Himmel selbst für uns zwischen Gesetz und Liebe das Urtheil gesprochen? soll ich taub seyn gegen die erhabene Sprache des furchtbaren Donners, der es in jener unvergeßlichen Nacht durch Himmel und Erde hin rollend verkündigte, Gott habe uns für einander bestimmt? — O mein Geliebter, waren nicht die zuckenden, flammenden Blitzstralen jener Nacht ein Bild unsers Schicksals? — Versengte nicht mit ihnen die Flamme der Liebe und der Tugend alle Bande des Erdenstolzes? Der Himmel selbst hat mich von ihnen frei gemacht — ich will nichts mehr seyn auf dieser Welt als deine Gattin, wenn du freudig wie ich, dich entschliessen kannst dein Leben an diese Verbindung zu setzen.

Wer fühlt nicht den Sturm der Leidenschaft, der bei diesen Worten alle Tiefen meiner Seele aufregte! Hingesunken zu ihren Füßen, vermochte ich es doch noch den König zu nennen, und ihr die Gefahr seines

Zornes für sie, für sie, für die ich allein zu zittern vermochte, zu schildern. Ich fürchte nichts mehr auf Erden, unterbrach sie mich lebhaft, seht ihr das Licht in der Kapelle des Gartens zu uns hinüber stralen? dort erwartet uns der Priester, dort bin ich bereit vor Gott den Schwur meiner Liebe und meiner Treue bis zum Tode abzulegen. Die Schönheit alleiu hat oft Frauen den Weg zum hrone gebahnt, und Tapferkeit, Seelengröße, Adel und Tugend sollte sich an der Hand der Liebe diesen Weg nicht bahnen dürfen? — Nein, ich bin entschlossen. Du mußt für mich den Altar oder das Grab wählen. — Sie neigte sich bei diesen Worten zu mir nieder. Alles, alles vergessend, nur sie und ich in der Schöpfung, nur sie in meinem Herzen, umschlangen sie meine Arme. Ich drückte sie an mein Herz, hörte sie leise flüstern: mein Geliebter, mein Gemahl, dein auf ewig. — O Gott! Gott! war das mehr als Himmelstraum! Habe ich diese Minuten der höchsten Erdenseligkeit denn wirklich einst gelebt!

Ich stand mit ihr vor dem Altar — nur noch Minuten, und ich war der strafbarste und der glücklichste aller Menschen — da

erhob sich plötzlich um uns das furchtbarste Getümmel — Kanonen donnerten — Trompeten schmetterten — von allen Seiten rief es: Zu den Waffen! Die Liguisten hatten die Stadt überrumpelt und durchschwärmten die Gassen; die Fürstin war verloren, wenn man mich entdeckte. — Vor dem Ruf der Ehre verstummte die Leidenschaft. Widerstand war fruchtlos. Die Fürstin hatte von beiden Partheien eine Schutzwache, und für sich nichts zu fürchten — Der Augenblick duldete keine Wahl, nur blitzschnellen Entschluß. Sie selbst hieß mich forteilen; es gelang mir unbemerkt zu entkommen und ins Hauptquartier zum Könige zu eilen, der auf meine Anzeige sogleich Lärmen schlagen ließ und seine Truppen zur Wiederräumung der Stadt aufzubrechen beorderte, da die Nähe von Paris ihren Besitz höchst wichtig machte, und sie in den Händen der Feinde ein Stützpunkt für die ganze aufrührerische Normandie wurde. Die Liguisten, eben so überrumpelt, wie sie die Stadt überrumpelt hatten, mußten die Stadt wieder räumen, aber meine Hoffnung, bei der Wiedereinnahme zu seyn, ward vereitelt. Ich mußte den König nach Montes begleiten, wo er sein Hoflager aufschlagen wollte, um

von dort aus politische Unterhandlungen einzuleiten, von denen er für die Zukunft noch mehr erwartete, als von seinen siegreichen Waffen, und zu deren Anknüpfung er mich gebrauchen wollte.

Ich kannte den Hof nicht, an dem ich von nun an leben mußte, aber ich war fest entschlossen, mich stets der Huld meiner angebeteten Herrin werth zu zeigen. Die Zukunft lag verhüllt vor mir; ich erlaubte mir keine Hoffnung; die Erinnerungen dieser Nacht zogen mir wie Träume überirrdischer Seligkeit vorüber, die dem Erwachenden den unaussprechlichen Schmerz hoffnungsloser Sehnsucht zurücklassen, ohne daß er sich erkühnen darf, an ihre Verwirklichung zu glauben.

Die Heldenherrlichkeit des siegreichen Königs vermochte nicht die verbitterten Gemüther zu einigen, und Wort und Feder mußten nun vollenden, was des Schwerd begonnen hatte. Die Zeit gab dem Hofe und allen Verhandlungen der Staatskunst ein kriegerisches Gepräge; aber doch ward der Einfluß der Frauen und ihre Einmischung in den Gang der Angelegenheiten sehr merklich. Die Gräfin von Chatellerant hatte die Parthei der Liguisten verlassen,

um zu der des Königs überzugehen. Ihre Intriguen verwickelten und umgarnten alles, und machten sie beiden Partheien eben so furchtbar als nothwendig; allein bei all ihrer politischen Thätigkeit verlor sie nie den Zweck aus den Augen, die Fürstin zu quälen und sich an mich zu rächen.

Cecilie von Antichamp lebte seit dem Tode ihres Vaters, in tiefer Eingezogenheit bei ihrer Tante, der Marquisin La Touraille, nur ihrem Gott und vielleicht dem Andenken ihrer Liebe. Die Gräfin, die dies wußte, schilderte dem König Ceciliens Schönheit so bezaubernd, daß er der Begierde sie zu sehen, nicht zu widerstehen vermochte, und auf einer seiner Reisen auf dem Schloß der Marquisin einkehrte, sich von ihr ein Nachtlager zu erbitten. Er sah Cecilien und ihre Bläße, ihre sanfte stille Schwermuth gab ihrer Schönheit einen Zauber, der eben so unwiderstehlich als tief in sein Herz drang, Die Gräfin, der er dies gestand, triumphirte. Ihr Plan war der, im Herzen des Königs eine Flamme der Leidenschaft zu entzünden, die für mich zur verderblichen Zornflamme werden solle, wenn er, durch ihren Widerstand erbittert, erfahre, daß ihre Liebe für mich, die Ursache

desselben sey. Leider war aber noch ein unfehlbarererer Mittel zu meinem Verderben in ihren Händen, das sie für den Nothfall als entscheidend aufsparte. In ihrer Gewalt war ein von den Liguisten aufgefangener Brief der Fürstin an mich, in dem ihre Sorge für mein Leben so zärtlich ausgesprochen war, daß trotz aller Verhüllung, dem Leser desselben kein Zweifel über ihre Liebe zu mir, bleiben könnte. Dieser Brief mußte mich verderben, wenn ihr Plan mit Cecilien fehl schlug. Sie nennte mich nun den König, als den Retter Ceciliens bei jener Feuersbrunst, der im Besitz ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft, sie am besten werde bewegen können, die Stelle eines Edelfräuleins der Fürstin Katharine von Bourbon, Herzogin von Bar, der einzigen Schwester des Königs, anzunehmen. Ich sah in diesem Auftrag nur einen neuen Beweis der Seelengröße des Königs, mit der er der verwaiseten Tochter eines seiner erbittertsten Widersachers, eine ehrenvolle Freistätte an seinem Hofe anbieten ließ. Bei meiner Ankunft im Schlosse der Marquisin, ließ ich mich bei dieser melden, und erbat von ihr die Vergünstigung, Cecilien benachrichtigen zu lassen, daß ich sie im Auftrag des Königs zu sprechen

wünsche. Sie gewann, meiner Absicht nach, hierdurch Zeit, sich auf unser Wiedersehen vorzubereiten, allein ehe ich es erwartete, trat sie schon zu uns ein. Der Adel und der würdevolle Stolz eines reinen Herzens, geben edlen Frauen eine solche Stärke der Seele in der Herrschaft über sich, daß man in ihren Betragen das Geheimniß ihres Herzens höchstens ahnen, aber nie errathen kann, und so trat auch Cecilie in all der ruhigen Hoheit ihres Anstandes ein, ohne daß irgend ein äußeres Zeichen den Eindruck meiner Gegenwart auf sie verrathen hätte. Ihre niedergeschlagenen Augen bargen ihr heiliges Geheimniß, dessen Wissen ich mir selbst nie in ihrer Gegenwart zu gestehen wagte, und die Freundlichkeit mit der sie mich willkommen hieß, war nur die Freundlichkeit des ruhigen, achtungsvollen Wohlwollens. Ich überreichte ihr den Brief des Königs, und zu meinem großen Erstaunen, nahm sie nach einem minutenlangen Sinnen, nicht nur ohne Widerstreben, sondern dem Schein nach, gern den Antrag des Königs an.

Am andern Morgen schon war sie zur Abreise bereit. In stummer Ehrfurcht ritt

ich neben der Sänfte, in der ihre Kammerfrau neben ihr saß. Kein Blick, kein Wort von ihr vrrieth irgend eine Erinnerung an die Vergangenheit, irgend eine Spur von Liebe. Einmal aber, da mein Pferd stolperte und mit mir zu stürzen drohte, hörte ich sie laut aufschreien, mit einem so unverkennbar aus dem Herzen kommenden Laut der Liebe, und ihre schönen, in diesem Augenblick zum Erstenmal den meinen begegnenden Augen, hatten einen solchen Ausdruck der Angst und der Theilnahme, daß dieser Augenblick jedes andre Zeichen der Erinnerung an Werth aufwog. Mit Anbruch der Nacht näherten wir uns der Stadt Nantes, und mußten unterhalb derselben auf einer Fähre über den Fluß setzen; Cecilie stieg aus, und da die Kammerfrau aus Angst die Sänfte nicht verlassen wollte, war ich mit Cecilien allein. Wir schwiegen beide, und sahen stumm in die klare Fluth. Der Wiederschein des im hundertfachen Kerzenschein strahlenden, am jenseitigen Ufer gelegenen Schlosses, erhellte unsre Schattenbilder, die sich in den Wellen abspiegelten, und ich glaubte zu bemerken, daß Ceciliens Auge mit stiller, wehmüthiger Zärtlichkeit auf mei-

nem Bilde ruhte, als plötzlich die Fähre am Ufer anstieß, und in den bewegten Wellen Ceciliens Schatten an die Brust des meinigen zu sinken schien. Sie fuhr scheu erröthend auf, als treffe sie die Wirklichkeit und, ich kann es nicht bergen, auch ich empfand ein unwillkührliches süßes Beben, als habe die himmlische Gestalt wirklich an meiner Brust geruht. Bewegt wandten wir uns von einander ab und ihre Hand zitterte, als ich ihr die meine bot, sie wieder zu ihrer Sänfte zu führen.

Cecilie mußte noch am Abeud ihrer Ankunft bei Hofe erscheinen, wo sie der König selbst seiner Schwester vorstellte, von der sie mit der freundlichsten Huld empfangen wurde. Der König zeichnete Cecilien so sichtlich aus, daß es allgemein bemerkt wurde; allein ihre edle Freimüthigkeit, ihre sittsame Zurückgezogenheit und ihre arglose Unbefangenheit wurden Jedem zum Bürgen für die Reinheit ihres Herzens und ihres Sinnes, und vereitelten alle Pläne der Gräfin, sie dem König näher zu führen. Sie ahnete nicht einmal die ihr gelegten Schlingen, und eben darum entging sie ihnen. Gerade unter ihrem Zimmer war das Arbeitszimmer des

Freiherrn von Rosny in dem ich täglich unter seinen Augen arbeitete. Eines Abends, als ich noch spät, dem erhaltenen Befehl zufolge, mich nach diesem Zimmer verfügte, um einen Bericht aufzusetzen, dessen schnelle Ausfertigung ein eben angekommener Eilbote nothwendig machte, fand ich, statt den Freiherrn bestimmtermaßen dort zu treffen, zu meinem großen Erstaunen, diesen schon fortgegangen, und die eine Doppelthüre des Zimmers verschlossen. In denselbm Augenblick sah ich, im Halbdunkel, am Anfange des Ganges, der zu beiden Zimmern führte, den König erscheinen; ich konnte nicht fortgehen, ohne in dem schmalen Gang auf ihn zu stoßen, und blieb daher still zwischen den beiden Thüren versteckt, in der Absicht, sobald er vorbei sei, mich leise zu entfernen. Er blieb aber vor Ceciliens Thüre stehen, und bannte mich dadurch in meinem Versteck fest. Oeffnet die Thüre, Fräulein, flüsterte er leise, ich wünsche Euch zu sprechen. Gleich, Sire, antwortete sie arglos. Der König trat, ohne die Thüre zu schließen, auf die Schwelle und fragte: darf ich näher kommen? — Gerne, sehr gerne, Sire. — Ich habe Euch sehr lieb, mein theures Kind. —

Wie gnädig, seyd Ihr, Sire, sagte sie, und küßte ihm die Hände. — Ich habe eine große Bitte an Euch. — Und ich auch, mein guter, mein geliebter König und Herr. — Fordert, mein Kind, fordert, was. Ihr wollt, ich will es Euch gewähren. — Ach, Sire, schenkt diesem armen Frankreich den Frieden, indem Ihr zu unsrer allein seligmachenden Kirche übergeht. — Es ist mein Vorsatz dies zu thun, theures Mädchen! — O mein Gott! rief Cecilie hier vor Freuden laut auf, mein Gebet ist erhört! — Ich will es thun, mein Kind, aus Liebe zu meinem Unterthanen und aus Liebe zu Euch; aber welchen Lohn verheißt Ihr mir dafür? Werdet Ihr mich dann auch lieben? — O Sire, von ganzem, ganzem Herzen; aber Ihr werdet dann auch uns arme Katholiken lieben und unsre heilige Religion, die Euch befiehlt, die Unglücklichen zu schützen, den Irrenden zu verzeihen, und die Unschuld zu ehren? — Ja, mein Kind, sagte der König bewegt, ich habe das stets gethan: aber Cecilie, wenn Euer König nun zu seinem Glück Liebe heischt, wie er Liebe empfindet. — Cecilie schwieg einen Augenblick, dann fragte sie innig: Liebt Ihr nicht Gott mehr denn alles? — Ja, in sei-

nem schönsten Werke, in einem Engel der Schönheit und der Reinheit, in Euch, Cecilie! — Das kann nicht seyn, mein König, da Ihr an Eurer schönen Braut, Maria von Medicis, Herz und Treue gelobt habt. — Was bedeutet das, sagte der König leidenschaftlich, gegen die Gewalt der Liebe! Cecilie, kennt Ihr diese nicht? — O wohl, mein König, ich habe sie in allem ihrem Schmerz, allen ihren Thränen kennen gelernt. — Und nicht in ihren Freuden? fragte er noch leidenschaftlicher? — Ich kenne keine Freude, als die stillen fließenden Thränen und die Hoffnung daß das Grab bald dies arme Herz bedecken wird. — Ihr liebt, Cecilie? — Ja, Sire. — Ihr seyd unglücklich? — Sehr unglücklich. — Was bewog Euch denn an meinen Hof zu kommen? — Gehorsam gegen das Gebot meines Königs und der innern Stimme, die mir befahl ihm zu gehorchen; auch sehe ich hier zuweilen den Freund meines Herzens, ihn, um den ich so viel leide, sehe, wie er eine andre aubetet, und gräme mich darüber still, aber schneller als wäre er mir fern, zu Tode. —

Sie brach hier in heiße Thränen aus.

Armes Kind, theure Cecilie, rief der König, und schloß sie in seine Arme. Mein König, mein Vater, sagte sie, nun bin ich nicht mehr ganz verwaiset, und vor ihm niedersinkend drückte sie seine Hände an ihr Herz, an ihre Lippen, und ihre Thränen, ihre Liebkosungen fachten die Flammen seiner Leidenschaft noch heißer an.

Cecile! rief er, erblassend in der Heftigkeit des Kampfes seines stürmisch empörten Blutes mit der Großsinnigkeit seines Gemüthes. — Nein! rief er plötzlich, sie von sich stoßend, Du sollst mir heilig und unentweiht bleiben, und eilte rasch aus dem Gemach, die Thüre desselben hinter sich zuwerfend. Nie war er mir erhabener erschienen, als in diesem Augenblick. Der Glanz der irrdischen Majestät verblich, mir war, als sähe ich ihn von Engeln umgeben, um ihn, der eben den schönsten und frömmsten der Erdenengel gerettet hatte, mit der unsterblichen Siegerkrone der Tugend zu schmücken. Leise uud tiefbewegt ging ich nach meinem Zimmer: wo ich kaum angekommen war, als ich Befehl erhielt, zu dem König zu kommen. Ich fand ihn in seinem Kabinet, von Depeschen und Briefen umgeben, mit denen er

schien beschäftigt zu seyn. Bei meinem Eintritt wandte er sich um. Tretet näher, Montberri, sagte er mit bewegter Stimme. Ihr habt, wie man mir gesagt hat, vor einiger Zeit dem Fräulein von Antichamp bei einer Feuersbrunst das Leben gerettet? — Ja, Sire. — Und sie liebt ihren Retter? — Ich kann mich nur ihrer Dankbarkeit rühmen, Sire, und keinesweges einer zärtlichen Gesinnung. — Sie liebt Euch, sage ich Euch, wiederholte er unmuthig, ich bin dessen gewiß. Ihr seyd brav, sie ist ein Engel — Montberri, ich will sie mit Euch verheirathen. — Zu viel Gnade, Sire; ich kann dieses mir zugedachte Glück nicht annehmen. — Und warum nicht? — Mein Herz und meine Treue sind verpfändet. — Der König schwieg hier einen Augenblick; dann sah er mich lange ernst und mißtrauisch forschend an: Wen liebt Ihr? fragte er endlich rasch. — Wäre dies nur mein Geheimniß, so würde ich es, und stünde mein Leben auf dem Spiele, zu den Füßen Eurer Majestät niederlegen. — Er ging sinnend auf und ab; und es ahnete mir welch ein Argwohn in ihm erwache, und wie peinlich ward diese Furcht, als er verhieß, ein andermal mehr

davon reden zu wollen, und nun begann, mir einen Brief an meine Fürstin in die Feder zu sagen, der, nach einigen Details über Staatsangelegenheiten und Klagen über die Vereitelung ihrer Vermählung mit dem Infanten von Spanien, folgendermaßen schloß: „Mit der tiefsten Betrübniß habe ich eben gehört, daß Ihr, meine gute, liebe Nichte, krank, gefährlich krank seyd. Dies ängstigt mich um so mehr, da Ihr ein Geheimniß daraus macht, und doch bestätigt mir Eure unsichere Handschrift, nur zu traurig diese grausame Wahrheit. Ihr wißt es, meine arme Henriette, wie ich Euch von jeher väterlich geliebt habe, und ewig lieben werde; laßt mich also nicht vergebens bitten, Euch zu schonen, und nichts zu unterlassen, was Eure Herstellung befördern kann."

Man denke sich das Gefühl, mit dem ich, Tod und Verzweiflung im Herzen, unter den Augen des Königs, gezwungen mich zu fassen und zu beherrschen, diese Worte schrieb, und zugleich seitwärts den Brief der Fürstin liegen sah, dessen schwankende Züge auch mir nur zu treu eine Gefahr verkündeten, die sie mir sorgsamer, wie jedem andern verborgen hatte! — Ich glaubte ver-

gehen zu müssen; allein Todesgefahr tödtet Todesfurcht, und der König verabschiedete mich, nachdem ich diesen Brief geschrieben hatte, ohne daß ich zu bestimmen vermochte, ob dieser Vorfall ein Zufall, oder eine von ihm beabsichtigte Prüfung gewesen sey.

Am andern Morgen mußte ich wieder bei dem König erscheinen. Obgleich ein gränzenloser Gram meine Seele in allen ihren Tiefen erfüllte, und ich eine Nacht durchlebt hatte, deren Bitterkeit hinreichte ein Jahrhundert des Glücks zu vergällen, so erhob sich doch mein Geist bei diesem Befehl, da ich wußte, daß der König mir wichtige, sich auf das Glück von ganz Frankreich beziehende Aufträge zu geben hatte. Der Gedanke an das Wohl des Vaterlandes, und die Dienstpflicht gegen meinen König konnte mich freilich der herzzerreißenden Sorgen für das Leben der Geliebten nicht vergessen machen, wohl aber sie für den Augenblick der That und des Geschäfts beherrschen. Ein großer Schmerz fordert auch großen Muth und in aller Kraft meines starken Willens erhob sich meine Seele mit der Gefahr selbst, und das Andenken an meine Fürstin tief ins

Herz zurückdrängend, erschien ich im Kabinett des Königs, wo ich auch den Freiherrn du Rosny fand. Es kam darauf an die Vorschläge der in Paris versammelten Liguisten zu prüfen und sie zu beantworten. Ich erhielt den Befehl nach Paris zu gehen, um mündlich mit dem Präsidenten Jeannin zu unterhandeln; nach Paris, wo die Fürstin schon seit einigen Monaten war, um die dortigen Aerzte zu Rath zu ziehen. — Mit der Morgendämmerung traf ich dort ein, und da der Präsident mich, unter vielen Entschuldigungen und dem Vorwand dringender Staatsgeschäfte, erst um Mittag zu sich beschied, durfte ich mir den Trost vergönnen, gleich zu der Fürstin zu eilen.

Ich mußte lange warten, ehe ich vorgelassen wurde; eine Zeit, die die Fürstin angewandt hatte, um mir ihren Anblick weniger schreckensvoll zu machen, da dieser Engel nur noch athmete, um fremde Leiden zu mildern und fremde Schmerzen zu fühlen. In blendend weißer Seide gekleidet, fand ich sie in einem großen Lehnstuhl ruhend — Gesicht und Hände waren bleich wie ihr Gewand — das schöne blaue Auge noch himmelhell und klar, aber schon wie im Glanz

der Verklärung schimmernd — auf den Wangen ein dunkler, bald erscheinender, bald schwindender Rosenanflug — um den Mund noch immer jenes englische, süße Lächeln. — Ach sie war es noch so ganz, so ganz in aller Glorie ihrer Engelsschönheit und Holdseligkeit, daß ich im ersten Augenblick eine Himmelserscheinung zu erblicken wähnte; doch als ich näher trat, ergriff mich ein so furchtbarer, so entsetzlicher Schmerz, daß ich außer mir zu ihren Füßen stürzte und meine Verzweifelung nicht zu bergen vermochte. Erschreckt nicht, lieber Montberry, sagte sie mir zärtlich, indem sie mir die Hand zum Kusse reichte, Ihr findet mich verändert, aber das Herz in dieser wunden Brust liebt und schlägt noch unverändert. Ihre Lilienhand war so matt, so fieberhaft glühend, daß ich mein Leben mit dem Kusse auszuhauchen glaubte, den ich darauf drückte. Der Ring der stummen Liebe, der stummen Treue entglitt ihrem Finger und fiel in meine Hand. Nehmet ihn hin, Graf, sagte sie, ich bedarf bald keines Geheimnisses mehr. Tragt Ihr ihn künftig. Ihr Ton war so innig, so klaglos zärtlich und geduldig, daß er mein Herz brach, und ich meines Schmerzes nicht

Herr zu werden vermochte und zu ihren Füßen in meinen Thränen vergehen zu müssen glaubte. Nein, mein Freund, sagte sie, so gewaltig darf um mich keine Klage empfunden werden; mein jetziger Zustand hat auch seine Reize, seine stillen Freuden. Es ist wohl schön, wenn alle die Unruhe des irrdischen Thuns und des irrdischen Strebens vor uns versinkt und wir bei der Vergessenheit aller Leiden, dem Erdenleben nur noch in unsrer Liebe angehören. Der Geist gewinnt Freiheit, sich zu Gott aufzuschwingen, und daß bei der schwindenden Lebenskraft die Fähigkeit des Herzens, unendlich zu lieben, sich so schön und frei entfaltet, verbürgt uns Unsterblichkeit und Seligkeit. Vergeistigt und verschönt erblüht mir im Daseyn des Freundes jede Hoffnuug, die sich nicht entfaltete, und wenn Liebe Leben ist, so war mein Leben nie reicher als jetzt. —

Ich vermochte ihr nicht zu antworten. Der bleiche Engel bot vergebens alles auf, mich zu trösten; ich fühlte nichts als die Gefahr ihres Verlustes, nichts als den giftigen Todespfeil: sie wird das Opfer ihrer Liebe! — Sie entließ mich endlich, ohne Abschied

zu nehmen, da sie mich vor meiner Abreise noch wieder sehen wollte.

Vernichtet in meinem Innern ging ich zu dem Präsidenten Jeannin. Es gelang mir mit ihm alles, nach dem Willen des Königs abzuschließen und die Acte ihrer Unterwerfung und ihres Gehorsams von den Anführern der Liguisten unterschrieben zu erhalten. Meine Rückkehr nach Montas forderte Eile und ich durfte nur Minuten bei der Fürstin weilen. Ich fand sie wohler, lebhafter von Farbe und Rede, als wenn meine Gegenwart sie stärkend belebe. Nie hat sie mir so Liebe gestanden, so Liebe bewiesen, als in dieser heilig unvergeßlichen Stunde. Sie erinnerte mich an das im Wald von Vendome erlebte Gewitter. Mein süßer Freund, sagte sie mir, nicht jene hohe Eiche allein traf der Feuerstrahl des Himmels — aber die vom himmlischen Blitzstrahl getroffenen Herzen der irrdischen Brust werden nicht von ihm, wie die glücklichere Eiche, in dem Augenblicke verzehrt, wo er sie trifft. Seine Flamme lodert noch in meinem Busen. — Keine Thräne vermochte sie zu löschen und das Grab selbst wird sie nur überhüllen, damit sie jenseits reiner empor lodre. Mein Freund, fuhr sie

lebhafter fort, indem sie meine Hand an ihr Herz drückte, gelobe mir es, nie zu vergessen, daß es der Himmel selbst war, der mein Urtheil sprach. Er gebot mir; dich zu lieben und bei der Unmöglichkeit, dein zu seyn, zu sterben. Aber der Tod ist nicht bitter. Versprich mir nur, mich nie zu vergessen, dir allein verdanke ich das Glück meines kurzen Erdenlebens. Empfange meinen Dank dafür. Gedenke meiner, wenn das Leben stürmt — gedenke meiner wenn Tugend und Ehre, dir große Opfer abfordern — gedenke meiner einst in deiner Todesstunde: es ist die Stunde unsrer Wiedervereinigung. —

Noch einmal sah ich bei diesen Worten ihr himmlisches Auge hell strahlend, wie in den Tagen des Glücks, auf mich herabblicken und ihre Züge wie im Glanz der Verklärung ruhig schimmern — aber — o grauenvolle Erinnerung! in demselben Augenblick sah ich sie ihr weißes Tuch an die Lippen drücken, und es blutig gefärbt ihrer Hand entfallen, indem sie bleich und todesmatt zurücksank. Laut auf rief ich zu Gott, mich mit ihr sterben zu lassen. — Ihre Frauen eilten herbei; sie fortzutragen — ich blieb allein! —

Kniend hielt ich das mit dem reinen Blut des makellosen Opfers gefärbte Tuch an mein Herz gedrückt! mir war, als müsse sich mein Leben lösen von der Fessel der Jugendkraft, die es gebunden hielt! das Herz, dem dies Blut entfloß, war mein und die Liebe schlug ihm die Todeswunde, aus der es floß! — das, das allein empfand ich mit unnennbaren Grausen und einer Macht der Leidenschaft, von der ich noch nicht begreife, daß sie es nicht vermochte, dem Tod sein Opfer zu entreißen. —

Nach einer Stunde sandte mir die Fürstin ein Blatt mit einigen Worten der Beruhigung und dem Gebot, meine Rückreise nicht länger zu verzögern. Ich mußte gehorchen. Auf der Folter der herzzerreißendsten Qual mußte ich an meine Geschäfte denken und den Bericht ordnen, den ich dem König abzustatten hatte. Heiße Thränen fielen auf das Blatt, auf das ich ihn niederschrieb und die Gewalt, die ich mir anthat, machte meinen Schmerz noch brennender. O glaubt es nur, Ihr edlen zarten Frauenbilder, eine solche grausame Theilung zwischen Pflichtgefühl und Verzweifelung ist nur ein schweres

Opfer mehr, daß wir der Tugend bringen, der wir in Euch huldigen.

Als ich dem Monarchen meinen Bericht vorlegte, las ich in seinen edlen Zügen die Freude eines guten Königs, dem der Friede und das Glück seiner Unterthanen theurer sind, als die Herrschaft über sie. Er hieng mir selbst seinen Orden um und ernannte mich zum Gouverneur von Caen und zum Lieutenant des Königs. Die Nachricht dieser Gunstbezeugungen verbreitete sich bald am Hofe und regte das Gift des Neides und der Bosheit auf. Umsonst war ich, im Schooß des Glückes, ein Raub der tiefsten hoffnungslosesten Trauer: umsonst sah ich allenthalben nur das, vom Schleier des Todes umhüllte Bild meiner Fürstin; die Gräfin fand in dem allen nur einen neuen Antrieb mich verderben und sich rächen zu wollen. Ihr früherer Plan war an Ceciliens Reinheit und des Königs Großsinnigkeit gescheitert, allein die häufigen Unterredungen des Königs mit Cecilie, in denen sie ihm ihre Liebe zu mir und die meine für eine hohe Dame nicht zu verhehlen vermochte, öffneten das Herz des Königs nur zu sehr den boshaften Einflüste-

rungen der Gräfin. St. Marsan hörte sie eines Abends im Vorbeigehen dem Grafen von Soisson zuflüstern: Montberris Urtheil ist gesprochen; der König soll alles erfahren und dann ist er verloren; dies Wort war ein Donnerschlag für mich. Das Leben der Fürstin hieng an einem Hauch und diese Gewißheit besiegte in mir jede andre Rücksicht, und ich beschloß, selbst zur Gräfin zu gehen und alles aufzubieten, um den Todesstreich von dem geliebten Herzen abzuwenden. Sie empfieng mich mit einem boshaften Lächeln und mit einer Miene des Triumphs und des Hohnes, die meine Seele empörte, doch bezwang ich mich und bat sie offen und unverstellt, ihre von mir gewiß nicht verdiente Ungnade nur mich empfinden zu lassen und die Ruhe der edelsten der Frauen mit ihrem Ruf zu schonen. Die edelste der Frauen! wiederholte sie hönisch, und nun begann sie, mir den unglücklichen, in ihre Hände gefallenen Brief Wort für Wort herzusagen. Ich beschwur sie, dies Blatt zu vernichten, dessen Mißdeutung die Fürstin zur Verzweifelung bringen würde; allein mein Flehen erbitterte die Unerbittliche nur noch mehr und mit höhnender Gelassenheit antwortete sie mir: Vor

einer falschen Deutung sey die Fürstin bei dem König sicher und wenn dieser Brief, durch und durch unverdächtig, nur Worte der Huld und nicht der Liebe enthalte, so könne es mir ja gleichviel gelten, ob er in ihren oder in den Händen des Königs sey. Ich warf mich zu ihren Füßen und schilderte ihr, um sie zu erweichen, mit aller Beredsamkeit meines Schmerzes und meiner Liebe, den Zustand der Prinzessin, die Lebensgefahr, in der sie schwebe und die Verzweifelung, die sie ins Grab stürzen würde, wenn sie eine reine unschuldige Zuneigung dem Gifte der Verläumdung preisgegeben sähe. Kalt und übermüthig antwortete sie mir; das alles bewegt mich nicht; sie hat mir Euer Herz geraubt und bis in das Grab hinein werde ich sie hassen und verfolgen. In tiefster Seele empört, zog ich das blutgefärbte Tuch hervor, das ich immer an meinem Herzen trug, und es ihr hinhaltend rief ich: Seht denn selbst; wie wenig es, um sie zu morden, noch eines neuen Dolches bedarf, da schon täglich mit ihrem Blut ihr Leben entströmt! —

Mein Schmerz und meine hoffnungslose Trostlosigkeit weckten in der Gräfin ein Gefühl der Menschlichkeit und sie sagte mir sanf-

ter: Es thut mir um Euretwillen leid, Graf Montberry, aber es ist zu spät, der König weiß schon alles! So war denn die Fürstin verloren und der Zorn des Königs verfinsterte, als dunkle Gewitterwolke, die letzten Lebenstage des duldenden, leidenden Engels! — Ich warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf die Gräfin. Nun so ist es Euch denn gelungen, rief ich, Ihr habt uns beide ermordet, allein so lebenswarm Ihr auch seyn möget, so habt Ihr Euch doch auf eine noch schrecklichere Weise selbst ermordet, um uns zu verderben; denn von nun an seyd Ihr todt für alles was gut und edel heißt, todt für die Achtung aller Rechtschaffenen und in Eurem schwarzen, treulosen Herzen wüthet schon moralische Verwesung. Keiner, keiner kann Euch künftig ohne Abscheu anblicken, dessen Seele nicht eben so lasterhaft ist, als die Eurige.

Ich verließ sie und mußte mich nun, nach meiner Kenntniß vom Karakter des Königs auf jede Strafe gefaßt halten. Wie gerne hätte ich aber die härteste ertragen, wenn sie nur mich allein getroffen hätte! — Als mich am andern Morgeu mein Dienst in den Pallast rief, las ich schon auf den Gesichtern der Höflinge das vom König noch nicht ausgespro-

chene Urtheil meiner Ungnade. Alle wichen mir aus, alle zogen sich zurück und ich stand allein in einem Fenster, als sich die Thüre öff' nete, und der edle, ehrwürdige Freiherr von Franclieu hereintrat, der seines hohen Alters wegen nur noch höchst selten bei Hofe erschien. Er warf einen mißbilligenden Blick auf die Menge, die sich ehrerbietig vor ihm neigte, und eilte dann zu mir. Nach einer wahrhaft väterlichen Begrüßung zog er mich in die Vertiefung des Fensters. Der Augenblick ist da, mein Sohn, sagte er mir, Deinen Muth und Deine Entschlossenheit zu bewähren. Ich weiß alles, Deine Gefahr hat mich hergeführt, damit Dir wenigstens der Rath und der Trost eines Freundes nicht fehle. Was willst Du aber hier? Der Zorn des Königs ist so furchtbar gegen dich entbrannt, daß er dich jetzt nicht sehen darf. Entferne Dich und erwarte mich gleich nach der Audienz bei Dir.

St. Marsan, der zu uns getreten war, wollte mich begleiten, allein in diesem Augenblick flogen die Thüren auf, und der König trat rasch ein, wie er gewohnt war, es zu thun. Es war jetzt unmöglich, mich unbemerkt zu entfernen; da ich aber in der zwei-

ten Reihe stand, wagte ich es, den König anzusehen. Er sah blaß, bewegt und tiefsinnig aus, als quäle ihn ein peinliches Andenken. Jetzt traf mich sein Blick und sichtlich flog eine Aufwallung finstern Zornes über sein Gesicht. Dreimal ging er den Kreis der Versammlung durch, mit diesem und jenem ein abgerissenes Wort sprechend, und nur bei der Gegend, wo ich stand, eilte er vorüber, als sey sie durch mich verpestet. Sein Zürnen verwundete meine Seele. O wie schrecklich muß das Gefühl seyn, mit dem man strafbar vor dem Königsblick des Herrschers tritt, da die Gewißheit, ihm mißfallen zu haben, den Muth und das Herz des Schuldlosen schon so zu beklemmen vermag. Als der König den edlen Feldherrn, den Freiherrn von Franclieu erblickte, gieng er freundlich auf ihn zu und hieß ihn willkommen. Wie freut es mich, sagte er ihm sehr laut, in Euch das Musterbild edler Rittersitte und gebührender Ehrfurcht für den König und sein Haus zu einer Zeit an meinem Hofe zu erblicken, wo mancher Uebermüthige, den ich aus dem Staube gezogen habe, vergißt, was er beiden schuldig ist. — Diese Worte trafen mich bitter kränkend, aber ich blieb in meiner ehrfurchtsvollen, stillruhigen Fassung, bis der

König, der bei meinem Anblick seinem Zorn nicht länger zu gebieten vermochte, mir mit einem Blick, der durch meine niedergeschlagenen Augen noch stechend in mein Herz fuhr, laut und heftig sagte: Graf von Montberri, Ihr habt Euch nach Dieppe zu verfügen, und dort auf der Festung bis auf weitern Befehl zu bleiben. Mir schnell den Rücken drehend, befahl er dem Freiherrn von Franclieu in einer Viertelstunde ihm in sein Kabinet zu folgen, und entfernte sich.

Mit ruhigem Blick und dem Anstand eines gekränkten aber keinesweges schuldvollen Mannens, verließ ich, von St. Marsan begleitet, das Schloß, und eilte nach meinem Hause, Anstalten zu meiner Reise zu treffen. Die Ungewißheit über das Schicksal der Fürstin, marterte mich bis zur Verzweiflung. Meine einzige Hoffnung beruhete auf der Fürsprache des edlen Franclieu, allein vergebens wartete ich bis spät in die Nacht hinein, auf Nachricht von ihm. Erst am andern Morgen, da ich trostlos zu Pferde steigen wollte, kam er und führte mich ernst und schweigend in mein Zimmer zurück. Mein Freund, sagt er mir, du sollst nach Dieppe, ich selbst will dich dorthin beglei-

ten, wenn du mir versprichst, dein Schicksal muthig zu ertragen. Eine schreckliche Ahnung durchfuhr mich. Ich fühlte, daß er mir ein neues Unglück zu verkünden habe, ein Unglück, das meine Seele zum Tode treffen mußte. Ich kenne dein Herz, fuhr er fort, Glück und eitle Ehre gelten dir nichts; Liebe und Treue alles. Der König ist versöhnt; aber der Himmel hat dich bestimmt das Glück deiner Jugend mit dem bittersten Schmerz zu erkaufen, den dein Herz zu empfinden vermag — dir bleibt der Trost der Seelengröße, der Freundschaft und die Gnade deines Königs — bleich und sprachlos sank ich, wie von der Hand des Todes berührt, in einen Sessel. Großer Gott, was sollte ich hören! — Franclieu setzte sich neben mir und meine kalte Hand fassend, fuhr er fort: Als ich gestern in das Kabinet des Königs trat, fand ich ihn ernst und finster, als kämpfe er mit sich, einen großen Schmerz zu verbergen. Er saß an einem Tisch und hielt einen Brief in der Hand, in dessen Zügen ich die Handschrift der Fürstin erkannte.

Ihr kennt seit seiner Kindheit den Grafen Montberri, fing er nach einem langen

Schweigen an, was haltet Ihr von ihm? Sire, ich kenne keinen bessern Manu, und keinen, der Eurer Majestät treuer und ergebner wäre. — Nur daß ihm Frauendienst mehr gilt, als Herrendienst. — Das ist Verleumdung, Sire. — Hat er es doch sogar gewagt, den Blick zu einer Fürstin meines Hauses zu erheben. — Gewiß; Sire, theilt der Graf die Bewunderung mit der ganz Frankreich den Reizen und der Tugend der Prinzeßin huldigt; aber er würde eher sterben, als je die Grenzen der Ehrfurcht gegen sie übertreten. — Der König schwieg einen Augenblick, dann hub er an: Wie vieles ist mir jetzt klar! das Schrecken der Fürstin, als ich sie einst in Dreux überraschte, Montberris Zustand, als ich ihr ihre Vermählung mit dem spanischen Infanten vorschlug. — Sire, der Unglückliche riß damals den Verband von seinen Wunden um stumm zu sterben. — Meine Nichte versagte mir aber den Gehorsam? — Nein, Sire, das hätte sie nicht gethan, und wenn ihr Gehorsam auch zwei Leben gekostet hätte! — Furchtbare Gewalt der Leidenschaft, rief der König, so stürzest du nicht blos den Herrscher wie den Unterthan, sondern auch die

edelsten, tugendhaftesten Herzen ins Verderben! Aber, fuhr er lebhaft fort, wodurch hat er sich nur diese Herrschaft über die Fürstin gewinnen können? — Vielleicht durch die Gewißheit, Sire, von ihm nur um ihrer selbst willen geliebt zu werden. Stumme Anbetung, Adel des Herzens und der Sitte, Großsinnigkeit des Gemüths, Todesverachtung, Tapferkeit und unerschütterliche Treue gegen seinen König, konnten den Lebensretter ihres Bruders wohl die Huld und die Neigung der Fürstin gewinnen, ohne daß man sagen dürfte, sie habe seine Liebe erwiedert! — Seine Liebe nicht erwiedert, sagte der König bewegt, und sie stirbt um ihn! Sie ist hier diese Nacht fast leblos angekommen; ich habe sie nur einen Augenblick gesehen und doch lange genug mich zu überzeugen, daß sie den Tod im Herzen trägt, und das der Verrath der Gräfin vollendet hat, was Gram und Hoffnungslosigkeit begonnen hatten. Geht zu ihr, mein edler Franclieu. Ich weiß daß sie Vertrauen zu Euch hat, daß es ihr wohl thun wird, Euch zu sehen. Sagt Ihr, daß ich Ihren Brief erhalten habe und sie bitte ruhig zu seyn; ich werde gleich selbst zu ihr kommen. Er

befahl mir durch die heimliche Treppe zu gehen, die aus seinem Kabinet in das Gemach der Fürstin führte. Ich fand diese auf ihrem Lager, blaß wie die Königin der Engel, deren Reinheit in ihrem Herzen, deren Lächeln in ihren Zügen war. Als sie mich erblickte, hieß sie mich mit so leiser Stimme näher treten, daß sie aus dem Himmel zu kommen schien, dem sie angehörte, und reichte mir ihre todeskalte Hand entgegen. Wird der König auch gewiß bald kommen, fragte sie mich, als ich ihr meinen Auftrag ausgerichtet hatte, ich fühle, es ist keine Zeit mehr zu verlieren. — Ihre Frauen gaben ihr von Zeit zu Zeit Tropfen, die von Augenblick zu Augenblick ihr Leben hinhielten. — Bald kam auch der König, ganz allein und sehr leise. — Er näherte sich ihr mit nassem Auge und ihre Hand zärtlich drückend, sagte er: Muth gefaßt, mein Kind, dein geheimer Gram tödtet dich — aber du kannst alles von mir fordern, was du willst, lebe nur. — Mein König, mein König, Verzeihung und Nachsicht, das ist alles. — Alles ist dir gewährt, mein Kind, beruhige dich nur. Fürchte nichts, ich wünsche nichts inniger, als dein Glück und deine Genesung.

— Mein König, mein Vater, hört mich an; man hat mich unwürdig verleumdet; dem Herzen kann man nicht gebieten, aber wohl der Gesinnung und der That. Ich bin unschuldig, Sire, gewiß, ich bin es, man lügt nicht im letzten Augenblick seines Lebens — und darum, Sire, straft ihn nicht, straft ihn nicht, flehte sie, und versuchte sich auf ihrem Lager aufzurichten und vor dem König das Knie zu beugen. Der König zog sie sanft nieder und sich zu ihr neigend ihre Stirne zu küssen, redete er leise. Die Fürstin drückte seine Hand an ihre Lippen und sprach leise einige Worte; ich hörte den König ihr antworten: Werde nur gesund, ich willige in eine heimliche Heirath, und verspreche dir, ihn zum Kronfeldherrn zu ernennen. Unbeschreiblich ist der Blick, mit dem sie hier Hände und Augen gen Himmel erhob. O mein Traum, mein Traum, rief sie entzückt, doch zu spät, zu spät — das Bild des höchsten Glückes kann nur noch den Tod versüßen, — aber ich sterbe gerne. — Reine Liebe ist ein Himmelsgruß — ich sterbe geliebt — geliebt von meinem König und Vater — geliebt von dem Freund meines Herzens — der Todesschlummer ein

Traum der Liebe — und die Seligkeit Erwachen zum Wiedersehen! —

Die Sprache verging ihr. Sie überreichte ihr Testament, und einen Brief dem König, der laut weinend sie in seine Arme schloß, in denen sie ihr Leben sanft in einem Seufzer ausathmete.

Beschluß.

Der Tod der Fürstin stürzte den Grafen in eine schwere Krankheit, von der er erst nach Monaten genas, um sein Dasein in dumpfem Trübsinn zu vertrauern. Ein Jahr verging, ehe er sich mit dem Leben durch stille Ergebung in sein Schicksal zu versöhnen vermochte. Der König hielt sein der sterbenden Fürstin gegebenes Wort, und Montberri stand bis ans Ende seines Lebens fest und hoch in seinem Vertrauen und seiner Liebe. Er ernannte ihn zum Statthalter der Normandie, da der Glanz des Hofes mit seiner Schwermuth einen zu grellen Gegensatz bildete, als daß ihm der Aufenthalt an demselben nicht peinlich werden mußte. Drei Jahre nach dem Tode der Fürstin mußte er indessen, an einem, von ihm selbst dazu bestimmten Tage, nach Montes kommen, um der Eröffnung ihres Testamentes beizuwohnen, und den Brief zu empfangen, den sie dem König für ihn übergeben hatte. Bleich und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, trat der ehmals so blühend schöne Mann in das Kabinet des Herzogs von Sulli, der ihn mit achtungsvoller Herzlichkeit empfing, und

ihm den letzten Wunsch der Fürstin, ihren als Bitte niedergeschriebenen Befehl bekannt machte, sich mit Cecilien von Antichamp zu verbinden. Der Herzog zog zugleich die Klingel und Cecilie trat ein, schön wie immer, sanft und würdevoll; aber mit stillem Ernst schlug sie die Hand des Grafen aus, weil ihre Achtung für seinen Schmerz ihr jede Verbindung mit ihm untersage. Der Herzog legte ihnen aber ihre, nach der Testamentsverordnung der Fürstin ausgefertigte und vom König schon unterschriebene Ehestiftung vor; sie mußten gehorchen, allein beide hoften kein Glück von dieser Verbindung. Doch ein Herz voll wahrer Liebe gleicht dem Epheu: es bricht oder rankt sich an. Der Trauerflor, den Montberris Gram über sein Leben gezogen hatte, verblich nach und nach, und der sanfte Trost, den er anfänglich in Ceciliens Theilnahme fand, öffnete seine Seele von neuem allen frommen, still beglückenden Regungen zarter, treuer Neigung. Zehn Jahre nach dem Tode der Fürstin, war er der zärtliche Gemahl einer schönen, anbetungswürdigen Frau, und der Vater einer blühenden, hoffnungsvollen Familie. Sein Leben floß dahin wie ein kla-

rer, von Cypressen und Trauerweiden beschatteter Bach, dessen reine, von keinem Sturm getrübte Silberfläche, das Bild des blauen, sonnenhellen Himmels zurückstralt.

Fanny Ternow.

Bruchstücke
aus den
Briefen eines sechszehnjährigen Mädchens an ihre Mutter.

Copenhagen, den 12. Juni 1817.

Seit acht Tagen sind wir nun hier, und ich noch wie geblendet von All dem Schönen und Neuen, was ich erblicke. Mir fehlt hier nichts in der Welt, als Du, meine süße, theure Mutter, und je liebevoller die Tante gegen mich ist, je lebendiger ruft sie mir Dein Bild zurück, und oft muß ich mich, mitten in meiner Freude, doch recht herzlich betrüben, nicht mehr bei Dir zu seyn. Ich möchte Dir nun wenigstens, wie ich es Dir auch versprochen habe, alles beschreiben, was ich gesehen, alles erzählen, was ich erlebt habe, allein es ist so viel, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Bei unsrer Reise muß ich doch anfangen, und da glaubst

Du nicht, wie viele hübsche Geschichten ich mir habe unterwegens von den Schiffern, und in den Dörfern von den Bauerfrauen erzählen lassen. Du weißt wie mich alle alte Sagen anziehen — es ist in mir eine fromme Liebe, zu der hinter Jahrhunderten versunkenen Vorzeit, und es mußte mich daher tief ergreifen, als nun zum Erstenmal in meinem Leben, für mich in der Wirklichkeit, Bilder jener grauen mährchenhaften Zeit aufleuchten und Denkmale derselben vor mir aufstiegen. In Schleswig, welches ehemals Haddeby hieß, gingen wir in eine alte Kirche, die noch diesen Namen führt und wegen der vielen Wunder berühmt ist, die hier einst die Königin Margaretha verrichtete, und von denen ich Dir doch Eins erzählen muß, das in dem Munde des alten Mannes, der uns herum führte, besonders artig klang. Zwei Fischer dieser Gegend hatten einen ganzen Tag auf dem Wasser zugebracht, ohne etwas zu fangen, und wollten nun, beim Anbruch der Nacht, trostlos nach ihren Hütten zurückrudern, als der eine vorschlug, hier bei der Kirche auszusteigen, um in ihr zu der Königin Margaretha zu beten, daß sie ihnen mehr Segen zu ihrer Handthierung

verleihe. Der andere Fischer aber setzte sich ungläubig dagegen, und sie waren noch im Streit mit einander begriffen, als ihnen die Heilige erschien und ihnen befahl noch einmal ihr Netz auszuwerfen, doch von ihrem Fang den schönsten Fisch den Fluten zurückzugeben. Voll Hoffnung warfen sie ihre Netze noch einmal aus, und zogen sie schwerer und reicher beladen denn je, wieder auf. Unter den gefangenen Fischen zeichnete sich aber einer aus, dessen Gleichen sie nie gesehen hatten. Er glänzte wie Gold, seine Augen waren zwei hellfunkelnde Rubinen und auf dem Kopf trug er eine Krone von glänzenden Edelsteinen. Ihrer Habsucht schien es unmöglich, sich von dem seltenen Fisch zu trennen, wie sie doch aus dankbaren Gehorsam gegen die Königin, es zu thun verpflichtet waren, und sie begnügten sich damit, einen ganz kleinen, unansehnlichen Fisch ins Wasser zu werfen. Doch wie sie nun ihr Boot wandten, um dem Lande zuzusteuern, da, o Wunder! verbreitete sich der Glanz des Fisches mit der Krone allmälig über alle andere gefangene Fische, und alle funkelten heller und heller wie Smaragd und Karfunkel, so daß die Nacht vor ihrem

Glanz entwich und Strahlenlicht den Nachen umgab. Eine so seltsame Pracht blendete die Augen der Fischer, und erfüllte ihre habsüchtigen Herzen mit gieriger Lust; aber die Schwere der in Gold und Edelsteine verwandelten Fische, zog den kleinen Nachen in die Fluth hinab, und die Wellen wurden das Grab der Fischer, zur Strafe für ihre Unersättlichkeit und ihren Ungehorsam.

Kannst Du es aber glauben, liebe Mutter, daß ich hier bei Schleswig auch wirklich einen Runenstein, einen ächten alten Runenstein gesehen habe? — Mir ward ganz graulich, als ich die ihm eingegrabnen Zeichen sah, die, wie man mir sagte, die Inschrift enthalten: Diesen Stein setzte Thielf seinen Waffenbruder Erich, als die Tapfern sich gelagert hatten vor Haddeby.

Auf der Fähre bei Nesunde war es auch schön und schaurig. Hier war es, wo Abel, Herzog von Schleswig und Sohn des Königs Woldemar des Driteen, seinen frommen Bruder Erich, König von Dännemark, erschlagen ließ. Der böse Abel residirte in Gottorf, und führte aus Neid und Bosheit blutige Kriege mit seinem Bruder, bis ein Einbruch der Wenden ihn zwang, sich mit

seinem Bruder zu versöhnen und ihn um seinen Beistand zu bitten. Dieser kam nun vertrauungsvoll nach Gottorf, wo aber ein böser, böser Ritter, der des frommen Erichs Todfeind war, den Herzog Abel anreizte, seinen Bruder zu ermorden. Man schleppte diesen nach Nesunde, wo er ins Meer gestürzt werden sollte; allein er bat um die Vergünstigung, noch einmal beichten zu dürfen, und so hatte man einen Priester, der mitten auf dem Wasser eine Messe lesen mußte, und darauf stürzte man den König, vielleicht auf derselben Stelle, wo wir so still und freundlich jetzt überschifften, ins Wasser. — Wie hat mich der arme Erich gedauert! So ermordet, so heimtückisch ermordet von seinem Bruder, zu dem er kam um ihm zu verzeihen und ihm zu helfen! — Fouqué ist vor zwei Jahren in dieser Gegend gewesen — ach, Mütterchen, wenn er diese nordischen Küstenländer doch einmal recht durchstreifen wollte, um alle die Sagen zu sammlen, an denen sie so reich sind! Nicht wahr, die Bücher, die er dann schriebe, die dürfte ich Dir doch gewiß vorlesen?

1. Der erste Anblick der Dänischen Bauern

hat einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht. Ihnen fehlt das hübsche kräftige Wesen unsrer Landleute; sie sind so verschüchtert und unterthänig, und küssen Einem gleich, wenn man ihnen auch nur einen Schilling schenkt, den Saum des Kleides. — Dumm sehen sie auch aus; ihre langen flachsblonden Haare hängen wie Mähnen am Gesicht herunter; die hellblauen Augen stehen weit offen, und stier und matt auf einen Fleck geheftet, wenn sie irgend einen Gegenstand anglotzen, z. B. unsern Wagen, den sie mit in die Seite gestemmten Armen, und mit aufgesperrten Mund immer nachsahen, so weit sie konnten, wenn wir durch ein Dorf kamen. Ihre kurzen Röcke sind hochroth und sehen mit ihren, wie Reifröcke abstehenden dicken Taschen, abscheulich aus. Dazu tragen sie nun noch oft Schürzen, was für Männer ein gar lächerlicher Aufzug ist, und ihre Weiber sind, wo möglich, noch häßlicher als sie. Von der Sprache verstehe ich kein Wort; aber eben dies machte mir das Einkehren in den Wirthshäusern so belustigend; denn da ich alles, was ich haben wollte, durch Zeichen fordern mußte, so machten sie mir diese immer erst nach, um zu

erforschen, ob sie mich auch recht verstanden hätten, und das sah denn so possirlich aus, daß ich mich zuweilen halb todt gelacht habe.

In Pretz war einst eine Gräffn Rantzau Aebtißin, eine gar strenge, aber sonst fromme und gute Frau. Einst in einer Nacht erschien ein kleiner Zwerg vor ihrem Bette, und befahl ihr aufzustehen und ihm zu folgen. Das kleine Wesen vermochte so behend als zierlich ein Kreuz zu schlagen, und betheuerte ihr so sittig, es solle ihr kein Leid widerfahren, sondern im Gegentheil ihr und ihrer Familie zum großen Heil gereichen, wenn sie seiner Aufforderung gehorche, daß sie sich entschloß ihm zu folgen. Er führte sie durch weite, lange unterirrdische Gänge in ein großes, und wie es ihr schien, feuerfestes Gewölbe, wo sie eine Frau in Kindesnöthen trafen, der sie ersucht wurde beizustehen. Alles lief sehr glücklich ab, und die Wöchnerin befahl der Gräfin, zur schuldigen Danksagung, die Schürze mit Sägespänen zu füllen, die diese auch, um der Ueberzeugung willen, dies Abentheuer sey mehr als ein Traum, behutsam zurücke trug, als

der Zwerg sie in ihr Gemach zurückleitete. Kaum aber hatte er sie hier verlassen, so entdeckte sie auch, daß die Sägespäne sich in lautres Gold verwandelt hatten. Sie war noch unentschlossen über die beste Anwendung dieses Schatzes, als in der folgenden Nacht der Zwerg wieder kam, und ihr gebot daraus ein Schwerd, einen Becher und einen Spinnrocken verfertigen zu lassen, und diese drei Gaben unter den drei Linien ihres Hauses zu vertheilen, ihr gelobend, an dem Besitz derselben solle sich für diese Glück und Heil knüpfen; doch der Zweig der Familie, der seines Kleinodes nicht wahre, werde verblühen. Das Schwerd ist noch in Rastorf, der Becher in Breitenburg; aber der Spinnrocken ist davon abhanden gekommen, und die Linie, welche ihn besaß, ausgestorben.

Besuche hat Tante noch nicht gemacht, weil wir uns vor der Abreise der Königlichen Familie nach Holstein, nicht bei Hofe vorstellen lassen wollen; allein unsre Tage sind eben um dieser Einsamkeit und Freiheit willen, sehr schön und gehaltvoll. Wie vieles habe ich Dir nicht von den hiesigen herrlichen Gegenden und den schönen Lust-

schlössern zu erzählen! — Gestern waren wir auch im Kunstcabinet, wo ich mich innig an einigen Gemälden erfreut habe, vorzüglich an vier historischen Stücken von Lucas Giordano: Das Urtheil des Paris, der Raub der Sabinerinnen, Abel wie er von Kain erschlagen wird und Adam und Eva, wie sie den Leichnam des Erschlagenen finden. Das letzte Stück konnte ich nicht ohne Thränen ansehen. Kein Schmerz, der je ein Menschenherz durchbebt, zerrissen, gebrochen, zerquetscht hat, kann doch an den Schmerz reichen und sich mit ihm vergleichen, mit dem die erste Mutter in dem ersten Todten, ihren, von Bruderhand erschlagenen Sohn sah! — Gewiß war Eva noch nicht so sterblich wie später geborne Mütter, sonst wäre sie an dem Anblick gestorben; aber gebüßt wurde durch diese Minute ihr Fehltritt, nicht wahr, Mutter? ein so unaussprechlicher, unverschuldeter Schmerz mußte ihr das Gefühl geben, sie habe gebüßt und Gott sey ihr versöhnt. — Der Schmerz in Evas Gesicht ist auch in diesem Gemälde gut ausgedrückt; sonst aber gefallen mir die beiden ersten Stücke bei weitem besser. Von Salvator Rosa sind hier zwei Land-

schaften, in seinem kühn romantischen Stil, mit dem Zauberspiel des Lichtes, den dunkeln Felsenschlüchten, den gewaltigen Wäldern, den mächtig brausenden Bergströmen. — Ach wer einmal in solcher Gegend leben und da aufhorchen könnte, was sie Einem erzählt! Auch ein groses historisches Stück von ihm ist hier: Jonas, wie er den Niniviten predigt. Von Guido Reni ist eine Magdalena hier; ausser dies n Stücken gefiel mir noch sehr ein Kopf von Rembrandt, und der alte Luther und seine Frau von Lukas Cranach. Von Albrecht Dürer sind auch einige schöne Bilder hier. Die Raphaels und Rubens scheinen mir nicht ächt zu seyn, wenigstens sind sie auf keinem Fall vorzüglich, und diese wenigen guten Stücke, die ich Dir eben nannte, verlieren sich so unter der großen Anzahl von schlechten Bildern, daß es große Mühe kostet, sie heraus zu finden. Ach, Du süße Mutter, wie ganz anders ist es doch in der Bildergallerie in Dresden, die ich im vorigen Sommer so oft an Deiner Hand durchstrich! Den Eindruck, den die herrlichen, dort aufbewahrten Kunstschätze auf mich machten, vergesse ich nie. Auch

kann ich mir gar nichts Schöneres und Erfreulicheres auf dieser Welt denken, als das Schauen herrlicher Gemälde. —

Von den übrigen Merkwürdigkeiten des Kunstkabinets, hat mich am meisten der Becher interessirt, den eine Elfe den Grafen Günther von Oldenburg reichte, als er, auf der Jagd verirrt, nach einem Labetrunk schmachtete. Die Erscheinung der Spenderin überraschte ihn aber so, daß er den Trank verschüttete, dessen Glut seinem Roß das Haar versengte, worauf er es zur eiligen Flucht anspornte, den Becher mit sich nehmend.

Nun muß ich dir auch noch ein holdes, süßes Gedicht mittheilen, welches uns Baron B —, ein Bekannter der Tante, und unser Begleiter und Führer auf allen unsern Ausflügen durch Copenhagen und die Umgegend — gestern Abend vorsagte, als ich einen kleinen Nachtschmetterling beklagte, dessen Grab die Flamme unserer Lichter geworden war. Er hat mir den Verfasser nicht nennen wollen, ohne indessen doch auch bestimmt meine Vermuthung, er sey es selbst, zu widerlegen.

Der Nachtschmetterling und die Flamme.

Kind, von dunkler Nacht geboren,
In des Schweigens dunkler Ruh?
Doch zum Lichte auserkoren,
Eilest du der Flamme zu.
Uebst die bleichen, zarten Schwingen
Zur geliebten Glut zu dringen.

Da ergreifen dich die Flammen
Und du wallst mit ihnen auf,
Loderst mit der Glut zusammen,
Zu dem Quell des Lichts hinauf.
Untergehend mußt du ringen,
Um auf Stralen dich zu schwingen.

Bist du dunkler Welt verloren,
Aufgelöst in helle Gluth;
Doch, als Flamme neu geboren,
Trägt dich frei der Stralen Fluth.
Was du liebend dir erlesen
Wird verklärt dein eignes Wesen.

Kind der Nacht! mit Psychenflügel,
Stürze in der Liebe Strahl,
Fort von diesem dunklen Hügel,
Fort aus diesem Schattenthal;
Untergehn, in Gluth entschweben,
Ist der Liebe höchstes Leben.

Elise.

Es ist ein Stern in der Liebe.

Novelle,
frei nach dem Spanischen
von
Helmine von Chezy.

An einem heitern Abend des Junius ritt durch ein blumenvolles Myrthenthal Idalie, die junge Wittwe des Grafen Amalfi, begleitet von ihrer vertrauten Dienerin Cephise. Die Gräfin hatte ihr schönes weißes Roß dermaßen angespornt, daß es keuchend auf den grünen Rasen hinsank, und nicht mehr aufzurichten war. Indeß sich Idalie reuevoll und ängstlich um das treue Thier bemühte, und mit ungeduldiger Hast einen alten Müller von sich wieß der sich erbot, das Roß in der nahgelegenen Wassermühle zn pflegen, sang der Alte folgen-

des Liedchen: auf welches die Gräfin nicht sonderlich Acht zu geben schien:

Und hättst du nicht geeilet,
So kamst nicht allzufrüh,
Wer eilt und gar nicht weilet,
Den reu't des Eilens Müh'!

Siehst du die Sternlein wallen
So still und sittiglich?
Das weißt du doch, von Allen
Verirrt nicht Eines sich!

Sie kommen All' zum Ziele
Zu rechter Zeit und Stund',
Der Bahnen giebt es Viele,
Wär' uns die rechte kund!

Wüßte der Müllersmann erst, flüsterte Cephise, daß der wilde Jüngling eine zarte Frau ist, daß die gelben Locken, die um seine kühngezogenen schwarzen Augenbraunen wehen, aus Deutschland verschrieben sind, und die Wulst des schwarzen Lockenhaares künstlich verbergen, ja, wüßt' er, was ich weiß, was würd' er da erst für ein Liedchen singen! Laß mich, rief Idalie, erglühend vor Unwillen, armselige Grüblerin! Ich folge meinem Verhängniß! Sieh, schon glänzen Mantua's goldne Thurmspitzen hinter dem Abhang des Felsens mir ahnend aus der blauen Ferne

entgegen. Mein Ziel ist nicht mehr weit, ist das Roß hin, so wird sich ja wohl ein Fuhrwerk finden. Hin mag es wohl seyn, es war klug und treu, ich könnte mich darum betrüben, wenn mir noch ein andres Leid am Herzen läge, als meine Liebe! Und was willst Du in Mantua anfangen? — Lieben und Leiden, bis Leid der Liebe und dem Leben, oder die Liebe dem Leid ein Ende macht! Und sieh, Cephise, wie glücklich sich alles fügen muß, Ricardo kommt daher gesprengt, sicher wird er mir Nachricht geben!

Ricardo, Idaliens erprüfter Diener kam von Mantua, wohin seine Gebieterin ihn entsendet hatte, um Kunde vom Thun und Lassen des Herzogs, den sie liebte, zu empfangen. Fasset Euch, edle Frau, sagte Ricardo betrübt, kehrt nach Schloß Amalfi zurück, und steht ab von Eurem Vorhaben, denn ich habe durch einen Freund sichre Kundschaft von einem großen Geheimniß, das ich Euch zu entdecken eile. Der Ruf der unvergleichlichen Schönheit und der Tugenden des frühverwaiseten unbegüterten Fräuleins Bianka della Flor, die an der Gränze Italiens und der Schweiz im uralten Castell ihrer Väter mit einer Muhme lebt, hat den Herzog bewogen, einen sei-

ner Edelleute, Namens Fisberto, heimlich auszusenden, um sich für den Fürstin um ihre Hand zu bewerben. Ich weiß nun, daß dies Fräulein die ein Engel auf Erden gepriesen wird mit Fisberto nach Mantua unterwegens ist, so kehret denn um, meine theure Herrin! seyd nicht Zeugin einer Freude, die euch das Herz zerschneiden müßte. Nicht so, rief Idalie, ein einzelner Tropfen Giftes peinigt, aber vermag nicht zu tödten, wem Gift gereicht wird, der muß den Kelch austrinken, und wenn ich den Herzog auch nie den Meinigen nenne, soll doch mein Auge sich noch an seinem Anblick weiden, soll ich schmachten und vergehen, so müsse es in seiner Nähe seyn!

Den Wunsch könnt' Ihr gleich erfüllt sehn, hohe Frau, sprach Ricardo, denn der Klang der Hörner im Walde, und das Stampfen und Wiehern muthiger Rosse giebt kund, daß der Herzog und seine Cavalliere, welche diesen Morgen im Gebirg gejagt haben, ihren Weg nach diesem Thale lenken. Todesbleich zog sich bei diesen Worten Idalie in das Gebüsch zurück: Ricardo, Cephise und der Müller beförderten die Pferde nach der

Mühle, alle noch hoffend, Idaliens leidendes weißes Roß zu erretten.

Als sich die Gräfin von der Bestürzung, den Gegenstand ihrer glühenden Liebe so nahe zu wissen, ein wenig erholt hatte, und um sich schauend den Herzog allein, sein Roß am Zügel führend, dem Rande des Baches nahen sah, an welchem sie eben verweilte, ergriff sie ihre Laute, ließ ein angenehmes Vorspiel ertönen, und sang mit einer vollklingenden, männlich tiefen, und wohlgeübten Stimme:

Hätt' ich nie vor Deinem Gitter
Nie gelauschet Deinem Lied,
Wie Du sanfte Klagen hauchend
Dein Geheimniß mir verriethst,
Immer tönt im tiefsten Herzen
Jedes Deiner Worte mir,
Hoffnung tödtend, Schmerz belebend,
Süß in Klängen herbes Gift!
Bei dem Rieseln heller Perlen
Deiner Augen klang Dein Lied;
„O Du mein Herzog von Mantua,
„Wenn der mein zu nennen ist,
„Der mich nie gesehn und nimmer
„Meine Liebe wissen wird!
„Hätt' ich nie doch beim Turniere,
„Schöner Jüngling, Dich erblickt,
„Leuchtend, wie der junge Morgen,

„Tapfer, wie ein Paladin!
„Wärst Du nicht der Fürst von Mantua,
„Edel, arm, und liebtest mich,
„O wie gäb' ich meine Schätze,
„Land und Leben gern nur Dir!
„Weiß ich nicht, ob Du mich kennest,
„Nicht, ob eine Andre liebst,
„Weiß ich doch, daß meine Treue
„Wie mein Schmerz unendlich ist!"
Also sangest du, Idalie,
Nachtigallen lauschten still,
Hauchten dann dein Klagen wieder,
Wonne Allen, Weh nur mir!

Feiner Jüngling, rief der Herzog von Mantua, sich vom Rasen erhebend, auf welchem er hingestreckt dem Liede gelauscht hatte, glaube mir, wenn die wilde Jagd nicht aus diesem Thal die Nachtigallen verscheucht hätte, sie müßten auf Deine schönen Töne wieder hauchen, und mit der Anmuth Deiner Klagen einen Wettstreit beginnen. Sage mir doch, was ist das für ein Herzog von Mantua und für eine Idalie, von denen Du gesungen hast? Weiß ich doch keine dieses Namens unter den Ahnfrauen meines Stammes! Ach! edler Herzog, rief Idalie, straft mich nicht, ich habe Euch ja nicht gekannt, sonst hätte ich nimmermehr das Geheimniß der

schönsten und unglücklichsten Frau verrathen, die ich anbeten muß, wie sie auch hoffnungslos, treu und still. Wie, von mir spricht das Lied, und von einer jetzt lebenden schönen Frau? — Ja, Hoheit, Gräfin Idalie, von der ich gesungen, ist die überreiche Besitzerin der Grafschaft Amalfi, die, dazumal noch in Wittwentrauer, unkenntlich und verhüllt diesen Frühling nach Neapel ging, um das Turnier zu sehen, das daselbst gehalten wurde, und Euch dort erblickend ihre Ruhe verlor. Und wie weißt Du um diese Liebe, fragte der Herzog, ist schöne Liebe doch eine viel zu zarte Blume, als daß sie ihre Pflegerin dem stechenden Blick der Neugier Preis geben möchte. Ach! hoher Herr, ich war Edelknabe bei der Gräfin, und liebte sie im Stillen, denn sie ist edel, schön und jeder Huldigung werth. Zu Nacht, bei Mondschein, unter den Granatbäumen ihrer Gärten hab' ich jüngst ihr Lied belauscht, da bin ich entfloh'n und ging zu einer andern Herrin, der Hoffnung Gift werde gegen Gift helfen, es half aber nichts! — Du sprichst räthselhaft und wunderlich, Edelknabe, rief der Herzog, was sind das für Damen, von denen Du dieses erfahren hast? die Eine

verliebte sich beim Ansehn eines geputzten Ritters, die Andere scheint noch schlimmere Dinge zu thun, was ist's mit der Andern? O, Herr, rief Idalie, Ihr könnt es keiner Frau auf der Welt verargen, wenn sie Euch liebt, und am wenigsten der Gräfin Amalfi, deren Seele für alles Große und Edle glüht, da in ganz Italien nur der Ruf Eurer Tugenden blüht, und Euch die Herzen gewinnt. Schmeichler! erwiderte der Herzog, sage mir nur von dem schönen Gift, das Du aufsuchen gingst, wie hieß das Gift? Bianka della Flor hieß es, sagte Idalie mit unbefangener Miene, ein armes Fräulein, deren schöne Augen eine glühende Leidenschaft für mich verrathen hatten. Ich ging nach Castell Flor, ihr meine Dienste anzubieten, ich wurde mit Entzücken aufgenommen, erlaßt mir das Uebrige, edler Herr! eine reine Liebe hätte mir Trost gewährt, nicht eine solche ungezügelte Leidenschaft. Arm bin ich und ohne Verdienste, doch acht' ich das Geschenk meines Herzens zu hoch, um es heuchlerischen und unkeuschen Trieben zu weihen. Wie ich zuvor, weil sie mich verschmähte, Idalien geflohn, so floh ich nun, weil sie mich liebte, Bianka della Flor! Was erbleicht Ihr so,

edler Herr? Ihr habt in mich gedrungen, mußt' ich nicht sprechen? billigt Ihr meine Gesinnungen nicht? Der im Herzen ergrimmende Fürst winkte dem Jüngling zu schweigen, und blieb einige Zeit in tiefen Gedanken versunken, kämpfend mit Zweifeln, Zorn und Schmerz. Wenn er auf den vermeintlichen Jüngling blickte, der so schmuck und anmuthig vor ihm stand, und so frisch in die Welt zu blicken schien, so konnte er nicht glauben, daß, was dieser von Bianka sagte, Täuschung und Lüge sey. Er mußte also die gepriesene Sittsamkeit und Unschuld Bianka's für den glücklichen Erfolg ihrer heuchlerischen Künste halten, und da er weder sie noch ein Bildniß von ihr gesehn, und blos der Ruf dieses edlen Fräuleins ihn für sie gewonnen hatte, so erstickte die böse Verläumdung die Flamme wieder, die der Ruhm ihrer Tugenden entzündet hatte, und der Herzog meinte, er könne dem Himmel nicht genug danken, der ihm durch den Zufall der Begegnung dieses Jünglings zur Entdeckung der Wahrheit verholfen. Somit blies der Herzog, schnell einen Entschluß fassend, in ein kleines helfenbeinernes Horn, das an goldnen Ketten an seiner Brust hieng, und wie sich sein Ge-

folge um ihn versammelt hatte, rief er einem der Cavalliere, und raunte ihm einen Auftrag in das Ohr, von welchem der Wind zu Idaliens lauschendem Herzen Worte trug, die einen Auftrag an Fisberto, die Verhandlung wegen der Heyrath in Flor abzubrechen, zu enthalten schienen. Im nämlichen Augenblicke kam Ricardo aus der Hütte, neigte sich vor Idalien und sprach: edler Cavallier, Euer schönes Roß war nicht zu retten! O, Himmel, nun kann ich diese Nacht nicht weiter! rief Idalie, bleibt in meinem Gefolge, junger Mann, sagte der Herzog freundlich, und leise, schmerzlich lächelnd setzt' er hinzu: Ihr findet unter den Blüthen der hiesigen Fräulein wohl eine ächte Rose, keine bunte Giftblume! Für mich ist aller Trost dahin, erwiderte Idalie, doch schätz' ich mich glücklich, Euch, edler Fürst, meine Dienste weihen zu dürfen, möcht' ich bei Euch mein Leben beschließen! Wie heißt Ihr, Jüngling, fragte der Herzog. Cäsar nenn' ich mich, erwiderte Idalie. Wohl, Cäsar, sagte huldreich der Fürst, Du sollst mich nicht verlassen und mein schwermüthiges Herz oftmals mit Deinen Gesängen laben.

Während dessen war des Herzogs Ge-

sandte, Fisberto, bereits mit dessen Braut auf dem Wege nach Mantua, und da dieser leichtsinnige und leidenschaftliche Mensch bey Bianka's erstem Blicke in strafbarer Liebe erglüht war, hatte er sogleich tausend Ränke ersonnen, um sich selbst das schöne Mädchen zu gewinnen. Er hatte auch nicht den geraden Weg nach Mantua, sondern einen weiten Umweg eingeschlagen, der zuletzt durch dasselbe Thal führte, wo sich eben alle diese Dinge zugetragen hatten. Dies Thal, einige Meilen von der Residenz entfernt, wenig bewohnt, und selten besucht, kannte der Herzog erst seit einigen Tagen, wo er sich von den umliegenden Gebirgen aus hinein verirrt, und nun jeden Abend sich hin begab, weil rings um Mantua keine andere Gegend so viel Anmuth besaß. Der Herzog pflegte sich dann wohl in der nahgelegenen Mühle mit einem ländlichen Mahl zu erquicken, und liebte dort unerkannt zu seyn. Hätte Fisberto um diesen neuen Gang des Herzogs gewußt, er würde sich wohl gehütet haben, diesen Ort zur Ausführung seiner strafbaren Anschläge zu wählen. Doch trifft es sich zumeist, daß die Anschläge der Bösen schlecht berechnet sind, wenn sie meinen, sie hätten

Alles bedacht, so haben sie immer das Beste vergessen.

Die schöne bescheidene Bianka hatte sich überaus gefreut, daß ein so tugendsamer und ritterlicher Held, wie der Herzog von Mantua gerühmt wurde, sie zur Gemahlin verlangte. Dem Himmel dankend, der das liebe Kind so herrlich bedachte, hatte die Mutterschwester Bianka's sie mit freudig trauerndem Herzen von sich gelassen. Ihr Gefolge begleitete Bianka bis an die Gränze des Gebiets von Mantua, dort verließen die treuen Diener und Frauen die angebetete Herrin unter tausend Segenswünschen und Thränen. Unter mancherlei Vorwänden hatte Fisberto die wenigen Diener, die ihn begleiteten, fortgeschickt, und nun den langen Umweg, den er wohl kannte, eingeschlagen; dieser führt durch das schöne Mühlenthal nach Fisberto's Landsitze, wohin er die schöne Bianka zu bringen gedachte. Diese fand ihren Begleiter, seit er allein mit ihr war, so zudringlich, daß sie tausendmal wünschte, seiner Gegenwart entledigt zu seyn. Bianka und Fisberto gelangten an die Waldmühle, als der Herzog noch kaum mit Idalie und dem übrigen Gefolge das Thal verlassen hatte.

Von fern war Ricardo mit Cephisen auf ihren Pferden gefolgt, die sich in ein dem Ricardo wohlbekanntes Haus begaben, wo sie die fernern Befehle ihrer Gebieterin erwarteten. Bianka lud Fisberto ein, am Rand des Bächleins einige Ruhe zu halten, denn die unwiderstehliche Anmuth dieser Stelle hielt jeden Vorübergehenden fest. Seht, schönes Fräulein, sagte Fisberto, als Bianka vom arabischen Zelter stieg, seht, wie eben der Vollmond aufgeht, und alle Vögel, vermeinend, den jungen Tag zu grüßen, ihn mit Liedern feyern. Doch nein, es ist nicht der Mond, Ihr seyd es, der sie so holde Weisen singen. Seht das Bächlein, wie es nach Eurem Bilde hascht, und nun fröhlich damit seinem Grabe, dem Schoos des Meeres zueilt! Euer Abglanz ist's, davon die Gebüsche so wundersam leuchten, und in diesen Blumen, weiß, roth und blau an des Gewässers Rande, wollte der Himmel auch die Farben prangen lassen, die so unvergleichlich von Eurem Antlitz strahlen. Zum Teppich bieten sich die Blumen, zum Dach die blüthenbeladenen Zweige, dankbar, daß Ihr ihnen Schönheit leiht. Cavallier, sagte Bianka ernst, nur Einsamkeit thut mir wohl;

So muß ich Euch denn verlassen, seufzte Fisberto, wohlan, Fräulein, ruhet hier, indeß sich die Rosse im frischen Grase letzen.

O, Himmel, wie beschwerlich ist solch ein Schmachtender, sagte Bianka für sich, als sie allein war. Müßt' ich zwischen der Gegenwart dieses Verhaßten und dem Tode wählen, was nur würd' ich ergreifen? ganz gewiß den Tod! Ach! wenn der Herzog ein Mann wie Fisberto wäre, oder ihm ähnlich sähe, wie unglücklich würd' ich dann seyn! Gewagt ist es doch immer für ein Mädchen, ihr Geschick in die Hände eines Mannes zu geben, den sie gar nicht kannte, und wer weiß, ob nicht der Ruf die hohen Eigenschaften des Geistes, der Liebenswürdigkeit und frommen Tugend des Herzogs vielfach überhebt? der Ruf ist ja stets dem Mächtigen günstig! Indeß Bianka auf diese Weise unruhig über ihr Schicksal nachsann, kam Fisberto, den seine Leidenschaft trieb, zur Ausführung seines Vorhabens zu schreiten, zu ihr zurück. Verzeiht, himmlisches Fräulein, sagte er, wenn ich ungeachtet Eures Verbotes Eure Einsamkeit störe. Schimmern doch schon aus der Ferne Mantua's goldne Thurmspitzen im Mondschein uns entgegen,

und so ist es Zeit, daß jede Täuschung aufhöre. Konntet Ihr wohl vermeynen, Holde, der Herzog von Mantua könne die Ungeduld seines Herzens zügeln, die zu sehn, deren Abbild im tausendfacheu Lichtspiegel des Rufs zurückgestrahlt, demnach nie so herrlich, als Ihr es in Wahrheit seyd, vor seine Seele trat? Konntet Ihr glauben, Ernesto werde einem Andern ein so süßes Geschäft übertragen haben, als das Brautwerben ist? O, nein! das sey ferne von wir, ich selbst bin es, der gekommen, um zu sehen, wie tief der edelste Ruhm von der Wirklichkeit zurücksteht, verzeiht, meine Bianka, einem unschuldigen Truge, und lasset, nun Pflicht und Liebe es Euch gebieten, den Himmel Eurer Blicke auf mich nur reine Wonne strahlen!

O, mein ahnendes Herz, flüsterte abgewendet Bianka, das also war es, was weissagend und lastend heut auf meiner Seele lag? Wie, dieser häßliche, flache, innerlich wilde Mensch ist Ernesto, den der Ruf verherrlicht? dies ist die Gestalt, die aus Liedern begeisterter Sänger sich in meine Seele stahl, und in meinen Träumen ein lichter Seraph vor mir schwebte? Doch, wozu sinnen? wozu zögern? Sind Macht

und Hoheit wohl das Opfer eines ganzen Lebens aufzuwiegen vermögend? Soll ich ein Wort halten, daran mein Herz bricht? Soll ich ein Band schließen, das unselig für uns Beide seyn müßte? Da sey Gott für und gern geh' ich im Stillen auf die hohe Felsenburg zurück, wo ich einsam lebte und glücklich war. Mein Herzog! sagte Bianka nun entschlossen, mit fester Stimme: verzeiht, wenn ich, überrascht von dieser Entdeckung und bestürzt, mein Herz nicht mit dem Gedanken versöhnen kann, daß Eure Hoheit mich täuschen konnte, da ich auf Treue und Glauben Euch für Fisberto nahm. Mein Vertrauen zu Euch ist wankend geworden, da ich nicht weiß, wen ich in Wahrheit vor mir sehe, war der Name Eurer Hoheit eine Erdichtung, so mag es leicht auch Eure Liebe seyn! Vergönnt mir denn, hoher Herr, in diesem Thale zu bleiben, und eilet nach Eurer Residenz zurück. Ich werde nach Flor Botschaft senden, und mich von hier von meiner eignen Dienerschaft abholen lassen, denn wisset, daß ich den Tod dem Unglück vorzöge, einem, der mich zu täuschen unternahm, meine Hand zu geben. Irgend eine Hütte, eine Mühle wird mich aufnehmen, nur ver-

gönnt, daß ich meinen Namen verberge, damit nicht meine Geschichte als Romanze gesungen werde, ja, Euch selbst bin ich schuldig verborgen zu bleiben, damit Niemand sage, Eure Braut würde nicht mit Euch gegangen seyn, wenn sie früher gewußt hätte, daß der vermeinte Diener der Herr selbst sey.

Bianka's Ernst und Würde entwaffneten den tückischen Fisberto dergestalt, daß er, im Herzen wünschend er möchte nie sein Kunststück begonnen haben, ihren Wünschen nachgab, und mit ihr den Steg nach der Mühle hinaufging, um dort eine freundliche Aufnahme für sie auszuwirken. Der Müller und sein gutmüthiges Weib hießen den schönen Gast willkommen. Einige Geschenke erhöhten die Leutseligkeit des Empfangs, und Bianka, die sich Nise nannte, erhielt ein Kämmerlein und ländliche Gewande, um welche sie bat. Mit Ingrimm im Herzen, selbst nicht begreifend, wie er der wehrlosen Bianka nachgegeben hatte, eilt Fisberto nach seinem Landschloß, einsam, ganz anders als er gehofft hatte dahin zu gelangen. Ein kalter Schauer rieselte durch seine Adern, als er im Walde Stimmen hörte, die riefen: „Nie wird sie dein! Nie wird sie dein!“

Zwei Hirtenknaben waren es, die sich um eine Nachtigall stritten, die der Eine gesehen, der Zweite gefangen hatte. Die ganze schlaflose Nacht hindurch klang es in Fisberto's Seele wieder! „Nie wird sie dein!"

Indeß Liebe und Haß sich gegen Bianka verschworen hatten, ihr Glück zu untergraben, ohne daß sie die Quelle ihrer Mißgeschicke ahnden konnte, ging ihre Sorge darauf, sich, um nicht erkannt zu werden, schnell nach der Art des Landes zu kleiden. Das goldne Haar blitzte und funkelte verrätherisch unter dem seidenen Netze hervor, in welchem sie seinen Glanz zu bergen strebte, und kein Stoff war so rauh, daß er sich nicht dem zarten Bau der Glieder gefällig angeschmiegt hätte. Ja, wie Bianka im schwarzen Mieder mit Goldschnürchen, im leichten himmelblauen Rocke, die weißen Handärmel mit blauen Bändern befestigt, züchtig verhüllt vom ausgezackten Busenstreif, sich in der Quelle betrachtete, nachdem sie einem Strauß Feldnelken an die Brust gesteckt, da zürnte sie sich selbst, vermeinend, sie habe die Tracht absichtlich gewählt, um den Schnee des zarten Nackens, und den lieblichen Arm unverhüllt zu zeigen, und sie

wußte nicht wohin mit den Reizen, die ihr aus der Quelle entgegen schimmerten, wie ihr Bild aus Blüthen, Mirthenbüschen und tiefblauen Himmel hervorlächelte, als die schönste Blume der Flur.

Indeß hatte Idalie, nur darauf bedacht des Herzogs Liebe zu gewinnen, eine neue List ersonnen. Sie ließ am Tage nach ihrer Ankunft wie von Ungefähr ihr Bild von einer gesprengten goldenen Halskette auf den Boden fallen. Indem sie beim Aufheben scheinbar bemüht war, es zu verbergen, erblickte der Herzog das Bild, welches Locken und Tracht von Cäsar sehr verschieden machte, um so mehr, da Idalie sehr viel schöner im Gemälde erschien, als sie wirklich war. Der Maler hatte sie auf eine kleine helfenbeinerne Tafel konterfeit, wie sie eben mit langen wehenden schwarzen Locken, im grünen Jagdkleide auf einem herrlichen lichtbraunen Rosse vom Abhang eines Felsen auf die entgegengesetzte Klippe sprengt, und zugleich den Pfeil von der Senne auf eine flüchtige Gemse schnellt. Es war als habe der Maler die Kühnheit in dieser herrlichen Gestalt verkörpern wollen, um der Welt zu zeigen, wie reizend hoher Muth auch einem Weibe stehe.

Lange sah der Herzog das Bild mit Bewunderung an, als ihm aber Idalie sagte, daß es die Gräfin Amalfi vorstelle, gab er es traurig zurück, und sagte: So habe ich mir die schöne Gräfin nicht gedacht! Weh allen Frauen, die ein männlich Thun ergreifen, und die Himmelsgabe zarte, demuthsvolle Weiblichkeit als eine schmucklose Blume unbeachtet von sich werfen, da sie doch das Veilchen ist, das durch den ganzen Frühling der Jugend duftet, und noch das Alter schmückt! Wie seh ich doch lieber ein holdes Frauenbild mit kleinen Schritten sittig auf dem Zelter traben, als solch ein tollkühnes Wagen, und wie nimmt sich die goldne Spindel, die kunstreiche Nadel viel schöner in den Lilienfingern aus, als Wurfspieß, Bogen oder Lanze! Leid thut es mir, daß die Liebe der schönen Gräfin nicht in sanfter Brust wohnt, dann hätte sie mir Trost gewähren können! Mit diesen Worten verließ er die bestürzte Idalie, nicht ahnend, daß der goldgelockte Jüngling dieselbe sey, die er durch sein Verschmähn betrübe. Lange blieb Idalie in ihrem Schmerz versunken, doch richtete sich ihre zertrümmerte Hoffnung an dem Worte auf, womit der Herzog ihre

Schönheit gepriesen hatte, und Idalie hoffte wieder, denn sie glaubte es gäbe kein Hinderniß über das nicht Liebe, Geist und ein Weib zu siegen vermöchte.

Die Kühle des Abends ladete den Herzog zum Vergnügen der Jagd, oder vielmehr rief eine Ahnung, ihn zu dem anmuthigen Felsenthale hin, das noch in ihm leuchtete, mit seinen wundersüßen Düften und dem Geriesel zahlloser Quellen. Wie gestern ließ der Herzog sein Gefolge zurück im nahen Wald, und gebot selbst Cäsar, ihm nicht zu folgen, denn sein Schmerz über die Entdekkung des Unwerths der gepriesenen Bianka, und der Gedanke, daß im weiblichen Herzen so viel Arglist und Heuchelei verborgen sey, daß man selbst der Edelsten nicht trauen könne, bedrängte sein nach schöner Liebe und Treue dürstendes Herz, mit allen Qualen des Zweifels und der schmerzlichsten Unbestimmtheit für sein künftiges Leben. Wie nun der Herzog einsam lustwandeln ging, und nahe an die Mühle gelangte, sahe er im Halbkreis von hohen Platanen und Rosenstauden die um den Brunnen standen, junge Mädchen auf Rasenbänken sitzen, welche indem sie zierlich und gewandt helfenbeinerne

Spindeln drehten, ein fröhliches Lied sangen. In ihrer Mitte saß eine hohe Jungfrau, schlanker, zarter, als die Gespielinnen, die hörte still dem Liede zu, indeß ihre silberne Spindel mit blauen Bändern umwunden schimmernd und kreisend wie ein Stern aus der Laube hervorblitzte. Wie nun dazu noch Abendroth, Vollmondschein und das Geflimmer des Waldbachs ihre Bezauberungen übten, und in den Zwischenpausen des Liedes Nachtigallen schlugen und die Gewässer rieselten, da meinte der Herzog nicht anders, als daß, was er sähe, eine Geistererscheinung sey, und er blieb unentschlossen im Gebüsch verborgen stehn. Nach dem Liede ergriffen die muntern Dirnen den Federball, und vor allen traf Bianka sicher und leicht. Indem sie sich kindlich der Lust der Spiels hingab, und immer höher und muthwilliger den Ball kreisen ließ, flog er in das Gebüsch, wo der Herzog lauschte, und er eilte entzückt damit hervor. Seht, schönes Kind, sagte Ernesto, dessen Lichtgestalt wie ein Blitz in Biankas Seele sank, seht das weißgefiederte Täubchen, das ihr in die Lüfte fliegen ließet! Es ist zum Falken geworden, und bringt Euch die Beute, mich selbst!

Willig giebt der Gefangene Euch Euer Eigenthum zurück, gewährt ihm nur die Huld es mit den Blumen auszulösen, die Ihr am Mieder tragt! Es sind Waldrosen, mein edler Herr, sagte Bianka, prunklose Blüthe, wilde Frucht, kann ein Cavallier dergleichen zum Eigenthum wünschen? Ich sah noch keinen Garten, entgegnete Ernesto, der Rosen trüge, wie dieser Wald, reicht mir immerhin die Waldrose, die nur um so schöner ist, je weniger sie der Kunst verdankt! Euer Begegnen, mein edler Herr, sprach Bianka, ist noch sehr neu, das wisset Ihr doch, daß Zeit erst Rosen bringt! Ja, Holde, antwortete Ernesto, aber Frühlingszeit, und der Frühling seyd Ihr ja, da müßt Ihr auch Rosen bringen! Wie heißt Ihr, o sagt es mir! „Nise! und Ihr?“ — Fisberto, antwortete der Herzog, entschlossen dem schönen Landmädchen, das ihn nicht kannte, seinen Stand und Namen zu verbergen, theils, weil er nun schon keinem Weibe mehr traute, theils um sie nicht zu verschüchtern. Fisberto! wiederholte Bianka bestürzt, und in sich selbst sagte sie: Ey, hätt ich doch nimmermehr geglaubt, daß mir der Name so süß klingen könnte! Welch

Geräusch ist das, Herr Müller, fragte Bianka laut, als sich Stimmen und Schritte dem Gebüsch naheten. Es ist das Jagdgefolge des Herzogs von Mantua, in dessen Diensten ich bin, sprach Ernesto. O so laßt mich in die Hütte, rief Bianka, ich mag die großen Herren nicht! So habe ich denn wohl gethan, meinte der Herzog bei sich, daß ich nicht meinen rechten Namen genannt. Bleibt nur noch ein wenig, liebes Mädchen, sagte er laut, denn noch sind sie nicht so nahe. Bianka wollte antworten, aber ihr Blut wurde zu Eis vor Bestürzung, als sie plötzlich aus dem Gebüsch den Verhaßten hervortreten sah, den sie für den Herzog von Mantua hielt. Seine Leidenschaft hatte Fisberto wiederum nach der Mühle getrieben, er wollte suchen Bianka zu umgarnen, doch wie ward ihm, als er sie mit dem Herzog im Gespräch sah! Er hielt sich nun für verrathen, für unwiderbringlich verloren. Das ist ja wohl der Herzog, flüsterte Bianka, als sie Fisberto gewahrte. Ja, gewiß, sprach Ernesto, und wendete sich zu Fisberto, um ihm einen Wink zu geben, daß er ihn und Bianka nicht im Gespräch stören sollte. In dem Augenblick, wo der Herzog von Bian-

Bianka's Erscheinung so bezaubert und eingenommen war, fiel es ihm nicht einmal auf, daß Fisberto von Flor zurück sey, ohne ihm Nachricht gegeben zu haben, und er war auch keineswegs erstaunt, den Reisenden gemächlich durch dies Thal lustwandeln zu sehn. Eure Hoheit, rief Ernesto dem bebenden Fisberto zu, können den Hirsch um die Schwenkung des Felsens hin in seinem Lauf verfolgen, doch haben Sie die Gnade und bedecken sich, welche Umstände belieben Sie mit Ihrem Diener zu machen? — Herr! stammelte Fisberto. — Dies Hirtenmädchen hat es mir gesagt, fuhr Ernesto fort, sonst wüßt' ich es nicht! Da nun Fisberto noch immer unentschlossen vor ihm stand, rief der Herzog: ich muß Eure Hoheit nur selbst hinführen, sonst entgeht Ihnen die willkommenste Beute und somit ergriff er Fisbertos Arm, und zog ihn rasch abseits. So geh doch nur, flüsterte er ihm zu, Du siehst ja, daß Du mich störst! Somit ging Fisberto wie ein Träumender weiter, und der Herzog kehrte zu Bianka zurück. Laßt mich in die Mühle gehn, sagte Bianka, denn es ist spät Abend, und meine Gespielinnen haben sich alle schon heim begeben. Schöne

Nise, erwiederte der Herzog, Du wünschest es, und ich gehe, ein Edler muß die Sitte ehren, und so wünsche ich Dir zu tausend gute Nacht! Doch sage mir, werd ich Dich wiedersehn? „Ja, gewiß!“ Wo? „Hier, am Brunnen!“ Giebst Du mir Hoffnung? „Ich? Hoffnung? ich gebe keine, denn ich habe ja keine! So kann ich sie auch nicht geben!“ Und was werd' ich anfangen, bis ich Dich wiedersehe? — Bianka bückte sich schnell und pflückte eine Blume, die sie dem Herzog mit den Worten reichte: fragt diese Blume; die Hälfte ihres Namens sagt es Euch, Gute Nacht! und Bianka flog in die Mühle. Maßlieben hast Du mir gereicht, schöne Nise? rief Ernesto. Lieb' ist des Namens Hälfte, Lieb' ist Dein Gebot? Ach, das thu' ich ja schon! Maß-lieb'! ach, wer Liebe maß, vermaß sich schwer, die kann der Himmel nur messen! O, glückselige Jagd, in der ich selbst die Beute war! Nach einem Reh wollt' ich jagen, und habe einen Stern gefunden, ein Wild wollt' ich erlegen und mein Stolz erlag dem süßesten Reiz der Erde. Graset nur fortan, ihr zierlichen Waldbewohner, wie Lämmer in diesen Gebüschen, euch soll der

wilde Jagdruf nicht mehr aufschrecken; singt, Vöglein, das Horn verscheucht euch nicht mehr. Dies Thal, wo ich Nise gefunden, wo das unschuldigste Herz sich mir zu eigen giebt, soll hinfort nichts kennen als Liebe und Frieden!

Indeß der Herzog in selige Träume versank, kam die Störerin seiner Liebe und seines Friedens, Idalie, mit ihrer Laute, singend und spielend durch den Myrthengang. Schön, daß Du kommst, lieber Cäsar, rief Ernesto Idalien entgegen, sing mir ein Lied voll Sehnsucht und Liebe, komm' diesen Brunnen näher, der mit Rieseln den Takt zu holden Liedern zu schlagen strebt, selbst schon eine zarte Melodie. Idalie, die nicht ahnete, daß sie ihrer Nebenbuhlerin ein Ständchen brächte, sang mit allem ihr eignen Zauber:

Was sind Flammen, was ist Sonne?
Bleibt mit ihren Prangen ferne,
Eins nur giebt allein mir Wonne
Das sind zweier Augen Sterne,
Sind sie hell, die Schöpfung lacht,
Sind sie trüb', ist alles Nacht!

Was sind Blumen, was sind Farben?
Bleibt mit ihrem Prangen ferne.

Allen Blumen Preis erwarben,
Zweier Rosen Morgensterne,
Wo ihr holdes Licht erwacht
Muß auf ewig flieh'n die Nacht.

Was sind Nachtigallenlieder?
Bleibt mit ihrem Lobe ferne!
Eines hör' ich immer wieder,
Horch', es singen's alle Sterne!
Eines, das die Lieb' erdacht,
Tönt durch meines Lebens Nacht.

Sonne, Sterne, Blumen, Töne,
Die ihr alle wollt so gerne
Bildniß seyn in eurer Schöne
Nur von meinem süßen Sterne,
Gar nichts hilft mir eure Pracht,
Hüllt mein Stern sich mir in Nacht!

Nun klang es vom Dachgiebel der Mühle durch das Rauschen der Gewässer sanft und vernehmlich herab:

Blumen, Lieder, Sonne, Sterne,
Mit den süßen Schmeicheley'n,
Bleibt mit eurer Wonne ferne,
Wiegt ja sonst das Herz mir ein,
Horch! das Herz, das immer wacht,
Singt: zu tausend gute Nacht!!"

Ei, was hegt dies Thal für Nachtigallen? fragte Idalle erbleichend, da sie beim Voll-

mondschein sah, wie der Herzog entzückt, wie ein Verklärter mit feuchten Augen lauschte. Theurer Cäsar, rief der Herzog, der sein Glück nicht im Busen zu bergen wußte, diese Engelsworte kommen aus einem Engelsherzen, diese Stimme gehört dem lieblichsten und sinnigsten Kinde der Natur. Und nun erzählte er der lauschenden Feindin alles, was ihm heut begegnet war. Jedes Wort war ein Dolchstich in Idaliens Herz. Warum wollt Ihr das Herz des schönen Mädchens täuschen, sagte die Gräfin endlich zu Ernesto; Ihr macht Euch ihn unter fremden Namen bekannt, sie hält den Abstand von ihr zu einem Edelmann nicht für so groß, hofft wohl auf Eure Hand. Verzeiht, mein Herzog, daß ich so freimüthig mit Euch rede, und wird bald den Betrug entdecken, und ihr Leben in hoffnungsloser Liebe vertrauern. — Wie meynst Du das, Cäsar? — Sie kann ja doch nie die Eurige seyn! — Sie, die Krone aller Schönheit und Holdseligkeit? — Theurer Herr, fiel Idalie ein, das Mondlicht hat Euch getäuscht, nie kann das Götterbild, das Eure Worte preisen, ein Erzeugniß dieser Waldeinsamkeit seyn? — Sahest Du nie, entgegnete der Herzog, die dunkle

Muschel eine reiche, schimmernde Perle erzeugen? Fandest Du nie in der Hölung einer uralten Linde das reine, süße, flüssige Gold, das die Biene aus Blumen bereitet? Trägt der von außen unscheinbare Kiesel nicht den Edelstein im Schoos? Wie wunderst Du Dich nun, daß Natur, die sinnreiche Zauberin sich in diesem Felsenthal in einem so überreichen Werke verherrlichen wollte? Und wie der Künstler Perle und Edelstein in das Diadem fasset, des Honigs Gold auf fürstlicher Tafel in goldner Schale prangt, so soll auch mein wunderbar gefundenes Kleinod als süßester Edelstein an Mantua's Krone funkeln. Schon oft haben sich Schönheit, Geist, Anmuth und Reiz vom Dunkel auf den Thron geschwungen und die Welt hat gesehn, daß edles Blut kein ausschließliches Erbtheil des Adels sey. Ja, was waren die ersten Könige sonst als Hirten? und ich bin nur der Fürst eines kleinen Gebietes! Sprich, Cäsar, könnt' ich eine schönere Wahl treffen? Ach! Hoheit, erwiederte Cäsar, ich habe ja die Huldin im Schäferkleide noch nicht gesehn, und wenn sie so auf den ersten Blick die Herzen wegnimmt, so gebe Gott, daß sie mir nie vor Augen komme! und doch, glaubt mir, über keine

Frau auf Erden könnt' ich nur einen Augenblick Idalien vergessen. Ich glaub' es Dir, erwiederte der Herzog, so wie ich Nise nie vergessen könnte, wo man recht im Treuen liebt, da ist und bleibt das ganze Herz.

Traurig schied Idalie vom Herzog am Eingang des Schlosses, und da sie es nicht ertragen konnte, mit ihrem Schmerz allein zu bleiben, eilte sie nach einer Herberge, wo sich Ricardo und Cephise aufhielten, um sich mit diesen zu berathen. Laßt ab von Eurem Vorhaben, sagte Cephise, es ist jetzt noch Zeit, dieweil Ihr Eurer Sittsamkeit noch nichts vergeben habt, und Ernesto nicht weiß, daß Ihr selbst die Gräfin Amalfi seyd. Nein, sagte Ricardo, nicht so! wenn der Herzog eine Edle liebte, so möchte die Gräfin sich entfernen, da es aber ein blödes Bauermädchen ist, oder vielleicht gar ein gemeines arglistiges Weibsbild, das dem edlen Herzog Schlingen legt, so darf meine Herrin nicht muthlos zurückstehn: Auf! ihr wißt ja Nisa's Aufenthalt, zeigt Euch neben ihr als Landmädchen, welche Hirtin könnt' es mit Euch aufnehmen? Geht, hohe Frau! siegt über die schnöde Nebenbuhlerin, und dann offenbart dem Herzog, wer Ihr seyd! Dein Rath gefällt mir, Ricardo, sagte Ida-

lie, Du hast vollkommen Recht! Wohlan! Cäsar verschwinde und Idalie erscheine, zum Zweitenmal zaubert mich die Liebe in eine andere Gestalt. Idalie traf nun die zu ihrem Plan gehörigen Verabredungen mit ihren Vertrauten und eilte dann in das Schloß zurück.

Indeß harrte Fisberto auf seiner Villa in Todesangst, daß die Wache kommen würde, ihn in das Gefängniß abzuführen, denn er hielt den Herzog für unterrichtet von seiner Schuld, und es gebrach ihm selbst der Muth zu fliehen. Der Herzog aber dachte an nichts minder als an Schergen, er sann nur darauf, Nise wieder zu sehen, ihr Herz zu prüfen und zu gewinnen. Aurora röthete noch kaum die höchsten Bergspitzen in Osten, als der Herzog schon wieder Alles zur Jagdfarth aufrufen ließ, und sein Gefolge absichtlich weit vom geliebten Thal sich in den Wald zerstreute, um sich späterhin unbemerkt und allein zu Nise zu begeben. Den ganzen Morgen brachte er mit Jagen zu, da er sich scheute, vor Abend in die Mühle zu gehn, wo er, seit er diesen Ort gefunden, immer nur Abends erschienen war. Wie sehr es dem Herzog schmerzte, als ein Diener ihm gegen

Mittag die Nachricht brachte, daß Ricardo und dessen Gefährte eben den vom Roß gestürzten sterbenden Cäsar nach einem nahen Dorfe geleitet hätten, so ging doch jede Bekümmerniß in der Seligkeit der Liebe unter, die sein ganzes Herz erfüllte, und er gebot, nur nichts zu sparen, um den schönen Fremdling zu retten, wenn noch Rettung möglich sey.

Idalie war nicht gestürzt, sie hatte nur Alles auf eine sinnreiche Weise eingerichtet, damit Cäsar vom Schauplatz verschwinden könne. In der reizendsten Pilgerinnentracht erschien sie in der Mühle, und bat um Obdach auf einige Tage. Weiß der Himmel, sagte der Müller, was mir da Alles für zierliche Wachsbilder in das Haus regnen, mit lispelnden Stimmen und Händlein von Zucker, die keinen Tropfen Wasser betrüben können! Zu dem wird es mir im jüngst noch so stillen Thal so bunt und laut, daß mir ist, als sey ich hier nicht mehr zu Hause. Doch thun die fremden Bilderchen so artig, daß ich gar nicht weiß, wie ich ihnen etwas abschlagen soll, und so lange alles recht sittig zugeht, kann ich es schon mit ansehen. Wer macht denn das Thal so laut und so bunt? Ich sehe

nichts buntes, als die Schmetterlinge, und höre nichts lautes, als die Vöglein im Walde, und den Gießbach vom Felsen, sagte Idalie. Die sind bekannte Gäste, sprach der Alte, und wir sind einander gewohnt, nein, ich meyne des Herzogs Leute, von denen sich ja Einer oder der Andre bis in meine Mühle verirrt. Ach! rief Idalie, da müßt Ihr mich für Eure Muhme ausgeben, Väterchen und Ihr, liebes Mütterchen, sonst möchten hier meinem Herzen Schlingen gelegt werden, und ich in diesem ländlichen Aufenthalt nicht sicher seyn. Wie Ihr wollt, sagte der alte Müller, hab' ich doch ohnehin schon ein feines Nichtgen, das ist meine leibliche Schwestertochter Nise, die in einem Kloster von ihrer Pathin erzogen nun doch nicht Nonne werden, sondern sich das Leben in der Mühle versuchen will. Seht, da kommt sie selbst, macht nur Bekanntschaft! Damit verließ der Alte die zwei verkleideten Schönen.

Ach, wenn es diese ist, und welche sonst könnt' es seyn? seufzte Idalie, so muß ich den Herzog wohl aufgeben. Wer könnte sich mit dieser Jugend und blühenden Schönheit in die Schranken stellen? Doch ist es nun gewagt, und ich will nicht zurückgehn,

bis die letzte Hoffnung dahin ist. Ey, gütiger Himmel! rief Bianka aus, als sie die Gräfin Amalfi im bäurischen Pilgerkleide erblickte; wie müssen die volkreichen Städte die Wildniß beneiden, wenn diese so viel Reiz hervorbringt! Blumen sind wir in diesem Thale gewohnt, aber nicht solche Schönheit, die alle Blumen überprangt. Spottet nicht meiner, schöne Nise, entgegnete Idalie, wie könnt' Ihr Euch über die Herrlichkeit der Naturwerke in Einsamkeit und Wildniß wundern, da Ihr selbst eine Tochter dieser Fluren seyd? die Ihr vor Euch seht, würde keine Eifersucht in Euch erregen, hättet Ihr Euch nur, wie Narzissus, in der Quelle geschaut! Die beiden Schönen würden einander vielleicht noch mehrere Artigkeiten gesagt haben, wenn nicht der Ruf, der in der ganzen Mühle erscholl: „des Herzogs Leute!“ sie gestört hätte. Trau' dem Herzog nicht, Nise! sagte Idalie, er ist ein Verräther, ein schöner Schmetterling! So? erwiederte Bianka gleichgültig, aber sage mir, Theure, kennst Du sonst wen vom Schlosse? — O, ja! — Kennst Du Fisberto? fragte Bianka hochglühend. Gewiß! erwiederte die Gräfin,

die ihn jedoch noch nie gesehn hatte. Was ist Fisberto für ein Mann? fragte Bianka weiter. Fisberto? erwiederte Idalie, die Biankas Erröthen belauschte, das ist ein Spiegel aller Ritterlichkeit, alles Geistes und aller Tugenden. Gott sey Dank! rief die vermeinte Nise. Guter Himmel! sagte Idalie vergnügt, kennst Du Fisberto, liebst Du ihn? — Ich weiß es nicht! antwortete Bianka, doch sage mir, wie heißest Du, schöne Pilgerin? — „Lauretta!“ — Und wie kommst Du in diesen Aufenthalt? — „Ich bin des Müllers Nichte!“ — die bin ich auch! rief Nise. Laß uns einander recht lieb haben! bat Laurette. Von ganzen Herzen! sprach Nise, das einander lieb haben ist ja das schönste auf der ganzen Welt! In diesem Augenblick trat der Herzog in die Hütte, und die schönen Mädchen leicht und freundlich grüßend sagt' er zum alten Hirten: Gleich wird der Herzog hier seyn, er hat mich vorausgeschickt, Euch, wackern Müllersmann, zu fragen, ob er an diesem schönen Abend eine Milch bei Euch genießen könne? Der Alte, der den Herzog für einen seiner Cavalliere hielt, sagte: Herr, eine Milch nicht allein, wenn mein gnädigster Landesherr unter dies niedre

Dach eintritt, so ist Alles das Schönste sein, was diese Thäler hervorbringen. Mandeln, an den frischen Zweigen, vollgereift und wundersüß, goldne Melonen, Pfirsichen wie Rosen, Datteln und frühzeitige Trauben, die ich und meine Alte pflegen. sollen den Herzog erquicken, und damit Ihr nicht meint, daß ich prale, sollt Ihr selbst von Allem dem haben, und ich gehe, es Euch zu pflücken; mit diesen Worten ging der Müllersmann in den Garten, der von den Fenstern lag, und zierlich und schön bestellt, mit Blumen und Früchten so wundersam prangte, daß man nicht wußte, waren die Blumen Früchte, oder die Früchte Blumen. Mich dürstet blos, sagte der Herzog, in dem Augenblick flog Bianka wie ein Pfeil nach dem Brunnen, Idalie eben so schnell nach dem Garten, um dem Müller gleich einige Früchte abzunehmen, und sie dem ermatteten Herzog zu bringen. Indeß der Alte die Ftüchte pflückte, wählte Idalie die schönsten Rosen und Lilien, und ordnete diese mit den süßen Früchten in ein grüngeflochtnes Körbchen mit so feenhafter Schnelligkeit, daß sie mit Bianka zugleich hereintrat, die das perlende Quellwasser im kristallnen Becher trug, das seidne

Netz um ihre Stirn hatte sich gelös't, und wie das reiche Haar nun unaufhaltsam darunter hervorquoll, und über den Schnee des Nackens hinrieselte, wie eine goldne Quelle, schien es Hebe selbst zu seyn, die mit süßem Lächeln die Nektarschaale darreicht. Mit anmuthiger Geberde nahte sich Idalie dem Herzog, ihm das Körbchen darbietend, die schwarzen, langen Wimpern tief gesenkt über die glühenden Wangen, stumm und mit klopfenden Herzen. Ich fühle nur Durst, sagte Ernesto, Dank, schönes Kind, für Deine Früchte. Indem sah er in seliger Vergessenheit Bianka an, ohne nur nach dem Becher zu greifen, den sie ihm darbot. Wenn Eure Lippen schmachten, sagte Idalie, Cavallier, so trinkt doch nicht mit den Augen! Glaubst Du, schöne Jungfrau, entgegnete der Herzog, daß nicht schon der Anblick einer süßen Labung hinreichend ist, brennenden Durst zu stillen? — Lasset diese Blumen Kühlung in Eure Gluthen weh'n, flüsterte Idalie, dem Herzog einen vollen Rosenzweig darreichend. Er nahm ihn still, und schaute nur immer nach Bianka, die gesenkten Blicks mit dem Becher vor ihm stand. Wäre der Tod darin, ich leerte den Becher,

rief Ernesto, und nahm ihn rasch, aber anmuthig aus Bianka's zitternder Hand. Wenn diese Blumen, sagte das liebe Kind, nicht Eures Busens Lechzen schon gekühlt haben, so trinkt! Nise, flüsterte der Herzog, glaube mir, meine Treue ist heller, schöner, klarer, als hier im Becher die krystallne Fluth; Du siehst, daß ich die Früchte Deiner Gespielin nicht angenommen, ich will sonst keine Früchte, als die, welche die Blüthen tragen werden, die Du mir gereicht! — Ihr habt die Blumen aus Laura's schöner Hand angenommen, entgegnete Bianka. Meine Hand, rief der Herzog, hat sie genommen, nicht mein Herz! — Fisberto! Sind das nicht Täuschungen? — Nein! Ewig Ernst! — Und warum trinkt Ihr nicht, Fisberto? — Meine Seele trinkt Deinen Glanz! — So nehmt den Becher und setzt die schönen Rosen hinein, sie möchten welken; wetteifern sie doch mit den Wangen der Gebieterin und mit der Gluth meiner Treue! — Genug, Nise! nimm die Rosen, wenn Du wünschest, daß sie im Glanz Deiner Blicke leuchten, nimm sie hin, und denke, diese Blumen sind mein Herz! — Blumen um Blumen, sagte Bianka süßlächelnd, Blumen gab ich Euch, Blumen

gebt Ihr mir! — O, Herz, siehst du das, flüsterte Idalie abgewendet, ach! keine Kunst weiß Liebe zu wenden, wenn die Sterne sie nicht verhängen, und nicht Alles vermögen Liebe, Geist und ein Weib!

Indeß der vermeinte Fisberto und die Liebliche, die der Herzog für Nise hielt, einander tausend anmuthige Worte und Blicke gaben, und Idalie nur darauf bedacht war, ihren Schmerz über das, was sie sah, zu verbergen, trat ein Diener des Herzogs in die Mühle, der ihm einen Brief überreichte. Diesen hatte der strafbare Fisberto geschrieben, der nicht länger die Ungewißheit zu ertragen vermochte, in welcher er über sein Schicksal schwebte, indem er nicht anders dachte, als daß der Herzog von Bianka Alles erfahren habe. In dieser Voraussetzung fleht er den Herzog um Gnade an, da er ohne seine Verzeihung das Leben nicht zu ertragen vermöchte. Sollt' ich gar nicht zu „entschuldigen seyn?" schrieb Fisberto, „Wie? wenn der Blick des Basilisken tö„dtet, wenn es Blumen giebt, deren Duft „berauscht und wahnsinnig macht, wie sollte „dem Rasenden nicht vergeben werden, dem „süße Blicke seiner Vernunft beraubt haben,

„und wie ganz anders als Blumenduft und „Basilisken-Blick ist der himmlische Zauber „der Schönheit! kennt Eure Hoheit nunmehr „doch selbst die göttliche Bianka und die „unwiderstehliche Macht ihrer Reize! O, „verzeiht einem Unglücklichen, der nur noch „ein Wort der Güte von Euern Lippen er„wartet, um mit gebrochnem Herzen von „der Heimath zu scheiden, der, irrend in „der Fremde kein Glück mehr finden, kei„nen Trost mehr genießen kann!“

Ernesto's noch eben so überseliges Herz fühlte sich durch die Entdeckung, daß Nise Bianka sey, wie von einem Blitzstrahl getroffen. Bianka, die Verworfene, Zuchtvergessne, die sich um die Gunst eines Pagen beworben, der ihre Schande öffentlich aussprach! Nicht minder schmerzlich war dem Herzog die Entdeckung vom Hochverrath Fisberto's, dem er stets so viel Vertrauen bewiesen, der von den Gaben seiner Huld bereichert war! Schmerz und Unwille raubten dem Herzog Sprache und Besinnung, er steckte Fisberto's Brief zu sich, und verhüllte sein Gesicht. Hoheit, sagte der bestürzte Diener, darf Euer Kämmer-

ling Fisberto vor Euch erscheinen? Er ist selbst hier im Thale, und flehte mich, ihm schleunig Leben oder Tod zu bringen. Er komme, sprach der Herzog dumpf, und würdigte die bestürzte Bianka keines Blickes. Idalie, die des Herzogs verändertes Benehmen sah, und die es ahnte, daß der Brief etwas enthalte, was ihn von dem räthselhaften Landmädchen entferne, in welcher ihr scharfsichtiger Blick etwas Höheres entdeckte, beschloß in ihres thörigten Herzens Ungeduld nun die letzte Mine springen zu lassen, und sich siegreich in ihrem Glanze zu zeigen. Sie eilte demnach in eine Kammer, woselbst Cephise mit ihrem Gepäcke ihrer Befehle harrte, und warf dort, so schnell es anging, ein grünes stralendes Kleid über; der Hut mit Reiherbusch und brillantner Nadel wiegte sich stolz und lieblich auf den dunkeln Locken, und das Gefunkel bunter Edelsteine und Armspangen erhöhte den Glanz ihrer schwarzen Augen. So ging sie hinunter und trat in das Zimmer, als eben der Herzog zu dem bebenden Fisberto gütig sagte:„Verzeihen ist süß, Fisberto, ich vergebe Dir! und wenn Dich die Hand dieser von Dir so heiß geliebten Bianka della Flor

beglücken kann, so will ich ein Fürwort für Dich bei ihr einlegen, die Huld, mit welcher sie mich, als ich Fisberto hieß, behandelte, verbürgt mir, daß sie den Herzog nicht umsonst bitten lassen wird!

Fisberto ließ sich vor Bianka auf ein Knie nieder, die sich todesbleich auf einen Sitz hingeworfen hatte; noch fand sie keine Thräne, so schwer lastete auf sie das Uebermaß des Schmerzes bei dem unerwarteten und schrecklichen Wechsel ihres Schicksals, dessen Ursach sie nicht begreifen konnte, da sie nichts von den Verläumdungen des falschen Cäsar wußte. Der Herzog wendete sein Angesicht von Bianka, um nicht der Gewalt zu erliegen, mit welcher die durch deu Schmerz himmlisch verklärte Schönheit des zarten Mädchens sein Herz bestürmte. In dem Augenblicke ersah der Herzog Idalie, die stumm und mit Herzklopfen dem Ausgange des räthselhaften Vorgangs lauschte. Sogleich erkannte er das Original des Bildes, welches der vermeinte Cäsar aus der Brust hatte fallen lassen, und zwar um so leichter, als Idalie dieselbe Jagdkleidung angelegt, in der sie im Bilde erschien. Bestürzt über diese neue Erscheinung rief der Herzog: wie

bin ich doch so ganz umgeben von Trug, Zauber und Liebe! Löset mir dies Räthsel, schöne Fee, denn wenn nicht Alles mich täuscht, seyd Ihr selbst die liebenswürdige Gräfin Amalfi, der ich so viele Huld und so manche Sorge um mich danke. Sicherlich war der Euch so täuschend ähnliche Jüngling, den wir alle beweinen, ein Bruder von Euch? o, sagt es mir, und entreißet mich den Zweifeln, die süß und bang mein wundes Herz bestürmen! Vom bösen Zauber der entschiedendsten Heuchelei, der arglistigsten Täuschung befangen, habe ich dem schönen unglücklichen Cäsar, den, wie Ihr wissen werdet, ein Sturz vom Pferde das Leben raubte, kaum eine Thräne geweiht. Nun habe ich Muße zu trauern, Muße Treue zu erkennen, und — zu lohnen! Alle haben mich getäuscht, von denen ich Treue erwarten durfte, möge mich bald ein reiner Trost erquicken, Idalie, wenn ich Euch theuer bin, keine Täuschung, ich flehe Euch darum, Wahrheit, damit ich von Zweifeln genese! Wie sollt' ich es Euch verbergen, antwortete Idalie erröthend; ich selbst war Cäsar, ich war Laurette, und ich bin es, die nun in ihrer eigentlichen Gestalt vor

Euch erscheint, Euch ihr Leben zu weihen. Das ist Wahrheit? rief der Herzog, ja, ich schwör' es Euch, Herzog, rief Idalie. Cäsar wart Ihr, rief Ernesto mit Entsetzen, wie, Ihr scherzt! Wo blieb die weibliche Sitte, und wo sind Eure goldne Locken geblieben? „Ach, das war falsches Haar!“ Ich fürchte, fiel der Herzog ein, es sey noch mehr Falsches im Spiel! kennt Ihr Nise? „Nein, Herzog!“ Kaum hatte Idalie dies Wort ausgesprochen, als Ernesto zu Bianka's Füßen hinstürzte, und mit dem vollen Laut der Liebe ihr zurief: arme, unschuldige Bianka, süße Nise, was hast Du von Haß und Liebe leiden müssen, und wie hat Dein Engel Dich geschützt! Nimm nun, meine edle Braut, meine Auserkorne, Hand und Herz Deines Ernesto's, und laß uns dem Himmel danken, der die Pläne der Arglist vereitelt, und die Unschuld beglückt!

Sprachlos reichte Bianka ihrem Verlobten die Hand, und wie versteint, wie vernichtet, standen Fisberto und Idalie vor dem seligen Paare.

Schöne Gräfin sagte der Herzog zu Idalie, glaubt nur nicht fürderhin, daß es Liebe war, die Euch zu allen diesen ver-

derblichen Wagnissen angeregt. Liebe, die vom Himmel ist, erwartet nur, was der Himmel über sie verhängt, Liebe baut auf ihren Stern, denn es ist ein Stern in der Liebe!

Die tiefbeschämte, nun in allen ihren eiteln Hoffnungen getäuschte Idalie ließ einen Schleier über ihr Angesicht fallen und begab sich stumm hinweg, da ein innerer Kampf ihre Lippe verschloß. Ihr folgte auf des Herzogs Wink Fisberto, um sie auf ihrer Rückreise zu geleiten.

Nun war Bianka mit ihrem Ernesto allein im grünumrankten Zimmer der Hütte, die goldnen Mondstralen schlichen sich durch die Blätter und die Stille des seligsten Abends umfing die Herzen mit Frieden. Vergessen waren die Störungen, ein unaussprechliches Glück, das die Herzen der Liebenden füllte, ließ nur süßen Erinnerungen Raum. Bianka blieb in der Mühle bis am andern Morgen, wo sie der Herzog mit Gepränge heimholte. Nun stralte die Holde auf Mantua's Fürstensitze, stets liebevoll und milde, die glückselige Mutter herrlicher Söhne, die Wonne Ernesto's und der Trost der Leidenden. Ihr Herz blieb im Glücke

sanft, demüthig und ergeben, und ihr Angedenken erlosch nicht ihrem Lande. Noch heut zu Tage blühen im schönen Thale jeden Frühling auf frischen Lippen mit den Rosen die Lieder wieder auf, die das Andenken ihrer Liebe feyern.

Die Burgen an der Ostsee.

Da, wo die wilden Gewässer der Oder einem kleineren Meere ähnlich, der Ostsee zuströmen — von ihren zornigen Fluten schäumend überdeckt — standen vor Alters zwei stolze Vesten, die Ludwigsburgen genannt. — Das Kreidegestein des Ufers, hier in eine Doppelhöhe sich spaltend, trug auf seinen Gipfeln, die wie Zwillingsbrüder in die gleiche Last sich zu theilen schienen, die zwei Felsenschlösser, deren verwitterte Hallen durch Mauerbilder und andere trübe Markzeichen auf die graue Heidenzeit deuteten, aus deren Schooße sie hervorgegangen waren. —

Die Besitzer dieser Stamvesten, gewöhnlich nur die Ludwigsburger genannt, waren Zweige eines Geschlechtes, doch seit Jahr-

hunderten einander verfehdet, und nur noch in dem gemeinsamen Stolz auf glorreiche Vorfahren verbunden, deren einige schon unter Heinrich dem Löwen — der Geißel der Wenden — tapfre Christen-Schaaren in den Kampf führten: andre nicht minder eifrig im Vertilgen der Feinde des Glaubens, begaben sich zu den Heeren des Kreuzzugs, zu welchem Pabst Honorius auch die Völker des Nordens in den Orient entbot; spätere fochten, in den Geschwadern der Heermeister des deutschen Ordens, gegen die heidnischen Litthauer — und selbst in den neuern Zeiten hat die Tapferkeit dieser Ritter in den blutigen Gefechten geglänzt, zu welchem die Herzöge von Meklenburg des starken Arms ihrer Nachbarn begehrten.

Auch waren in Mitte der Kriegs-Drangsale, welche schwedische Völker zuerst an die deutsche Küste verlockten, die Ludwigsburger, bereits zur Fahne des deutschen Glaubenshelden Doktor Martin Luthers übergetreten: gleich nach Beginn der so glorreich unterstützten Glaubensreinigung, dem Beispiele der edelsten Fürsten und Ritter in norddeutschen Landen, auf beiden Stammvesten nachfolgend. —

Noch lange über diesen kriegerischen Zeitpunkt hinaus erhielt sich am Gestade der Ostsee eine Sage aus grauem Heidenthume, welche die Blüthe des Stammes der Ludwigsburger bis auf eine gottlose Königin der Wenden, Slavina, zurückführte, die einst in sträflicher Liebe für einen schönen Frankenritter entbrannt, nach diesem ihrem heimlichen Buhlen zwei ihrer Vesten am unwirthbarsten Gestade des Meeres benannte, welche dem Fremdling zum verborgenen Aufenthalte gedient hatten.

Die Chronik fügt noch hinzu, wie die grausame Königin, welche selbst ihres rechtmäßigen Ehegemals nicht geschonet, als sie des fränkischen Ritters überdrüßig geworden, denselben unbarmherzig mit eigenen Händen tödtete, und sein Haupt aus dem Giebelfenster eines Bogenganges, welches noch jetzt an der Westseite des einen der hohen Felsengemäuer zu schauen war, tief hinab in die See schleuderte; des gemordeten Ritters Grab aber in die Kluft des Kreidefelsens, von dessen Doppelhöhen die beiden Ludwigsburgen in das Land hinabschauten — gleichsam ein Spiel den Meereswellen habe einhauen lassen.

Unheimlich dünkte den Seefahrern, welche diesem Ufer sich näherten die wunderlich gespaltenen Zinnen auf dem weißen Gestein, deren eine das Antlitz nach Osten, die andre hingegen den zackigten Giebel nach Westen gerichtet, aus den Nebeln der Seeküste dräuend emporstiegen. —

Noch Schrecken erregender aber waren dem Ohre die Gewässer der Brandung, in Mitte des Felsens, welche, das niedrige Steinlager durchbrechend, zwischen den Burggemäuern oft bis zu den Gärten im Rücken der Burgen tief in die Ebene hinein vordrangen, mit furchtbarem Tosen an die Schloßpforten anschlugen, und schäumend wieder in den Abgrund versanken.

Und gleich als ob der Osten und Westen, in geheimnißvoll sich anfeindenden Fernen, auch auf die Bewohner der Schlösser, hier nach jenen Weltgegenden bezeichnet, ihre entzweiende Gewalt ausüben wollten, sahe man einen nie erlöschenden Haß auf diesen Steinmassen wohnen, der von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, der gewisseste Nachlaß war, welchen das erlöschende an das neuerblühende vererbte.

Doch nur von der Seeseite trugen die

Ludwigsburgen das schauerliche Gepräge der Unwirthbarkeit und Oede, tiefer ins Land vereinigte sie, an beide Burggärten sich anschließend, ein freundlicher Anger; nach allen Seiten hinaus den Anblick reicher Waizenfelder und heerdenbedeckter Triften gewährend. In weiterer Entfernung aber entdeckte das Auge einen mächtigen Eichenwald, der die äußerste Grenze der Ländereien und Dorfschaften in unabsehbarem Halbkreise umgab. —

Allein, wenn selbst dieses ehrwürdige Dickicht, das wie mit schützenden Armen beider Burgherren Besitzthum gleich innig umschlossen hielt, zu freundlicher Genossenschaft die Stammverwandten hätten auffordern sollen, so ward eben dieses stattliche Waldrevier nur ein Grund mehr zur Befehdung; ein immer zur Hand stehender Vorwand sich entweder hinterlistig oder mit offener Gewalt zu bekriegen.

Hierzu kam noch zu Gunsten der östlichen Stammburg der Vorzug eines bequemern Landungsplatzes an dem diſſeitigen Vorſprunge des Ufers. welchen der westliche Burgherr entbehrte, während der östliche steten Verkehrs, besonders mit schwedischen Handels-

leuten sich rühmte, die schon in den ältesten Zeiten so oft ihre Fahrzeuge zwischen den Inseln hindurchkreuzten, die wie treue Wächter an diesem Theile der Küste gelagert sind, auf die sichere Bucht am Fuße der östlichen Bucht lossteuerten, und von dem dortigen Besitzer Getraide, Schlachtvieh, Brennholz oder sonstige Bedürfnisse zu erhandeln die Gewohnheit hatten.

Der westlichen Höhe getraueten dagegen die fremden Fahrzeuge nie sich zu nähern, und die gefährliche Strömung an der jenseitigen Krümmung des Gestades ward selbst von Schnellseglern mit gutem Vorbedachte für immer gemieden.

Witzla und Werle, zwei Brüder des östlichen Stammhauses, ererbten gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, durch das Aussterben der westlichen Verwandten, die Herrschaft auf beiden Schlössern. — Sie hatten, wie Brüdern geziemt, in herzlicher Eintracht neben einander im Vaterhause gelebt, und man durfte hoffen, mit diesen werde das Gespenst der Zwietracht ablassen vom alten frevelhaften Verkehre!

Beide Jünglinge waren hellen Geistes,

rüstiger Leibeskraft, jedem Schlechten abhold; beide des Jagdspeers wie der Armbrust gleich mächtig. Wenn es daher einmal Friede gab am Ostseestrande, welches die unruhigen Nachbarn nur selten zuließen, so gewahrte man Witzla und Werle jederzeit beisammen, als treue Gefährten der Jagd, die Füchse in ihren Löchern, Wolfe und Eber nach dem Fleische ihrer Heerden lüstern, ihrer vereinten Geschicklichkeit nie fehlende Beute.

Auch hatte die Verschiedenheit der Sinnesart beider Brüder dereu gegenseitige Liebe nimmer gestört. Denn Witzla, leichtbeweglichen Muthes, offenbarte nur zn unverkennbar Weichheit der Gefühle in Rede und Blick. Werle dagegen mit dem Gepräge des Ernstes auf der krausumlockten Stirn, war leicht zu erzürnen, und nur selten zugänglich Worten der Versöhnung, sein Herz in eherner Brust.

Dennoch, wenn jetzt unter Hirten und Ackerleuten der so nah an einander liegenden Felder und Weideplätze Streit ausbrach, worüber unter den Vorfahren gewöhnlich bis zum Blutvergießen es gekommen war, so geschahe unter Witzla und Werle, jede Ausgleichung nur immer im Guten.

Daher auch oftmals beim Jagen die Brüder so trauter Herzenseinigkeit sich erfreuend, den Entschluß wiederholten, mit Nächsten selbander in die Fremde zu ziehen, sowohl um die feineren Sitten der westlichen Provinzen des deutschen Vaterlandes, damals dem Ostseestrande, an gar vielen Orten noch unzugänglich, kennen zu lernen, als auch von dorther, wo möglich ein Jeder, die künftige Hausfrau sich zu erwählen, weil beiden Jünglingen es dünkte, als ob wohl am Besten ein herziges Weib im Stande seyn möchte, die Einsamkeit auf ihren einsamen Vesten, durch liebreiche Pflege, und sinniges Gespräch in Ehrbarkeit und anmuthvoller Sitte ihnen erfreulich zu machen, da ohnehin ein unerwünschter Friede die Oede des rauhen Seegestades den Jünglingen noch fühlbarer machte.

Sehr willkommen kam daher den Beiden in solcher Stimmung die Einladung ihres erhabenen Gönners und Taufpathen, eines Landgrafen im Hessenlande, zu einem Lustlager, welches derselbe zu Ehren einer sehr edlen Anverwandtin, der Gräfin Margareth und ihrem wunderschönen Töchterlein,

der holden Gabriele aus Lothringen, auf seiner Burg veranstalten wollte, und wobei der lebenslustige Greis unter vielen andern Rittern und Herren die Söhne eines alten Jugendgenossen und Waffenbruders nicht hatte vergessen wollen.

Sehr erfreut nun außer fröhlichen Gelagen bei Waffenspiel und Ritterübung, in Mitte der edelsten Gäste, auch schöne Frauen dort in Menge zu finden, wie die Einladung ausdrücklich besagte, zogen daher Witzla und Werle von ihren Burgen hinab, zuerst in das offne Land an der Elbe, dann das Harzgebirg hinunter durch Thüringen, wo Berg und Thal so anmuthig wechseln; von dort aber nach Hessenland, wo sie von dem biedern Landgrafen als Söhne seines liebsten Freundes gar gnädig empfangen und den hohen Anwesenden geziemend vorgestellt wurden.

Allein es war den beiden Brüdern nicht gegönnt, so herzenseinig wieder in die Heimath zurückzukehren, als sie davon hinweggezogen waren! Recht wie zum Unheil fiel beider Junglinge Wahl einer Braut, auf ein und dasselbe Fräulein; die schöne Gabriele aus Lothringen — auf deren Reizen die Bli-

cke fast aller Männer, im Kreise der Gäste, der Alten wie der Jungen, ja des lebenslustigen Landgrafen selbst wie gebannt schienen.

Auch verdienten so Mutter wie Tochter die überall ihnen wiederfahrende Auszeichnung während des Lustlagers um tausend Ursachen willen. Denn obwohl Frau Margareth samt ihrem Töchterlein keines andern Besitzthums an irrdischen Gütern sich erfreuten, als eines nur beschränkten Wittwensitzes an der Mosel, und einer geringen Aussteuer, im Fall das Fräulein einst sich verehlichte, so ward doch Frau Margereth, sowohl der vielen hohen Verwandten wegen, die fast an allen Höfen Europa's sie zählte — sie selbst gehörte zu einer Seitenlinie des lothringischen Fürstenhauses — als auch ihrer hohen Geistesgaben und edler Sitte wegen, nicht allein von weltlichen Potentaten und Großen, sondern auch von geistlichen Fürsten, Kardinälen und andern Häuptern der Kirche im In- und Auslande gar höchlich geehrt: so daß, wohin nur immer an fremden Hofhaltungen in deutschen wie französischen Landen Frau Margareth samt Gabrielen sich begeben wollten, sie Beide, wenn gleich nicht durch Gold und Juwelen,

sondern nur durch den Schimmer der fein- sten Sitte glänzend, überall sehr ehrenvoller Aufnahme und gar mannichfacher Auszeich- nung sich erfreuen mochten.

Freilich hatte Frau Margareth in einem so zerstreuten, meistentheils auf Reisen ver- wendeten Leben, nur hie uud da ihres ein- zigen Töchterleins Unterricht und Erziehung zu bedenken, die Zeit übrig gehabt, Um so mehr war der lebhafte Geist und das einneh- mende Betragen des Fräuleins, ein Gegen- stand reger Bewunderung! — Die holde Schwätzerin von der Hauptstadt des Fran- kenlandes und dem Zauber der Ergötzlichkei- ten im Innern der königlichen Palläste da- selbst, nur erzählen zu hören, war dem Zu- schauer fast ein größrer Genuß, als das Anschauen jener Herrlichkeiten selbst ihm ge- wesen seyn würde.

Unter diesen Umständen schien es denn wohl kein Wunder — wenn beiden Ludwigs- burgen, nachdem was bis dahin ihr Vater- land am Gestade der Ostsee an Hausfrauen auf Ritterburgen ihnen gezeigt hatte, der Gedanke — ein Wesen gleich Gabrielen als Eheweib heimzuführen, der Himmel auf Er- den dünken mußte! — Auch waren dem

holden Kinde aus dem Munde ihres Vettern, des Landgrafen — der wie seinem Augapfel dem reizenden Mühmchen gewogen war — nicht sobald die Bewerbungen der beiden Ludwigsburger, der reichsten und unabhängigsten unter den Jünglingen, die bis jetzt noch dem Fräulein als ernstliche Freier genahet — zu Ohren gekommen, als die Lebhafte schnell, wie gewöhnlich jeder ihrer Entschlüsse, ins Werk gerichtet ward, für den Jüngern, Witzla, sich entschied: ja sie fühlte ihr Herz zu dem hohen, blondgelockten, aus den schönsten blauen Augen sie schwermüthig anblickenden Jüngling, so heftig gezogen, daß auf Bitten des edeln Wirthes, noch während des Lustlagers in seinem Land die schöne Gabriele dem Witzla zum ehelichen Gemahl angetraut ward. — Doch erst nach mehreren Monaten im Rausche der ausgesuchtesten Ergötzlichkeiten hingebracht, durfte die holde Muhme seine Hofhaltung verlassen und an der Seite des jugendlichen Gemahls zur Reise in dessen Heimath sich anschicken.

Werle jedoch hatte dieses Ereigniß nicht abgewartet. — Mehrere Tage bereits vor der Vermählung seines jüngeren Bruders be-

fahl er, seinen schnellsten Renner zu satteln, und sprengte, ohne Abschied zu nehmen, aus dem Burgthor. Auf immer war zerstört das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Bruder, worauf in der Heimath jede schönere Hoffnung so gläubig gestellt war. —

Mit einer Auswahl der kostbarsten Geräthschaften, samt einem zahlreichen Gefolge von Edelknaben, Spielleuten, Sängern, Baukünstlern und Frauen — unter welchen sich auch Gabrielens vormalige französische Hofmeisterin befand — gelangte die schöne Lothringerin an der Seite des entzückten Witzla gleich einer reizenden, aus südlichen Auen hieher geflüchteten Mährchengestalt an die Grenze ihrer neuen Heimath! — Hier am rauhen Seegestade, von Nebeln eingehüllt, den einsamen Wohnsitz auf einer öden Bergveste mit all den feinern Ergötzlichkeiten zu vertauschen, welche bis dahin ihrem Leben Glanz und Farbe geliehen.

Doch so viel als möglich von dem, was jene Lande schmückt, worin Gabriele als Jungfrau erwuchs, der neuen Heimath zuzuführen, schien des Fräuleins angelegentlichste Sorge gewesen zu seyn.

Ihrer Umsicht allein hatte Witzla es zu verdanken, wenn in seinen dunkeln altergrauen Bergschlosse, von nun an nur wenig von den Bequemlichkeiten und Eitelkeiten zu vermissen war, womit vor allen das sinnreiche Volk der Franken, die ihm benachbarten deutschen Länder, von je an dienstfertig, wenn gleich zu ihrem Verderben, zu versorgen bemüht war. —

Die Maulthiere und Saumrosse, welche mit dem Gepäck des Fräuleins und ihrer Dienerschaft beladen, schweren Schrittes der Westburg sich näherten, trugen daher wohl so recht eigentlich den Ertrag von Witzla's Fluren und Triften auf viele Jahre im Voraus! — —

Es war aber nahe an der Zeit, da der Czaar Peter der Große von dem Waffenglücke seines jugendlichen Gegners, Karls des Zwölften von Schweden, fast bewältigt, im hefteigsten Kampfe der Gegenwehr seinen Unterthanen befahl, am Rande des Ladoga-Sees eine neue Stadt zu erbauen.

Bald nach dem großen Tage bei Narva, an welchem Karl obsiegte, gefiel es Petern, hoch im Norden auf schwedischem Grund

und Boden selber, den neuen Grundpfeiler des Herrscherthums im Osten sich erheben, und eine Schöpfung aus Sümpfen hervorgehen zu lassen, welche in festen Boden zu verwandeln, Greise und Kinder in ihren Schürzen die dürftige Erde herbeitrugen, bestimmt der Herrlichkeit russischer Macht zum Fußgestelle zu dienen.

An diesem Orte hin — nach fast zehnjährigen Reisen in den nordischen Staaten Europa's und ohne während dieser Zeie der Heimath anders als durch schriftliche Befehle nahe zu seyn — hatte der erzürnte Werle sich begeben. — Anfangs um in den Geschwadern zu fechten, welche Peter nach Polen vorrücken ließ, gegen Karl, der dort mit wahrhaft königlichem Muthe die Sache des vertriebenen Monarchen, Stanislaus Lescinsky, vertheidigte; — späterhin aber noch einmal vom Gewühl der Arbeiter angereizt, welche aus allen gebildeten Theilen der Welt, hier um sich zu versammeln, dem großen Russenhorte geglückt war.

Hier sahe man den Czaar selber, die Axt oder das Winkelmaas in den Händen, oder mit dem Schurzfell umgürtet, den Schiffszimmerleuten die Vortheile lehren,

worin einst sein holländischer Meister ihn selbst unterrichtet hatte.

Da nun hier Fremde wie Einheimische täglich Augeuzeuge davon seyn konnten, wie dem Selbstherrscher aller Reußen das Schiffszimmern wacker von Händen ging, und auch Werle unter den Zuschauern sich befand, des Kriegshandwerks müde, und große Lust in sich verspürend, die Kraft der deutschen Arme mit den kaiserlichen zu messen, so säumte derselbe keinesweges, einst zu guter Stunde dem Czaare die Bitte vorzutragen, an des Monarchen Seite ebenfalls die Schiffbaukunst erlernen zu dürfen.

Peter war gar nicht karg mit seinem Unterrichte. Er wäre gar gern der Lehrmeister nichl blos Einzelner, sondern aller Völker der Erde geworden. Werle erhielt sogleich von ihm Anweisung, die Balken eines schwimmenden Gebäudes, dessen Vollendung der Czaar ihm aufgab, zn behauen und richtig zusammen zu fügen, und nicht eher ruhete der ungeduldige Lehrer, bis nach manchem mühvollen Tagewerk standhafter Arbeit der Ludwigsburges die schwierige Aufgabe gelöst, und vom lauten Hurrah der Matrosen und Werkleute begrüßt, sein neues

Schiff vom Stapel hinab in die See getrieben hatte.

Auf den heimischen Burgen an der Ostsee ward indeß kein so tüchtiges Werk im Laufe der Zeiten hervorgebracht! —

In Witzla's Burgsälen verdrängte noch immer wie in den ersten Monden von Gabrielens Hierseyn ein Festgelag das andre.

So verstrich ein Lenz, ein Sommer und Winter, um dem folgenden Raum zu machen.

Es hatten neue Gebäude hinter dem Burggärten aufgeführt werden müssen, die Zahl der Gäste zu fassen, welche unaufhörlich aus allen Gegenden Deutschlands hieher gezogen kamen, mit dem Burgherrn der Jagdlust froh zu werden, und zugleich die Wunder anzuschauen, welche die schöne Lothringerin weit umher im öden Küstenlande so sinnreich hatte erstehen lassen.

Gesang und Saitenspiel erfüllte die rauhen Lüfte! In unzählbaren Treibhäusern glüheten die Früchte und Blumen Spaniens und Italiens. Die würzreichen Düfte glücklicherer Himmelsstriche durchströmten die alten, für Mann und Roß undurchdringlichen

Waldungen. — Viele der hohen Forsten, seit Jahrtausenden die Zierde und der Reichthum dieser Besitzungen, fielen bereits unter den Streichen der Axt; theils um das aus dem Verkauf der edlen Baumstämme gelöste Geld mit zu den Ausgaben zu zählen, welche die rastlose Hausfrau zu neuen Schöpfungen aufwendete, theils um nicht länger der Kunst hier im Wege zu stehen, womit Gärtner, Architekten und Steinmetz die Ebene zu schmücken unternahmen. —

Gabriele schien im rechten Ernste sich vorgenommen zu haben, die rauhe Seeküste in einen französischen Lustgarten umwandeln zu wollen; — mit künstlichen Hecken, Wasserhäuschen, schalkhaften Statuen, fliegenden Brücken, chinesischen Glockenthürmchen und andern wunderlichen Zierrathen.

Doch einen tiefern Grund als jenen Leichtsinn, der ihrer frohen Jugend Gefährte gewesen war, durfte Gabriele, wenn sie jetzt als Mutter eines heranwachsenden Sohnes in ihr Inneres blickte, sich angeben für dies Hingeben an jeden ihrer Einfälle: denn tiefe Bangigkeit war, was Andern leichtsinniges Spiel dünkte.

Wer hätte aber auch einst am Hofe des

Hessen-Landgrafen die junge Braut warnen gekonnt, vor dem Grauen, welches beim ersten Eintritt in die westliche Ludwigsburg sie empfangen werde, als der verborgene aber rechte Inhaber dieser Veste? —

Zwar stand Gabriele, ohne einen Laut des Schreckens zu äußern, beim ersten Eintritt in die schauerlichen Gemächer der obern Stockwerke, wo noch heidnische Götzenbilder in schrecklich verworrener Menschen- und Thierbildung, samt andern riesigen Gestalten, wie der rohe Meißel der alten Wenden zu bilden sie pflegte, von der Diele an bis hoch an das Gesims den altergrauen Wänden theils eingehauen waren, theils als Pfeiler dem Gesimse zur Stütze dienten.

Auch war es der jungen Hausfrau ernstlicher Vorsatz, die mitgebrachten fremden Baumeister und anderen Künstler sobald als möglich auch in diesen abgelegenen Sälen schickliche Veränderungen vornehmen zu lassen. Weil aber die Arbeiter unaufhörlich an mehr in die Augen fallenden Plätzen vollauf zu thun hatten, und einem alten Herkommen getreu, jenes obere Revier der Westburg nur von den Wärterinnen mit den Kindern bewohnt ward, so unterblieb die beab-

sichtete Umgestaltung in diesen Räumen von Jahr zu Jahr, und selbst, da Gabriele Mutter geworden, wußte sie der peinlichen Furcht, die sie gar häufig bei dem Eintritt in jene schauervollen Räume überfiel, durch den stillen Vorsatz abzuhelfen, die Kinder in ihren entlegenen Wohnungen lieber ganz allein den Wärterinnen zu überlassen, als durch den Anblick der gräßlichen Mauerbilder, die dort alle Wände füllten, sich immer wieder von neuem schrecken zu lassen.

Witzla jedoch, wenn er des Kriegsruhms gedachte, welchen seinen Gedanken nach der mannhafte Werle jetzt einernten mochte, fühlte oft sein Gesicht mit hoher Glut überzogen; gleich als röthe Schaam ihm die blassen Wangen, deren Jugendglanz noch vor der Zeit völlig zu verschwinden drohete!

Längst hatten dem sorgenvollen Hausvater die vielen unnützen Verschwendungen in der Verwaltung seiner Besitzthümer zum Kummer gereichen müssen!

Vor allen aber füllten trübe Gedanken sein Herz, wenn beim Anbruche eines neuen Frühlings, nach wildvergeudeten im Schwarme übermüthiger Gäste ruhelos hingebrach-

ten Winter-Monden, der Hausherr am Morgen von seiner Burg hinab in's Freie stieg; überall vernachlässigte Aecker entdeckend, und die verheerten Waldungen vor sich aufgethan sehend!

Mit Recht entstiegen dann schwere Seufzer seinem beunruhigten Herzen, und doch vermochte der allzu Nachgiebige nicht dem Unwesen zu steuern.

Nur wenn er gewahrte, wie seine ehemals so ergiebigen Heerden. längst schon der besten Weideplätze beraubt, immer wieder von neuem müßigen Prunkgebäuden weichen mußten, und das verscheuchte Wild, die gelichteten Forsten meidend, auf Saaten und Gartenäckern umherirrte, so erbleichte sein edles Antlitz im Gefühle der Schuld; er versuchte vom Felde rückkehrend dann wohl ein herbes Nein, wenn die unermüdlich schöpferische Einbildungskraft der Gemahlin mit neuen kostspieligen Verschönerungs-Planen ihn empfing; doch der Kraft entbehrend, im Versagen zu beharren, begnügte er sich, sein Jagdgeschoß von der Wand zu nehmen, und an Wölfe und Eber den brennenden Unmuth auszulassen: — deren gierigster Hunger jedoch nie so viel Schaden anrichten konnte, als die reizen-

den Lippen der Lothringerin, wenn süße Worte der Ueberredung und der schmeichelnden Bitte davon hinabglitten.

Die schöne Gabriele hatte ihrem Gemahle mehrere Söhne geboren, von denen jedoch nur der älteste, nach einem großen wendischen Vorfahren Gunzellin geheißen, beim Leben erhalten werden konnte; — weshalb Frau Margareth, die verständige Großmutter auf ihrem Wittwensitze an der Mosel, des einzigen Enkels Pflege und Erziehung bald nach Verlauf von dessen zehnten Lebensjahre selbst zu übernehmen begehrte; bezweifelnd, daß an der Ostsee die gehörigen Mittel zu leiblicher wie geistiger Ausbildung ihres Söhnleins, gleich wie in Lothringen sie vorhanden, den Eltern sich darbieten möchten.

Da nun der Knabe Gunzellin an der Hand dee französischen Hofmeisterin, welche diese Gelegenheit, ihrem werthen Vaterlande wieder nahe zu kommen, längst schon im Auge gehabt hatte, vor der Großmutter erschien — entsetzte Frau Margareth sich gar höchlich über den Anblick, denn auch nicht einen Zug der edlen Eltern vermochte sie an dem bleichsüchtigen, aus tückischen Augen

hervorschielenden Knaben zu entdecken, dessen Wuchs eben so mißgestaltet zu werden drohete, als die Züge seines Antlitzes greisenhaft und verstört waren.

Die Französin aber säumte nicht, von dem Vorwurfe, der dieses Umstandes wegen sie selbst hätte treffen können, durch die heftigsten Klagen über Klima, Nahrung, häusliche Einrichtungen und Beschäftigungen der Völker am Ostseestrande, die sie Barbaren nannte, Frau Margareths Vorstellung abzuziehen, welche bald sich geneigt fühlte, diesen Umständen einzig und allein die vernachlässigte Bildung ihres Enkels so leiblich wie geistig zuzuschreiben.

Auch konnte der Gräfin ein Irrthum solcher Art nicht eben sonderlich verargt werden, da sie genauer bekannt mit den Nachbarn im Westen, als mit dem lieben deutschen Vaterlande, die Ostseeküste vielleicht ganz in der Nähe von Sibirien, oder wohl gar Novazembla sich denken mochte.

Doch auch Werle's Schicksale in Rußland möge der Aufmerksamkeit des Lesers nicht gänzlich entschwinden! —

Einst als derselbe wie gewöhnlich auf den

Werften neben dem Kaiser sein Zimmergeräth handhabte, trat plötzlich ein stattlicher Abgesandter vor dem Czaar, ihm Kunde bringend von der Czaarin, die so eben mit ihrem Gefolge zu einem Besuche der neuen Kaiserstadt nahe.

Peter verließ sogleich den Zimmerplatz und befahl Werlen, ein Gleiches zu thun. Beide eilten den Ankommenden entgegen.

Da geschahe es, daß der Anblick einer jungen Moskowiterin, im Gefolge der Czaarin, Werles kräftiges, seit Gabrielens ihm Sinn und Herz berückendes Bild daraus verschwunden, nie wieder dem Zauber weiblichen Umgangs sich hingebendes Gemüth mit so wunderbarer Freudigkeit erfüllte, daß der Entschluß in ihm reif ward, die hohe moskowitische Jungfrau, falls ihre und der kaiserlichen Herrin Einwilligung ihn beglücke, als sein Weib in die langgemiedne Heimath zu führen. —

Peter selbst aber war der Freiwerber, und so zögerte die Stattliche nicht lange, ihre Hand vor dem Altare der noch unvollendeten Hauptkirche in der neuen Stadt am Ladago in Werle's treue Rechte zu legen, dem der Osten vergütigte, was einst seinem

hochfahrendem Sinne im Westen unerträgliche Schmach gedünkt hatte.

Doch erst uach Verlauf eines Jahres, als die Moskowiterin den wackern Gemahl bereits mit einem Erben erfreut hatte, entließ der edle Czaar seinen fleißigen Lehrling; die reiche Mitgift der Russin, Werle's Gemahlin, mit wahrhaft kaiserlichen Gaben vermehrend.

Es ward aber noch vor der Einschiffung zwischen dem Czaar und dem östlichen Ludwigsburger ein Vertrag zu dauernden Handelsverkehr abgeschlossen, welcher auf der ununterbrochenen Zufuhr von Schlffbauholz und anderen Kriegsbedürfnissen beruhen sollte, womit Werle seine selbst erbaueten Fahrzeuge alljährlich zu befrachten und dieselben getreulich dem russischen Heere zuzuführeen gelobte.

Schon zeigte sich den sehnenden Blicken des Heimkehrenden — der, ungeduldig auf dem Verdecke stehend, heut' gegen seine Gewohnheit den Bootsleuten das Steuer überlassen hatte — die Höhe des Felsens, welche beide Stammburgen trug! — Schon nahet das Schiff der sichern Bucht des östlichen Vorsprunges; jetzt ergreift Werle das Steuer,

noch eine kühne Wendung und es gleitet hinein. — Milde Frühlingsschimmer durchstrahlen die ruhige Fluth! Heil bringende Vorzeichen dünken dem Ankommenden die leiser brausenden Gewässer der Brandung: nicht wie gewöhnlich mit donnerndem Getöse an das Burggemäuer geworfen. — Wehmüthig gedenkt Werle des länger als zehnjährigen Grolles gegen den Bruder! — Glückliche, sind so leicht zur Versöhnung gestimmt! —

Da schallt plötzlich Todtengeläut an Werle's Ohr; der erste Laut aus der Heimath, welchen dienstfertige Lüfte ihm entgegentragen! Nur leise rauschen die Wellen und feierlich tönen Gesänge der Nonnen aus einem jenseitigen Kloster herüber, dessen stille Mauern, einem alten Vermächtuisse zu Folge, zur Begräbnißstätte der Ludwigsburger bestimmt waren.

Die schöne Gabriele hatten sie begraben! ein früh dahinsinkendes Opfer der Thorheit, die leichtfertige Kleidung mit den übrigen Gewohnheiten der Französinnen an dem rauhen Ostseegestade eingeführt zu haben.

So eben kehrten die Nonnen der Mirislava — einem Fräulein aus dem Stamme er Ludwigsburger, welche tief in Waldes-

dunkel dies stille Kloster einst gründete — aus dem Grabgewölbe, wo die schöne Hülle der Lothringerin zum tiefen Schlummer vor ihnen eingesenkt ward, zu den Chören ihres Gotteshauses zurück.

Witzla — von des geliebten Weibes Bestattung zum Meeres Ufer sich begebend — trat in denselbem Augenblicke aus den Pforten der Westburg. — Jeder Orgelton vom Kloster herüber war ihm ein Schwerdt durch die Brust, und doch ließen die langsam daherwogenden Klänge, den Gesang der Nonnen so rührend begleitend, ihn nicht weichen von dieser Stätte.

Da schauten seine Thränen umwölkten Augen über die spiegelhelle Flut hinaus, und erblickten das stattliche Fahrzeug, wie es am östlichen Burgthor so eben die Anker auswarf. — Eben trat der Bootsmann an's Ufer; die Mannschaft begann ihm zu folgen.

Witzla erhob die Stimme, den Schiffsleuten einige Worte zuzurufen, vermeinend, das Schiff gehöre Handelsleuten, die hier neue Ladung an Waizen oder sonstigen Mund-

vorrath einzunehmen gedächten. — Doch sein Ruf verhallte, ohne gehört zu werden.

In diesem Augenblicke sah der Erstaunte aus dem hintern Schiffsraum eine edle ritterliche Gestalt hervortreten. Den stämmigen Leib hielt ein russischer Pelz vor der Seeluft geschützt; aber das Haupt war entblößt und in dem krausgelockten Haare spielte der Morgenwind. Witzla bemerkte, wie die Gestalt von Gesundheit und Freude überstrahlt war.

Ein bildschönes Weib in russischer Nationaltracht verließ am Arme dieses Mannes das Fahrzeug. Lange blonde Haarflechten hiengen der hohen Frau bis tief zu den Fersen hinab. Sichern Schrittes erstiegen die Ankommenden das lockre Gestein bis zur Burghalle. Einige Diener folgten, andere brachten schwere Ballen aus dem geräumigen Fahrzeuge an das Land, dessen Fracht von unschätzbarem Werth schien. —

Wie aus einem Traume erwachte da Witzla.

„Das ist ja Werle!“ sprach er dumpf in sich hinein, wie einer, der verborgenen Unrechts sich bewußt ist, und verließ das Gestade.

Gleich nach wenig Stunden der Ruhe ging nun Werle hinaus, die ihm zugehörenden Fluren und Saatengefilde zu überschauen und mit den Vögten sich zu besprechen, denen, während seines Aufenthaltes beim Czaare, er die Aufsicht über sein Gut anvertraut hatte. — Gern hätte der tief Ergriffne sogleich auf die Westburg sich begeben, die Hand des Bruders zu fassen, und über Gabrielens Verlust Worte des Trostes ihm zuzurufen. Doch verbot es ein dunkelahnendes Gefühl der Nichtigkeit eines solchen Schrittes, und vornehmlich die Beschämnng, den nun so tief Gebeugten, für sein kurzes Glück an der Lothringerin Seite, vom Schicksal allzu hart bestraft zu wissen; — doch hoffte Werle seinen Bruder bald einmal auf den gemeinsamen Auen oder im Forste zu begegnen, und dann von ohngefähr ein herzliches Wort ihm zu gönnen.

Allein, da er jetzt auf die Ebene hinter den Burggärten gelangte, die unzähligrn Veränderungen daselbst wahrnahm, und auch seine eignen Reviere auf die nachtheiligste Weise völlig umgestaltet erblickte, da begann der Zorn rothglühe Flammen über Stirn und Wangen ihm zu gießen; schweigend lieh

er sein Ohr den Klagen der Vögte über den Ruin auf Triften und im gemeinsamen Waldgehege; doch sein ganzer Leib zitterte und die Faust ballte sich krampfhaft. Mehr und mehr offenbarte sich des verschwenderischen Unfugs: — da öffneten sich seine bebenden Lippen! ein furchtbar drohendes Wort gegen den Bruder drang hervor; doch die fromme Gemahlin schlang ihre weißen Arme um seinen Hals, mit Thränen erstickter Stimme Schonung für Witzla erflehend!

Doch wenn auch die Wallung sich legte — an Aussöhnung unter den Beiden war hinfort nicht mehr zu denken. Um Gabrielens willen hatte der leicht zu Verletzende dem Bruder gegrollt — um seines schlecht geordneten Haushaltes wegen verachtete er ihn, und die Worte der Milde aus dem versöhnlichen Herzen der Gemahlin vermochten nicht dies zu ändern.

Mit stumpfer Gefühllosigkeit hatte indessen auf dem Schlosse an der Mosel der Knabe Gunzellin — unter Frau Margareths Aufsicht nunmehr fast zum Jüngling gereift — die Nachricht vom Tode seiner schönen Mutter aufgenommen: und selbst der Anblick des tiefen Kummers der Gräfin über den frühen Hintritt der

reizenden Gabriele, vermochte nicht sein hartes Gemüth zu erweichen.

Etwas mehr Eindruck schienen Werle's Begebenheiten und die Gnadenbezeugungen, womit der große Czaar den reichen Ohm in Petersburg überschüttet hatte, auf das vor allen dem Geize sich ergebende Gemüth des Knaben hervorzubringen. — Denn Witzla säumte nicht, jedweden Vorfall an der Ostsee ungesäumt nach Lothringen zu berichten, von der welterfahrnen Schwiegermutter Lehr' und Rath begehrend, und Werle's Strenge ihr klagend, der seit seiner Rückkehr vom Czaar gar hart gegen ihn verfahre; genaue Rechenschaft fordernd von dem Ertrage der gemeinsamen Waldungen und Aecker!

Frau Margareth pflegte über derlei Nachrichten gar misfällig das Haupt zu schütteln, vermeinend: der reichere Bruder sey gehalten, des ärmeren zu schonen, zumal wenn die Hand des Herrn Jenen so tief gebeugt habe, als den Witzla zu dieser Stunde, durch den Tod seiner so innig von ihm geliebten Gemahlin!

Auch entwischten der hochbegabten Dame jezuweilen Andeutungen, als ob Werle vor seinem eigentlichen Lehnsherren, dem Könige

Karl von Schweden, nur schwer einst sich zu rechtfertigen im Stande seyn möchte, mit dem Feinde Karl's so enges Bündniß eingegangen zu haben!

Aus den nordischen Feldlagern verbreiteten sich indeß täglich wichtigere Botschaften! — Laut Witzla's Berichten an Frau Margareth tobte der Kampf in diesem Augenblicke gleich heftig im Süden und Norden des russischen Gebietes. Während die Landmacht des Schwedenköniges im Herzen der kaiserlichen Provinzen Schrecken verbreitete, umringten seine Seegeschwader die nördlicheu Küsten des Reichs.

An beiden Ufern des baltischen Meeres wurden Truppen eingeschifft und an's Land gesetzt. Die See schien in festem Boden verwandelt. Doch naheten die sich drängenden Fahrzeuge auf derselben einander nicht, wie in Zeiten des Friedens, befrachtet mit dem, was Völkern nützt und sie erfreut, sondern mit schaudervollen Werkzeugen der Vernichtung — Tod und Verderben aus tausend mörderischen Schlünden ausspeiend. —

Städte und Dörfer der ruhigen Küstenbewohner wurden in Flammen gesetzt, und nicht

blos die kühne Waffe des Einzelnen, sondern wehrlose Haufen von der Erde vertilgt, ohne daß ihrer eine Spur bliebe.

Daß den Ludwigsburgen unter solchen Umständen nicht minder Verheerung drohe, als den Küstenbewohnern jenseits der Mündung der Oder, war in Frau Margareths Augen wohl keinem Zweifel unterworfen.

Ihre dringendste Theilnahme jedoch ward geweckt durch ein abermaliges Schreiben Witzla's, worin derselbe seinen Verwandten den Entschluß meldete, selbst unter Karls des Zwölften siegreiche Fahnen sich zu begeben, und das auf seiner Burg für ihn untergegangne Glück im Gewühl des Feldlagers entbehren zu lernen. Zugleich hatte der schwermüthige Witzla auch seinen Sohn aufgefordert, ein Gleiches zu thun.

In Gunzellin aber erweckte der ritterliche Muth seines Vaters auch nicht einmal den Wunsch, die Kraft zu besitzen, ihm nachahmen zu können! Die Waffenmeister auf dem Schlosse an der Mosel hatten längst gleisnerischen Pfaffen weichen müssen, welche um die dortigen Bewohner gar angelegentlich ihr Wesen trieben.

Auch waren die Bemühungen der Aerzte

fruchtlos geblieben, dem siechen Knaben Gesundheit und Stärke zu geben, und sein mißgeschaffenes Aeußere — eines Kriegsmannes völlig unwürdig — entsprach ganz der Verzerrtheit des Innern. —

Allein auch Werle auf seiner Ostburg war kein müßiger Zuschauer der neu hervorbrechenden Kriegsfurie!

Angesichts der schwedischen Flotte, segelten seine Fahrzeuge, beladen mit Getraide, Pferden, Schlachtvieh, Schiffbauholz, und Feldfrüchten jeglicher Art, gleichwie einst dem mächtigen Czaar, in die Hand er gelobt, den russischen Häfen oder den Proviantschiffen zu, welche die Fracht in Empfang zu nehmen vom kaiserlichen Heeee ausgesandt waren.

An gefahrvollen Tagen des Sturms, oder wenn von den Inseln herüber das Kriegsgeschrei angstvoller ertönte, bestieg Werle jedesmal selbst die eilenden Fahrzeuge; den kundiger der Untiefen war keiner von seinen Bootsleuten, keiner so geübt im Auffinden der sichern Wasserstraßen; oder so gewandt, die schwellenden Segel dem Feinde zu rechter Zeit

aus den Augen zu rücken, als Werle, wenn sein nervigter Arm das Steuer regierte. —

Frau Margareth ward gar nicht müde, diese Anhänglichkeit des östlichen Ludwigburgers an dem mächtigen Czaar zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen, und viele der vornehmen Gottesgelahrten in ihrem Kreise, zumal aus dem Orden der Jesuiten, vermehrten durch ihre genaue Kenntniß aller Höfe Europens, und auch der nordischen, die Lebhaftigkeit solcher Verhandlungen.

Allein nur zu bald mußte das oft besprochene Thema einem näher liegendem Gegenstande weichen, indem Frau Margareth, da kaum sechs Monate seit dem Abgange ihres Schwiegersohnes zum Schwedenheer verflossen seyn mochten, durch des edlen Witzla Todesbotschaft in neue Betrübniß versetzt ward.

Auf demselben Wege, den einst die schwedischen Völker durch Preußen und Litthauen zur Vertheidigung des rechtmäßigen Polenköniges von ihren Monarchen geführt wurden, hatte auch Witzla zu Karln sich begeben, der so eben von falschen Vorspiegelungen verblendet, statt auf Moskau zu gehen, seinem Unglückstage bei Pultava entgegenzog.

Doch es zeigte sich, ehe noch den königlichen Abentheurer sein Verhängniß ereilte, daß dem tiefgebeugten Witzla die Sterne seines Glücks so im Kriege wie im Frieden hinieden für immer untergegangen waren. — Er fiel — die hohe ritterliche Gestalt auf schneeweißem Rosse das leichte Ziel eines im Dickicht versteckt lauernden Schützen — an Karls Seite auf dem Marsche durch die polnischen Wälder; — willkommen aber war ihm die Kugel, welche einem Leben ein Ende machte, das seit dem Tode der — ihrer Fehler ungeachtet — so heiß geliebten Gabriele, keiner freudigen Regung mehr sich bewußt ward.

Die Todesbotschaft fand den nunmehr sein zwanzigstes Lebensjahr antretenden Gunzellin, vor einem mit scharlachrothen Sammetbehängen gezierten und mit vielen Büchern bedeckten Tische, an welchem er den Unterricht des Paters Anselmo, eines Jesuiten, einzunehmen die Gewohnheit hatte.

Der Pater, dem seit langer Zeit die schulgerechte Ausbildung des Jünglings übertragen war, mittelst welcher die Gräfin Margareth den Mangel ritterlicher Eigenschaften in ihrem

Enkel zu ersetzen trachtete, versuchte eben eine kleine Abschweifung aus dem Gebiete der Sittenlehre in das der Kasuistik — einen Satz zergliedernd, dessen Inhalt die Möglichkeit aussprach, durch allerlei Künste, auch ohne die Hand an das Schwerdt zu legen, fremdes Besitzthum, wenn selbst auf schiefem Wege, nur irgend ein Recht darauf sich darthun ließe, in die eigne Gewalt zu bekommen.

Die Anwendung für Gunzellin, in Rücksicht seines reichen Ohms, des ehrlichen Werle, lag gar hell am Tage. — Doch hatte der Jesuit gute Ursach, auf sich beruhen zu lassen, ob er von irgend Jemand, am allerwenigsten von Frau Margareth selbst, die Weisung erhalten, seinem Unterricht in der Moral dergleichen Abschweifungen zuzugesellen; oder ob der eigne Geist ihn dazu triebe.

Der vielgelahrte Mann, dem in seiner spanischen Heimath, am Hofe Philipps des fünften, wohl oft noch verwickeltere Lehrsätze zu zergliedern aufgegeben gewesen seyn mochten, begnügte sich fortan, seinem schwachsinnigen Schüler nur wie im Allgemeinen die Weisung zu geben, bei der nahen Rückkehr auf das von seinem Vater auf ihn vererbte,

Stammschlosse vor Allem im Archive der Westburg nachzusuchen, nach einer altschwedischen Urkund, von welcher bereits mehrmals auf dem Schlosse an der Mosel die Rede gewesen.

Da nun aber Gunzellin, im Gefühle seiner geistigen Ohnmacht, allerhand Zweifel hervorstammelte, in einer so wichtigen Angelegenheit sich selbst rathen zu können, so vertröstete ihn der Pater auf die Möglichkeit, wohl selbst bald einmal die alten wendischen Klöster an der Ostsee zu besuchen; wo er alsdann gewiß nicht verfehlen werde, seinem ehemaligen Schüler auf dessen Burg einen Besuch abzustatten.

Frau Margareth, ihrerseits besorgt, das Geschlecht, dem ihre Tochter einverleibt gewesen, mit deren Sohne vielleicht aussterben und die von Gabrielens kunstreichem Sinne verschönerte Westburg in des beglückten Werle Hände übergehen zu sehen, hatte längst beschlossen, ihrem Enkel, dem nunmehrigen Burgherrn, auf dessen Erhaltung sie so viel Sorge gewendet, nicht aus Lothringen hinwegzulassen, bevor sie denselben nicht gleichfalls mit einer Gemahlin versorgt habe.

Die lebenslustige Matrone schien den Gedan-

ken, noch Urenkel um sich zu versammeln, und auch deren Schicksale dereinst die Richtung geben zu können, gar so außerordentlich nicht eben zu finden.

Auch ward bald ein Fräulein für Gunzellin in Vorschlag gebracht, welches an einem Ehegatten die Mängel der Leibes- und Seelen-Schönheit nicht eben so abschreckend fand, um bei völligem Entbehren anderweitiger Aussichten dem Gunzellin als dessen Hausfrau nicht willig in die Heimath am Gestade der Ostsee folgen zu mögen.

Anders jedoch war die Ankunft der neuen Burgherrschaft auf der westlichen Höhe, als vor Zeiten die der reizenden Gabriele an der Seitr des mannhaften Witzla? —

Kein freudiger Ausruf tönte jetzt wie damals den Ankommenden entgegen! die Landleute eilten vielmehr dem neuen Gebieter, der wie ein Siechling im fest verschlossnen Wagen anlangte, mit Polstern und Decken eingehüllt, die stieren Augen untheilnehmend auf einem Punkte gebannt, so schnell als möglich aus dem Gesichte zu kommen. — Das junge Frauenbild ihm zur Seite, mit dem stolzkalten, wie znm Hohn die Lippe

aufwerfendem Angesichte, vermochte gleichfalls nicht, den häßlichen Anblick zu vergüten.

Wie ganz anders dagegen wurden die guten Ackerleute, des Morgengrußes froh, mit welchem von der Ostburg herab die edle Moscowiterin sie bewillkommte, wenn in der Frühe ihre Heerden die Höhe hinab in die Aue sie trieben. Denn gewöhnlich trat um diese Zeit die östliche Burgfrau — Werle's hohe Gemahlin — gleich einer frommen Schutzheiligen. aus den Hallen des Schlosses; — in Mitte ihrer blühenden Söhne gar freundlich zu den Landleuten hinabschauend, die sich nicht satt sehen konnten an der herrlichen segenverkündenden Gestalt, so stattlich einhergehend in russischer Nationaltracht, die Werle stets an den Seinigen zu schauen begehrte.

Für Gunzellin aber, da er nun häuslich eingerichtet auf der Westburg sein menschenfeindliches Wesen fortsetzte, war der herzerhebende Anblick, wenn er dessen ansichtig ward, ein Gräuel! Ihn zn vermeiden, bezog er mit seinem jungen Weibe die duukelsten Räume des Schlosses: auch verließ das gar häufig in Gezänk begriffene Ehepaar die Mauern

seines Burghofes nur immer in verschlossenen Wagen und mit fest zugedrückten Augen, gleich als ob feindseliger Neid und starre Misgunst tiefe Nacht um sie ziehen solle!

Zu rechter Zeit noch für ihre beiderseitige Zerstreuung erschien der Pater Jesuit. durch dessen Bemühungen nach langem vergeblichen Suchen die so sorgfältig beachtete Urkunde aus dem bestäubten Familien-Archive glücklich hervorgezogen wurde.

Nun bewaffneten sich Gunzellin's schielende Augen mit Brillen; — die dürren spinnenhaften Hände mit Schreibfedern, und Werle's und der Seinigen Untergang schien dem Tückischen so gut als gewiß.

Es war aber jenes so sorgfältig erspähete Dokumeut nichts Geringeres als ein von Gustav Adolph, dem Schwedenhorte, glorreichen Andenkens, eigenhändig ausgestelltes, auf der Westburg niedergelegtes Schreiben, worin der ruhmgekrönte, jedoch nur immer schwach mit Gelde versehene Kriegsheld die Vorfahren des Witzla und Werle von der Zahlung von mehreren tausend Goldgülden für sich und ihre Nachkommen gänzlich freispricht, welche Summe beim Ausschiffen seiner Kriegs-

rotten am deutschen Ufer die schwedischen Feldobristen, wie von andern pommerschen Schlössern und Grundstücken, auch von den Ludwigsburgen mit Strenge einzutreiben befehligt waren.

Weil aber die damaligen Herren dieser Veste als früh bekehrte Evangelische zu Gunsten der neuen Lehr' dem Schwedenkönige überall gewärtig waren und samt andern Grundherren und Rittern an diesem Theile der Küste die Katholischen herzhaft aus dem Lande hinausschlugen; zugleich aber auch der Vortheil eines bequemen Landungsplatzes an der östlichen Felsbucht dem Schwedenheere gar sehr zu statten kam; so ward den Ludwigsburgern die Brandschatzung für jetzt und alle Zeiten in Gnaden erlassen, jedoch unter der eigends in der Urkund ausgesprochenen Bedingung, den Schweden allezeit getreu zu seyn; auch Schiffbauholz, Getraide und Schlachtvieh samt andern Bedürfnissen vor Allen in Kriegszeit den Ihrigen zuzuführen; keineswegs aber den Feinden der schwedischen Macht auf der Ostsee mit Handelsgütern oder sonstigem Verkehr sich gewärtig zu bezeugen.

Es ereignete sich aber, daß zu eben der

Zeit, als die schöne Moskowiterin — nachdem schon ein Stamm rüstiger Söhne ihm blühete — ihrem Gemahle die erste Tochter gebar, — auch des Gunzellins Gemahlin von einem Söhnlein genaß.

Der neue Sprößling der Ostburg erhielt in der heiligen Taufe den Namen Audacia, Gunzellins Erzeugter aber ward, einem wendischen Kloster-Oberhaupte zu Ehren, mit dem Namen Helmold benannt.

Diese Begebenheit, wenn gleich nicht vermögend, den finstern Sinn des Vaters zu größerer Freudigkeit umzustimmen, hatte dennoch die Maasregeln um etwas verzögert, durch welche, in seinem verblendeten Gemüth Gunzellin trachtete, schweres Unheil auf Werles und der Seinigen Häupter in Kurzem herbeizuziehen,

Denn wirklich war von gar nichts Geringerem die Rede, als Karls des Zwölften vernichtenden Zorn auf die unschuldigen Bewohner drr Ostburg zu lenken; auch machte sich der Pater Jesuit samt einigen Mönchen, die Gunzellins Vertrauen besaßen, als Botschafter nach dem schwedischen Feldlager fast bis zur türkischen Grenze hin nunmehr wirklich auf den Weg.

Die Pfaffen an der Ostsee begünstigten nicht ganz ohne Grund einen Plan, die Schätze der Ostburg — von der Moskowiterin reichen Mitgift, und Werle's Handelsverkehr mit Peter dem Großen so ansehnlich vermehrt — der verarmten Westburg zuzuwenden, wie sich — wenn Werle durch den Zorn des Schwedenköniges fiel — wahrscheinlich voraussehen ließ. Längst schon hatten die schlauen Zellenbewohner im Geheim darauf hingearbeitet, daß Gunzellin in den Schoos der katholischen Kirche zurückkehren, und alsdann zumal im Besitz größerer Schätze — seine Vorliebe für die Pfaffen, durch deren Bereicherung an den Tag legen sollte. Das Hauptmittel, wodurch sie der Erreichung ihres Zwecks gewiß zu seyn glaubten, lag in Gunzellins immer trübsinniger werdenden Gemüthsstimmung, die von periodischer Verstörtheit der Gedanken allmählig in völlige Geisteszerrüttung überzugehen drohete; — gar häufig in seinen Vorstellungen der Macht höllischer Geister ihn überliefernd; — aus deren Netzen — so versicherten die Pfaffen — nur Rückkehr in die Arme der allein seligmachenden Kirche den armen Geängsteten erretten könne!

Doch hütete man sich wohl, dieses Vorhaben in einer Zeit zur That werden zu lassen, wo man des protestantischen Schwedenköniges für tiefer liegende Absichten zu bedürfen glaubte!

Die Landleute jedoch, zu welchen hinab in die Ebene einige Kunde von dem Vorhaben der Mönche, ihren Zwingherrn wiederum katholisch zu machen, gedrungen war — vermeinten: dieses ließen die heidnischen Abgötter auf der Westburg gar nicht zu, mit denen Gunzellin schon als Knabe allerlei gespensterischen Verkehr eingegangen sey; — oft schon damals von ihrem Hohngelächter Nachts aus dem Schlafe geweckt, und zum Schrecken der Wärterinnen unter den scheuslich grinsenden Fratzen umhergeirret, in eben den Bogengängen der obern Stockwerke, deren morsches Gemäuer einst die schöne Gabriele zu betreten so sorglich sich gehütet habe! —

In so schuldvoller Verwirrung wuchs unvermerkt das Knäblein in die Höhe, welches Gunzellin Vater zu nennen von seinen Wärterinnen belehrt ward. —

Wer des Kindes ansichtig ward, stand

befremdet von dessen wundersamen Lieblichkeit — beiden Eltern so unähnlich! — Nur wer vormals Witzla und Gabriele gekannt, vermochte sich den Umstand zu erklären: — denn in vereinten Strahlen leuchtete die Anmuth jenes so früh untergegangnen Paares in dem blühenden Enkel wieder auf, als wolle sie zum zweitenmale das trübe Leben erhellen. —

Dennoch aber ward der kleine Helmold in all seiner Holdseligkeit der väterlichen Burg samt beider Eltern nur selten froh. — So oft er des Vaters oder der Mutter ansichtig ward, schreckte ihn wildes Gezänk, vor dem er zurückweichen mußte. Denn unaufhörlich tobte der Zorn in ihren Gemächern wie die Gewässer der Brandung an den Mauern ihres Schlosses.

Oft schon flüchtete der Knabe vor den wildaufgeregten Mienen, die neues Ungewitter vorausahnden ließen! Dann sahe man ihn aus der hintern Burghalle über den Hof die Höhe hinab fliegen, wie ein verscheuchtes Reh, unschlüssig, wohin es sich verbergen solle, bis etwa die kleine Audacia auf dem grünen Anger, der beiden Burggärten zur Grenze diente, freundlich ihm entgegengehüpft kam, mit weicher Stimme ihn fra-

gend, weshalb er so in Angst sey? und gern es duldend, wenn Helmold an ihrer Seite im frischen Grase sich lagerte, oder den dunkeln Lockenkopf und das blaue Auge voll Thränen in ihrem Schooße verbarg.

Die edle Moskowiterin kam dann wohl auch des Weges gegangen, sinnend vor den Beiden verweilend! — Oft aber auch zog Werle's Anblick, wenn er an den Fahrzeugen, die in der Bucht vor Anker lagen, sich zu schaffen machte, den Knaben hin nach dem Strande, und nie fiel des rüstigen Großohms Blick auf den freundlich zu ihm aufschauenden Knaben, daß nicht Witzla's — des früh untergegangnen Bruders — Bild dies starke Herz mit schmerzlicher Erinnerung erschüttert hätte. —

„Komm Knabe — ich will dir Schöneres zeigen auf meiner Burg, als hier am Strande," sprach dann der schnell sich Ermannende, rasch des Kindes Hand fassend, das gern dem stattlichen Manne folgte — doch ohne dieser Besuche — auf der Westburg — je zu erwähnen — obgleich Werle ihm nimmer untersagt hatte, davon zu seinen Eltern zu reden.

Und jedesmal mit neuem Staunen betrat der Knabe Helmold die hohen Gemächer der Ostburg! — Aus allen Zeiten sahe man hier die Vorfahren der Ludwigsburger durch die Kunst der alten Maler wie lebend abgebildet, gleichsam als träten sie aus den Wänden hervor, mit unablässigen Bitten, die Nachkommen zu Ritterehre und fromm einfältiger Sitte zu ermahnen!

Die Sammlung dieser Bilder immer vollständiger zu machen, und mit ihrer würdigen Zierrathen zu umgeben, dazu verwendete Werle mit Lust einen Theil seiner Schätze!

Der Knabe verlangte vor Allen die Namen der Bildnisse zu wissen! Zuerst die jener edlen Gestalten, so abgebildet im Waffenrocke, wie die Schaaren der Deutschen ihn trugen, welche zur Zeit der schwäbischen Kaiser über die Alpenwand in das milde Italien zogen: — allein auch die im weißen Rittermantel, das Zeichen des Erlösers im blutigen Roth auf der Schulter dünkten ihm herrlich! — Am längsten aber haftete des Kindes Blick auf den Gestalten seiner Voreltern aus den Zeiten des kraftvollen Luther! — und mitten unter diesen auf dem Bilde Gustav Adolphs, des in Gott ruhenden

Schwedenhelden! — Noch ganz vor Kurzem hatte Werle diesem Bilde einen kostbaren Goldrahmen gönnen mögen, gleichwie auf der gegenüberstehenden Wand auch Peters des Großen Bild ein solcher umschlossen hielt.

Denn aller wahrhaften Herrscher Größe — wohin auch sie ihre Strahlen ausgoß, huldigte Werle's kräftiges Gemüth, und nur das irre Streben eitler Ruhmbegierde, wie so eben Karls des Zwölften Sinn und Geist es verlockt hatte, war seinem gediegenen Wesen verhaßt! —

„Nun geh nach Haus — die Eltern möchten Dich vermissen — Geh mein Knabe, auf fröhliches Wiedersehen zu Morgen!“ mit diesen Worten wollte oftmals Werle den Kleinen entlassen, aber dieser bat, noch bleiben zu dürfen, und immer suchten seine lichtblauen Augen die tiefsinnigen Gemälde von Neuem, wo mit fromm gefaltenen Händen die Ritter vor einem aufgeschlagenen Bibelbuche knieend — Jagdspeer und Schwerdt hinter ihnen bei Seite gestellt — mit ernstandächtigen Mienen in dem neuen Glauben vertieft — so herzrührend dargestellt waren. —

Wie unheimlich war dem Knaben zu Muthe, wenn nach solchen Augenblicken im Bildersaale der Ostburg, die Wärterinnen ihn wiederum in sein Schlafzimmer führten, das noch immer wie vor alten Zeiten hier die Wohnungen der Kinder in den obern Revieren des Schlosses verlegt war.

Hauptsächlich bewirkte dies Grauen, beim Durchgange durch die eft erwähnte obere Halle der Westburg, das uralte riesige Bild eines Geharnischten, von dem selbst die ältesten Burghüter der verflossenen Jahrhunderte nie hatten aussagen können, wie es hieher gelangt war.

So oft der kleine Helmold dorthin vorübergeführt wurde, mußte er sich abwenden, denn jedesmel dünkte ihm, als hebe der Riese den schwerumpanzerten steinernen Fuß, und schreite neben ihm vorbei aus der Halle.

Gegen die Furcht aber vor den hohnlachenden Gestalten der Abgötter, deren grinsende Häupter neben dem Geharnischten hier aufgereiht standen, hatte Werle dem sinnigen Knaben die eignen Gewaffen geliehen; — einen kräftigen Bibelspruch ihm lehrend, der einst auch s e i n e r Kindheit gedient, wie ein leuchtender Schild gegen allerlei Frevel! — —

Es geschahe aber bald hierauf, daß Helmold, von einem Besuche auf der Ostburg zurückkehrend, seinen Vater in einem Anfalle der schauderhaften Krankheit erblickte, deren verzerrender Krampf Gunzellins geisterbleiches Gesicht, jenem der gespenstischen Abgötter vollkommen ähnlich erscheinen ließ, an denen vorüber das bebende Kind so eben den Weg zu seinem Nachtlager antreten mußte.

Am andern Morgen aber vernahm Helmold gar früh seiner Wärterin Stimme, die zur ungewöhnlichen Stunde ihn weckte, und mit vielen Liebkosungen wie zum letzten Lebewohle unter Vergießung heißer Thränen ihn umhalsete. Auch lag Reisegepäck an seinem Bett umher, und Decken, in denen die treue Amme ihren Pflegling in möglichster Eile einpackte, und lautschluchsend die Stiegen hinunter zu einem Wagen am Burgthore ihn trug, in welchem Helmolds Mutter bereits seiner harrete, und ohne langem Verzug mit ihrem Kinde davon fuhr.

In der ersten Hälfte der Tagereise saß das Kind ganz stumm neben seiner Mutter, welche das Schweigen ihrerseits ebenfalls mit keinem Worte unterbrach. — Da es aber begann Abend zu werden, und der Wagen noch

immer nicht umlenkte, hub der Kleine gar bitterlich an zu weinen. — Denn er gedachte in seinem Herzen, wie die freundliche Audacia samt ihrer Mutter nun heute nicht von ihm aufgesucht werden würden, hinter den Burggärten, und der Großohm seinen Wunsch, von den mächtigen Ahnenbildern noch mehr erzählt zu hören, ihn nun nicht werde erfüllen können.

Da bemerkte die Mutter sein stilles Weinen in der Ecke des Wagens und da sie den Grund desselben erforscht, konnte sie nicht aufhören, den armen Knaben gar heftig zu schelten, und ihm Vorwürfe zu machen: in die Worte ausbrechend — daß er ja eben durch seine häufigen Besuche beim Großohm an ihrer schnellen Abreise Schuld sey, — denn dieses sey ja einzig der Grund, weshalb gestern Abend sein Vater heftiger als Jemals in Zorn ausgebrochen sey, so daß urplötzlich jene alte böse Krankheit ihn überfallen, und er, nachdem die gräßliche Starrsucht, mit welcher der Krampf jedesmal ende, vorüber, einen furchtbaren Eid hervorgestammelt habe, gleich am nächsten Morgen den Sohn wie die Mutter von sich zu entfernen; Beide nach Lothringen zur alten

Frau Margareth, seiner Großmutter schikkend; welches nun auch wirklich ins Werk gerichtet werde! — —

In Helmolds Köpfchen ging das Alles gar bunt durch einander. — Bald ward ihm freudig zu Muthe, daß er nun das häßliche Gezänk zwischen Vater und Mutter nicht mehr werde anhören müssen; bald that es ihm leid um den kranken, nun so einsamen Vater! — Dann fiel ihm ein, daß ja nun auch das Gespenst des Geharnischten — vor dem bloßen Gedanken mußte er unwillkürlich die Augen zudrücken — ihn nicht mehr werde schrecken können.

Jetzt gedachte er von Neuem des Großohms! er vermuthete, nun sey die Stunde, wo Werle von seinen Feldern oder vom Strande nach der Burg zurückkehre — er sah im Geiste ihn die Thüren des Bildersaals aufschließen, und die kleine Audacia nach ihm hinaussenden. — Da brachen Thränen gewaltsamer ans den holden Augen hervor; in unversiegbaren Strömen das unschuldige Antlitz überschwemmend, bis endlich ein unruhiger Schlummer den Tropfen gebot, die selbst aus drn geschlossenen Augen noch rührend hervorperlten und Träume wenigstens nicht länger säumten, das Bild der geliebten Ostburg dem anmuthigen Knaben vor die dämmernden Sinne zu bringen. — —

Die Burgen an der Ostsee.

Zweite Abtheilung.

Einer ehrwürdigen Ruine ähnlich saß die hochbetagte Frau Margareth auf dem Schlosse an der Mosel, in dem mit Spiegeln getäfelten Gemache, walche das edle Frauenbild, gleich als ob für alle Zeiten sie hier es festhalten wollten, in mannichfach gebrochenem Lichte zurückstrahlen ließen.

Sie war vor Kurzem erst von einer schweren Krankheit genesen, doch wurden die ihr Hülfe leistenden Aerzte durch die Kranke selber ermuthigt, die Hoffnung zu ihrer Genesung für diesmal nicht fahren zu lassen. Denn häufig wiederholte selbst in ihrer größten Schwäche auf dem Krankenlager Frau

Margareth, sie werde zuverlässig nicht sterben, bevor sie nicht auch des Urenkels Anblick sich erfreut, und wie ihrem Enkel Gunzellin auch dessen Sohne seine Bahn auf Erden eröffnet habe.

Woher die edle Gräfin diese Ueberzeugung entnehme, erfuhr jedoch weder ihr Arzt, noch ihr Beichtiger.

Der jetzt an der Hand seiner Mutter leise in der Ahnfrau Gemach eintretende Helmold mußte die ehrwürdige Alte wohl für ein unbeweglich von Menschenhänden gefertigtes Bild halten, so still ruhete das edle Haupt an dem Rücken des Sessels; die Augen geschlossen; die Hände gefaltet. Vor der so ehrwürdigen Gestalt ein goldgerandetes Buch aufgeschlagen, zwischen zwei hellflammenden Kerzen, die selbst am Tage ihr mit dee Sonnenhelle vergeblich ringendes Licht ausstrahlten, wie vor einem Altarbilde, weil Frau Margareths täglich mehr umdunkeltes Auge, dem Mittagsglanz wie Abenddämmerung däuchte, solches begehrte.

Helmolds Mutter führte den befremdeten Knaben näher hinzu; er trat dicht vor den mit goldstoffnen Decken geschmückten Tisch, auf welchem die Kerzen brannten; seine

seine Hand berührte unwillkührlich die Blätter des großen goldgerandeten Buches.

Da öffneten sich die lebensmüden Augen der Alten. Ein Strahl wie aus Nachtgewölk drang daraus hervor.

„Gabriele! mein längst gestorbenes Kind! kehrst auch du wieder unter die Lebenden zurück —“

so rief — wie in einem Gesicht ihrer Träume verloren — die bebende, halb erloschne Stimme, und das matt erglänzende Auge schloß sich von neuem. —

Da bemerkte Helmolds Mutter, daß der Knabe bleich ward und zitterte. Eilig führte sie ihn an ein Fenster, unter welchem der schöne Moselstrom lustig rauschend zwischen Gärten daherzog. Da ward dem Knaben wieder leichter um das Herz und er weidete sich an dem Anblicke der hüpfenden Lichter auf den Gewässern, die wie neckende Kinder ihr Spiel zu treiben ihm dünkten, und den blauen Widerschein des Himmels in der silberhellen Fluth einander wegzufangen das Ansehen hatten. —

Weniger Tage bedurfte es jedoch nur, den Knaben an das Wesen der Matrone zu ge-

wöhnen. Bald sogar verlangte er nach keiner andern Unterhaltung, als nur der Gräfin zur Seite bleiben zu dürfen, wenn sie las, oder aus der Welthistorie, die stets vor ihr aufgeschlagen lag, ihm erzählte.

Auch sahen mit Verwunderung die Frauen und Aerzte der alten Dame, wie so ganz unverhofft die Kräfte der Schwachen sich stärkten und das Licht ihrer Augen ihr wiederzukehren begann, seit Helmold ihr nahe war.

Denn nicht alle Menschen können die Gewalt begreifen, welche unschuldige Kinder durch ihre bloße Anwesenheit über fühlende Menschen auszuüben vermögend sind! —

Da nun aber auch jetzt wie vormals allerlei Lehrer auf das Schloß an der Mosel berufen wurden, so zeigte es sich bald, daß nur Wenige es über sich nehmen durften, den sinnigen Knaben zu meistern! —

Ja die Aufrichtigsten unter ihnen waren bereitwillig zu gestehen, daß es an ihnen sey, so Anmuth und Ebenmaaß der äußern Haltung, wie Biederkeit und Freimuth im Denken von dem klaren Sinne des Kindes zu lernen! —

Die gefühlvollsten und geistreichsten aber von seinen Lehrern äußerten zuweilen: ihnen

sey in Helmolds Nähe, als ob ein liebliches Klingen nur dem feineren Ohre vernehmlich jedwede Handlung des Kindes begleite, auch dann, wenn es nur Gewöhnliches thue oder rede; — und dieses müsse wohl die Melodie des Innern seyn, von der oftmals die Dichter geredet. —

Wenn aber in Helmolds Gegenwart dergleichen Aeußerungen über ihn gewagt wurden, und der hocherröthende Knabe hinter Frau Margareths Sessel sich verbarg, als wolle er dort Schutz suchen vor dem ungebührlichen Lobe, so pflegte die hochbetagte Gräfin wohl die Worte zu sagen: „Helmold, lieber Knabe, du wirst von neuem der Welt mich zurückgeben, und du weißt doch nicht, wie viel Zeit ich bedurfte, von der Welt und ihrem nichtigen Treiben mich loszusagen! —“

Eines Abends, als dem Knaben fast Zeit zum Schlafengehen es dünkte, rief man ihn noch spät in das Spiegelzimmer der Urgroßmutter. Ehe aber Helmold das Buch der Weltgeschichte, woraus er der Gräfin vorzulesen, häufig von ihr begehrt ward, und welches niemals von ihrem Tische genommen werden durfte, vor sich hinrücken konnte, er-

mahnte ihn die Dame vor der Hand noch inne zu halten mit dem Lesen, und ihrer Rede Gehör zu geben.

Hierauf hub sie an, den Knaben, welchem ihr Wesen heut gar befremdlich dünkte, zu fragen, ob er denn wohl wisse, woher die wendischen Stammburgen seiner Familie am Gestade der Ostsee den fränkischen Ludwigs-Namen führten? —

Der Knabe schüttelte, herzlich erfreut, die Gräfin zum Erzählen aufgelegt zu sehen.

„So wisse denn" — begann die ehrwürdige Alte — und der Ton ihrer Stimme verrieth die innere Aufregung, die ihr zu reden gebot — „daß zu der Zeit, da die Enkel Karls des Großen — von dessen glorreichem Herrscherthume du bereits Vieles in meinen Büchern gelesen — ihren Vater — Ludwig den Frommen geheißen — halb mit List, halb mit Gewalt dahin vermocht hatten, das Reich unter seine Söhne zu theilen, späterhin noch ein jüngerer Erbe Ludwigs — Karl der Kahle genannt — dazu kam, welchem zu Gunsten eine neue Theilung der Staaten vorgenommen werden mußte. — Auch kannst du in denselben Büchern des Weitern nachlesen, wie der unbarmher-

zigste von diesen Söhnen Lothar geheißen war, nach welchem Prinzen noch zu dieser Stunde das Herzogthum Lothringen den Namen führt."

„Da nun dieser gottlose Sohn, nachdem er seinen königlichen Vater durch die schnödesten Zumuthungen von je an auf das Bitterste gekränkt, denselben einst zu Soissons in der Kirche gleich einem Missethäter auf dem Bußsacke hinstrecken ließ, hier knieend vor den gottvergeßnen Söhnen, unwürdige Schmähungen des eignen Hauptes — eines Gesalbten des Herrn — auszusprechen; da wendete sich der also Gebeugte beim Hinausführen aus der Kirche in seiner tiefen Schmach an einen jungen lothringischen Ritter aus fürstlichem Blute, den Jüngling mit unzähligen Bitten und Thränen dahin vermögend, daß er als ein Bote des gemißhandelten Königs, ohne Vorwissen seiner Söhne, nach den Nordlanden aufbreche, den König im Dänenland samt den andern Herrschern jenseit des baltischen Meeres zu bewegen, des deutschen Reichs-Oberhaupts Beschützer zu werden, gegen die gottvergeßnen Kinder."

„Allein der Bote war nie wieder zurückgekehrt."

Er aber ist mein Ahnherr — und sein Name war Ludwig! — und hat sein Grab gefunden im heidnischen Wendenland durch die Unthat einer abscheulichen Götzendienerin, der Königin Slavina, Eurer Ahnfrau dort auf Euren Burgen an der Ostsee. —

So weißt du also, was es mit dem fränkischen Namen deines Stammes für ein Bewenden habe — zugleich aber auch wie Euer wendisches Geschlecht und das von uns Lothringern schon vor uralten Zeiten und nicht erst durch meine Tochter Gabriele — wie in deiner Heimath sie glauben mögen — in Verbindung und Stammverbrüderung gekommen sey.

Als Frau Margareth diese Erzählung vollendet — bemerkte sie, daß der schöne Knabe tief eingeschlummert in seinem Sessel lehne, und gebot den im Nebenzimmer ihrer Befehle harrenden Frauen, das Kind zu seinem Nachtlager zu führen.

Die Gräfin jedoch ließ sich vergeblich erinnern, ein Gleiches zu thun, von Neuem das Blatt in der Chronik aufschlagend, aus welcher sie ihre Erzählung für Helmold entlehnt hatte.

Bald aber senkte sich das ehrwürdige Haupt, vom Lesen ermüdet, hinab auf das Buch, so daß ihre Dienerinnen glaubten ein sanfter Schlaf habe Frau Margareth auf ihrem Sessel überfallen, und sich wieder in das Nebenzimmer zurückzogen.

Der Gräfin aber, da sie mit geschlossenen Augen auf der Schrift ruhete, dünkte es, als ob der Rand des mächtigen Buches sich mehr und mehr erweitere, und in Flammenschrift leuchtend — die Geschichte des Ahnherrn von Blatt zu Blatt bis auf die heutige Stunde, und noch immer nicht endend, mit unsichtbarer Hand weiter fortgeschrieben werde.

In diesem Zustande, war der Matrone, als ob sich die äußere Thür ihres Zimmers öffne, und der riesig Geharnischte, wie er auf der Westburg unter den Götzenbildern wahrhaft zu schauen war, mit dumpfhallendem Fußtritt vor die Schlummernde hinträte, sie also anredend:

„Wisse, ich bin derselbe Lothringer, welchen König Ludwig in das Dänenland sandte. — Jahrhunderte schon — so wähnst du, — ruhe ich in dem Felsbett, dort an der Fluth; so stehet in dieser Chronik geschrieben. Nicht also geschahe mir! Jene Grabstätte

fand nur ein Theil meiner Gebeine. Das Haupt aber, welches die Heidin selbst mit dem Schwerdte traf, und bei dem Stirnhaar es fassend, vom obersten Burgsaal in die salzige Fluth es stürzte, blieb ein Spiel den tobenden Meereswellen; denn noch heut wirft jegliche Brandung den Schädel hinauf an die Felswand und wieder hinab in die Tiefe.

Nicht früher aber kommt mein irrer Geist zur Ruhe, und mit ihm das Gespenst der Zwietracht unter den Nachkommen der Heidin, bis mein in Stein verwandeltes Gerippe neben dem Schädel ruhig sein Bett findet, an geweiheter Stätte, wie dem Christen-Ritter geziemt. — Du aber, die letzte deines Stammes, deutschen Landen angehörend, kannst nicht sterben, bis du dieses vollendet."

Frau Margareth richtete das Haupt von dem Buche auf, die Erscheinung war verschwunden. Sie klingelte und verlangte ausgekleidet und in ihr Schlafgemach geführt zu werden, — meinte jedoch, mit ihrem Schlafe für diese Nacht werde es wohl so gut als gethan seyn, indem das schauerliche Traum-Gesicht, welches so oft schon ihre Nachtruhe gestört, sogar heut auf ihrem Sessel sie heimgesucht habe.

Es war aber das Gerücht, von Karls Niederlage bei Pultava und die verzweifelte Lage des Königs, der getrennt von seinem Hauptheer nach fünftägigem Umherirren durch Wüsteneien und Steppen bis an die Ufer des Bog, nach einem Schutzorte suchen gemußt, zu den Ohren der Küstenbewohner an der Ostsee gedrungen; auch gesellten sich zu dieser wichtigen Kunde, vom flüchtenden Schwedenkönige selber, die Nachrichten von den verheerenden Einfällen der Dänen, in die schwedischen Besitzungen, auf deutschem Grund und Boden.

Es sollten — so erscholl das Geschrei — zur Wiedervergeltung für Altona, welches Karls in Schweden zurückgelassene Heerhaufen, zusamt den schwedischen Landleuten niedergebrannt hatten, Ritterburgen wie Städte und Flekken an der Ostsee, gleich wie jenseits der Mündung der Elbe, in Rauch und Flammen aufgehen, und kein Stein, wie kein Halm auf den Aeckern, vor der Wuth der Dänen sich bergen dürfen.

Gunzellin aber, in seiner Einsamkeit; von Krankheit wie von angstvollen Zweifeln scheu umhergetrieben, verwirrte sich mehr und mehr in seinen Gedanken über den Wechsel des

Kriegsglücks; und das Gewebe seiner eigenen feindseligen Wünsche und Hoffnungen, selbst nicht mehr deutlich verstehend, eilte er von einem Fenster des Schloßthurms zum andern, vergeblich nach den Boten ausschauend, welche dem Pater Jesuiten er entgegengeschickt hatte.

In seinem Starrsinn traute er den ihm zukommenden Nachrichten nur halb, und erwartete Wahrheit allein nur aus dem Munde Pater Anselmo's zu hören, der noch immer nicht auf dem Rückwege anzutreffen war.

Die Wärter aber welche an gewissen Nächten beim Lager ihres Zwingherrn die Wache hatten, erzählten schauerliche Dinge, in der Ebene, von den Anfällen seiner Geistzerrüttenden Krankheit.

Das größte Entsetzen erregte jedoch bei den Landleuten die Beschreibung des angstvollen Zustandes, wenn der Ruhelose auf seinem Lager in Mitten der Nacht, plötzlich um Hülfe gegen sich selber zu rufen anhub: mit herzzerreißendem Geschrei, schwerer Verbrechen sich beschuldigend, vor allen aber wehklagend über die Todesgefahr, der in seiner Nähe sich befindenden Kinder, und die Wärter um Gottes Willen anflehend, so Helmold wie die unschuldige Audacia für immer aus

diesen Gegenden wegzuführen, weil die Abgötter neuer Menschenopfer begehrten, und seines — des Wahnsinnigen — Armes, die unschuldigen Kindlein zu würgen!

Genau um diese Zeit — an einem von Sturm und Regen getrübten Herbstabende — ward in dem Kloster der Mirislava, den Nonnen, welche einst der schönen Gabriele die dunkle Grabesstätte geöffnet, ein zartes Fräulein angemeldet, welches an der Hand eines Mönchs, und wie eine Pilgerin gekleidet an der Klosterpforte harre, hier um ein Nachtlager zu bitten. Der Erklärung des Mönchs zufolge, da die Nonnen ihn einließen, waren es die Klosterfrauen der Marienburg unfern der Stadt Elbing, welche das Mägdlein hieher gesandt hatten; doch sollte der Wandernden Bleiben an der Ostsee nur von kurzer Dauer seyn dürfen.

Dieses Ereigniß im Kloster der Mirislava traf gar wundersam zusammen mit dem Verschwinden der kleinen Audacia von der Ostburg, die an einem sonnenhellen Mittag, da sie nach dem Burganger zu ihren Lämmern, wie täglich geschahe, hinausgehüpft — nicht wieder von dorther zurückgekehrt

war. In alle Gegenden hinaus hatte bereits die trostlose Mutter nach dem verlornen Kinde ihre Boten ausgeschickt, und sie selber sahe man jeden Morgen händeringend am Strande umher gehen, und in den stürmenden Wellen das Grab ihres Lieblings erforschen. Werle aber war abwesend, und mit den Söhnen auf hohem Meere. Die Fahrzeuge — mit Frucht für das Russenheer beladen, — welche ihm nachfolgten, mußten nun dem Vater die schreckliche Bothschaft mitnehmen, daß entweder ein grimmes Thier des Waldes, die arme kleine Audacia zerrissen, oder die Gewässer der Brandung, oftmals dem Anger hinter den Burggärten sich nahend, sein herziges Mägdlein mit fortgespült haben müßten.

Die guten Nonnen der Mirislava wußten nicht, welches Ereigniß am innigsten ihre Theilnahme errege, das Verschwinden des kleinen Burgfräuleins, von dem die Kunde bis zu ihnen gedrungen war, oder die Erscheinung des fremden Mägdleins in ihren Hallen, deren geheimnißvolles Wesen ihre ganze Neugier gefangen hielt.

Doch war das Betragen der heiligen Frauen an diesem Orte weit lobenswerther,

als jenes der Nonnen zu Marienburg, welche nach der Aussage des Geistlichen, der die Kleine hieher geführt, dem zarten Flüchtlinge, nach wenig Tagen der Ruhe in ihrem Kloster, so Obdach als Speisung verweigerten, des Umstandes wegen, daß keine Zudringlichkeit ihrerseits das Fräulein dahin hatte vermögen können, Bericht über die Begebenheiten ihnen zu ertheilen, welche es so hülflos umherirren ließen.

Das Einzige, worüber die Nonnen der Mirislava ihre Neugier fast gewaltsam hätten hervorbrechen lassen, war die Entdeckung einer der heiligen Schwestern, welche ihre Zelle mit der Pilgerin theilte, daß dieselbe, da sie doch alle am Tage ihr vorgelegten Fragen mit geläufiger Zunge in deutsch beantwortet hatte, des Nachts in Träumen, die oftmals die ganze Tiefe des herzzerreißendsten Kummers ahnden ließen, in einer den Nonnen unbekannten, doch aus diesem Munde unendlich süß klingenden Sprache sich vernehmen lasse! —

Auch hatte die Kleine vor der Aebtissin dieses Klosters ein strenges Verhör über die Ursache ihrer auch am Tage hervorbrechenden Thränen zu bestehen, doch hörte man nicht auf sie mild

und gütig zu behandeln, wenn gleich nur Seufzer und zum Himmel gerichtete Blicke dem forschenden Kloster-Oberhaupte zur Antwort dienen mußten.

Wenige Tage nur hatte das Mägdlein ausgeruhet, als der Ordensgeistliche, welcher das zarte Geschöpf hieher gebracht hatte, abermals vor der Pforte erschien, der Pilgerin begehrend; und nachdem er die Tiefbetrübte, welche mit unendlicher Wehmuth noch einmal in die Gegend hinauszuschauen begehrte, bevor sie die dicht umhüllende Kapuze sich anlegen ließ, sorgfältig mit Reisemänteln behängt und auf ein mitgebrachtes Lastthier sie gehoben hatte, mit ihr nach kurzem aber herzlichen Danksagungen, an die gutmüthigen Nonnen rasch von dannen zog — in den Zellen dieses Klosters, wie in jenen der Marienburg, Stoff zu gar mancherlei Betrachtungen hinter sich lassend! —

Und wenn die guten Nonnen der Mirislava in der Vermuthung Recht hatten, daß übelgesinnter Menschen Verfolgung die Ursache seyn müsse, welche die kleine Fremde unstäten Fußes diese Gegenden durchziehen ließ, so werden die heiligen Frauen, wofern sie

ihres Schützlings weitere Schicksale erfahren, gewiß nicht verfehlt haben in die Worte der heiligen Schrift auszubrechen, da wo in der Geschichte des frommen Josephs sie denselben zu seinen Brüdern sagen läßt: „Ihr Argen gedachtet es böse zu machen, doch Gott gedachte es gut zu machen!" Denn bald nachdem das junge Fräulein diese Gegenden verlassen hatte, — bestimmt in Kurzem ein Schauplatz des Raubes und der Verwüstung zu werden — geschahe es daß die Pilgernden an schöne südliche Gestade gelangten, von Balsamhauchenden Lüften gekühlt — von einem ewig klaren Himmel angelächelt — und das Mägdlein ausruhen durfte im Schatten der Citronen- und Mandelbäume; wo feurige Granaten und süß duftende Lilienbeete sie umringten — geheimnißvoll sie umrauschten kühle Wasser der Brunnen, und wie in der duftigen Mährchenwelt, von der oft freundliche Mütter den horchenden Kleinen erzählen, plötzlich die nie geschaute Gestalt, einer Mohrin, dem Fräulein nahete, ihr sich anzubieten, als deren Wärterin.

Willig ließ sich die Ueberraschte, von der mütterlich sie umfangenden Schwarzen, die hohen Terrassen eines Gartens hinauf-

führen, und weit hinaus hinter flammenden Gewässern den Saum der glühenden Küste sich zeigen, deren Sonne dem Gesicht ihrer schwarzen Führerin so dunkle Schatten eingebrannt hatte.

Furchtbar hauseten indeß die Kriegsvölker im Osten. — Jetzt waren es die Russen welche den ihnen verbündeten Dänen, das Geschäft abnahmen, Wolgast und Görz niederzubrennen; welche Städte noch damals gleich wie Stralsund, Wismar, Stettin, nebst Bremen und Verden zu der Schweden Besitzungen in Deutschland gehörten!

Dicht im Rücken der Ludwigsburgen loderte die verzehreude Flamme! Das Kloster der Mirislava ward zum Aschenhaufen! Die umherliegenden Meiereien und Dorfschaften, ein Tummelplatz der gräßlichsten Ausschweifungen, welche die rohen Heerhaufen sich gestatteten. —

Gunzellin aber auf seiner Westburg — der einst seinem biedern Ohm, durch den Zorn des Schwedenkönigs ein Gleiches zudachte — fiel — zugleich mit den vom Brande unterwählten Mauern seines Schlosses, ein Opfer trunkner Soldaten, die mit Hohngelächter

ihn niederstießen in dem verhängnißvollem Bogengange, wo der Unglückliche, bei seinen Götzen Zuflucht suchend, in Mitten der Steinbilder dahin gestreckt ward; das entstellte Antlitz, in der Verzerrung der Todesangst nur wenig von jenen scheuslich grinsenden Larven zu unterscheiden!

Die Ostburg aber schützte Peters des Großen stralendes Bildniß! Bei dem Anblicke ihres großmächtigen Kaisers, schnell vom wildesten Uebermuthe zu Gefühlen der Andacht übergehend, sanken die blutbefleckten Krieger, wie vor einem himmlischen Gesichte in Staub geworfen, auf den Fußboden nieder; ihn küssend, und das Getäfel der Mauern mit geheimnißvollen Zeichen der Anbetung berührend, in welchem der große Russenhort thronte! —

Wo aber Kraft ist, da darf nur mit rechter Kraft ein Unglück hereinbrechen, um jede Regung im Geiste des Menschen zur That werden zu lassen!

Dieses erfuhr die hochbetagte Frau Margareth in jenen drangvoll bestürmenden Zeiten allgemeiner Verheerung. —

Weniger für sich selbst besorgt — wenn

gleich die nun auch im Westen wiederum auflodernde Kriegsflamme das ruhige Asyl ihrer alten Tage zu beunruhigen drohte — als des Urenkels wegen, der beider Eltern beraubt, und nun auch des letzten Ueberrestes angestammter Besitzthümer, nur noch Frau Margareths zitternde Hand zu seiner Stütze ergreifen konnte.

Auch in Lothringen ertönte jetzt die nur vor kurzem erst verhallte Kriegs-Drommete von Neuem. Denn wer hätte zweifeln mögen, daß die ritterlichen Schaaren Frankreichs nicht ihrerseits alles aufgeboten haben würden, den Vater ihrer liebenswürdigen Königin, — Ludwigs des funfzehnten Gemahlin und Tochter Lescynsky's — mit glücklichern Waffen als die schwedischen für ihn es gewesen waren, zu seinem guten Rechte zu verhelfen? —

Und mußte auch von dieser Seite der Versuch unglücklich ausfallen, so sollte die Strafe wenigstens der begangenen Ungerechtigkeit auf dem Fuße nachfolgen; Oesterreich aber, unter den Feinden Lescinsky's, traf zuerst das Loos, von den kampflustigen Franzosen mit neuem Kriege überzogen zu werden, wobei auch Spanien die Gelegenheit ergriff, zu Frankreichs Fahnen gegen Oesterreich

sich zu gesellen, und ohne Säumniß, unter dem Infanten selber, ein Heer nach Italien vorrücken zu lassen.

An der Mosel aber versammelte sich das vom Marschall Berwick befehligte Franzosen-Heer.

Da erwog Frau Margarethe in ihrem Gemüthe, ob wohl nicht vor Allem dieser neue Feldzug dazu geeignet seyn möchte, dem Thatenbegierigen Helmold, wenn gleich derselbe noch im zarten Jünglingsalter sich befand, unter französischen Fahnen eine glücklichere Laufbahn zu eröffnen, als der Krieg im Norden, früherhin dem schwermüthigen Witzla sie gewährt hatte? — —

Unter allen Großen der Krone zu Paris, war der edlen Gräfin das Haupt der französischen Staatsminister, der mächtige, einflußreiche Kardinal Fleury am innigsten befreundet; denn auch dieses Mannes Jugend mochte der fernen Zeit angehört haben, in welcher Frau Margareth sich der ihrigen erfreut hatte.

Diesem unbeschränkten Gebieter Frankreichs, legte die Gräfin ihre Wünsche für den Urenkel in einem rührenden Schreiben an das — nicht ganz von der Eiskruste des Hofes um-

panzerte Herz! auch schonte die welterfahrne Alte ihrer — bei nur beschränkten Witthume — gesparten Goldrollen für des Kardinals Umgebungen nicht, und ihre Hoffnungen krönte der Erfolg auf eine mehr als schmeichelhafte Weise.

Helmold aber erröthete vor Beschämung, da eines Morgens die Urgroßmutter ihm die Bestallung als französischer Gardecapitain und jüngster Flügeladjutant des Marschalls von Berwik, überreichte.

Sein unbefangnes, von Thaten der Vorzeit und alterthümlicher Kriegshelden Bild, mächtig erfülltes Herz, vermochte nicht so augenblicklich in den Gedanken sich zu finden, ein Haupt seiner Mitsoldaten zu heißen, ohne durch höheres Verdienst solcher Auszeichnung sich würdig gemacht zu haben. —

Um so begeisterter aber ergriff der Jüngling den hohen Beruf, wobei seinem freudig-ungeduldigen Kriegsmuthe nur alles hier viel zu langsam von Statten ging.

Auch fühlte Helmold zu sehr mit dem Herzen eines Deutschen, um nicht in Wehmuth oft des Nebenumstandes zu gedenken, den Franzosen, bei ihrem jetzt nur noch übel ver-

hehltem Plane auf Lothringen, hülfreich zur Hand gehen zu müssen! —

Der französischen Heere standen nunmehr drei am Rheinstrome, und noch hatte kein deutscher Soldat sich blicken lassen. — Viele Monate bereits waren die Reichsfürsten zu Regensburg in Berathschlagungen begriffen, und wohl konnte noch ein längerer Zeitraum verstreichen, ehe von Worten es zur That kam.

Da langte eines Tages der Malthefer, Marquis Liria, Freund und Zeltgenoß des spanischen Infanten, im französischen Feldlager an, seinem Vater, dem Marschall Berwik, die Nachricht zu bringen wie der Infant so eben im Begriff sey, nach Neapel vorzurücken, um den Oesterreichern dieses Königreich abzunehmen.

Es war aber das jetzige Wiedersehen des Sohnes, ebeu so dem Marschalle als vielen der Offiziere seines Generalstabes höchst rührend; denn nicht lange vorher hatten der Malthefer — im Dienst der Spanier — und der Marschall, dessen Vater — jetzt Ludwigs des funfzehnten oberster Feldherr — einander als Feinde auf dem Schlachtfelde zu begegnen, die ernstlichsten Anstalten gemacht.

Damals schrieb der Marschall — mit Ludwigs des funfzehnten Heere schon an den Gränzen der Pirenäen — seinem Sohne: „Denke jetzt nicht daran, daß es dein Vater ist, auf den die Spitzen Eurer Bajonetter zu richten, du gebieten wirst! Erinnere dich nur daß du Soldat bist, und Spanier gegen den Feind führst.“

Die Rührung, welche Helmold, als Zeuge eines glücklichern Begegnens zwischen Vater und Sohn, in diesem Augenblicke empfand, war noch nicht ganz aus Aug' und Miene ihm zurückgewichen, als der Marquis, von den Knieen seines Vaters, die er inbrünstig umarmt hielt, sich aufrichtend, und Helmold gewahr werdend, plötzlich mit Leidenschaft die Frage an den Jüngling richtete:

„Kapitain! Habt ihr eine Schwester in Spanien? —“

Helmold erwiederte befremdend:

„Nein, Senor!“

Doch es bedurfte warlich keiner neuen Anregung, sein tief ergriffenes Herz, das gar mächtig zu dem edlen Malthefer sich hingezogen fühlte, mit ungewöhnliche Schauern zu durchbeben. — Schon der Name des alten Landes Hispania — schon die bedeutungs-

vollen Laute, Sagunt und Numanzia sprachen seine Seele an, wie Geister der Helden! — Eine Welt von Gefühlen war in ihm aufgeschlossen — ohne daß es der ergreifenden Scene zwischen Vater und Sohn, von der er eben Zeuge gewesen, oder der seltsamen Frage des Malthesers an ihn gerichtet, dazu bedurft hätte.

Da die beiden jungen Hauptleute am folgenden Morgen ohne Zeugen sich zu besprechen Gelegenheit fanden, und der Malthesers es versuchte, den Ungestüm seiner gestrigen Frage bei Helmold zu entschuldigen, so geschahe es, daß derselbe mit überströmender Heftigkeit — mehr Erbtheil des fremden als spanischen Blutes welches seine Adern durchströmte — dem norddeutschen Jünglinge das Gemälde seiner Heimath in der Provinz Andalusien, vor die aufgereizte Seele führte.

Der Marquis erzählte dabei von seiner eignen Besitzung im Strom-Gebiet des Flusses Guadalquavir, einem schönen maurischen Landsitze, welche, durch die Gnade seines Herrn, des Infanten, seit wenigen Jahren erst, derselbe sein Eigenthum zu nennen, berechtigt war.

„Der Rand des spanischen Ufers" so erzählte der Marquis, „an dieser Stelle viel„fach vom Meere durchschnitten, bildet an„muthige Vorsprünge, welche terrassenförmig „gleich einem Amphitheater von Hügeln, die„sen Theil des Ufers eingefaßt halten.

„An einem solchen mit lieblichen Baum„gruppen geschmückten Hügelhange, gränzt „die zu meinem Schlosse gehörende, bis an „die See sich ausdehnende Landschaft, nur „durch ein maurisches Lusthaus an der östli„chen Seite von den Terrassen geschieden. —

„Lange hatte ich mich der sorglichen An„pflanzungen, auf jener schon halb dem Mee„re angehörenden Hügelflur, von Herzen „erfreut, ohne doch von deren Besitzern nä„here Kunde zu haben. —

„Ein Krieger wird ja nur selten der „Heimath, wie der nachbarlichen Verhältnis„se froh, und muß, wo gesellige Bande für „ihn sich anknüpfen, wohl bald wieder sich „anschicken, sie loszureißen!"

Bei diesen Worten blickte der Maltheser seinen neuen Bekannten recht liebend, doch unendlich wehmüthig in das offne deutsche Antlitz, mit einer Bewegung, als wolle er seine Hand fassen. Dann fuhr er fort:

„Es sind aber die Besitzer jenes schatti-
„gen Abhanges — die Klosterfrauen der
„heiligen Ursula, deren stille Mauern von
„Bäumen versteckt nicht sogleich dem Blicke
„jedes Vorüberziehenden sich offenbaren. —

„Eines Abends indeß, als ich der klaren
„Meerflut im Hintergrunde meines Gartens
„einsam gegenüber stehend, der erquickenden
„Kühle genoß, vernahm ich in dem nachbar-
„lichen Reviere, mir zur Seite, wie aus
„Nachtigallen-Brust die Weise eines Liedes,
„in jenen schwermüthigen Moll-Akkorden,
„worin die Völker des Nordens, gleich uns
„Spaniern, nur inniger und demuthsvoller
„ertönend, ihre zärtlichen Gefühle aushau-
„chen. — Mehrere Male schon war ich, die
„Zaubergefilde des vor mir liegenden Gesta-
„des zu überschauen, die goldne Zinne meines
„sarazenischen Landhauses hinangestiegen. —
„diesmal reizte mich die Nachtigallen-Stim-
„me und das herzige Lied aus hohem Nor-
„den, hieher zu uns Spaniern verirrt.

„Da erblickte ich unter den Nonnen, wel-
„che mit zurückgeschlagenen Schleiern im
„dunkeln Gebüsch der Terrassen lustwandel-
„ten, eine fremde Jungfrau, in weltlicher
„Tracht. —

„Lange blonde Haarflechten hiengen der „hohen Gestalt bis tief zu den Fersen hin„ab. — Die grellen Farben, der fast bäuri„sche und doch an Hoheit mahnende Falten„Wurf ihrer Kleidung; die würdevollen Be„wegungen, der leichte und doch ausdrucks„volle Gang, alles dieses, zusammt dem ge„heimnißvollen Kloster-Aufenthalte, hinter„ließ einen tiefern Eindruck auf mein Ge„müth, als meiner Ruhe dienlich war. —

Hier sah der Marquis mit tiefem Sinnen auf das Ordenskreuz, an seiner linken Brust geheftet. „Jedweden Abend" so fuhr er fort — Helmold fest ins Auge fassend, — „eilte ich dennoch ihn mir zu wiederholen, „und er ist so tief in meiner Seele gegraben, „daß bei Euerm Anblicke — Kapitain — „durch die Aehnlichkeit Eurer Gesichtszüge, „mit jenen der Jungfrau getroffen, ich für „Geschwister noch jetzt euch halten müßte, „wenn nicht einer der Schwarzen in mei„nem Dienst — von mir als Kundschafter „in das Kloster gesendet, mit der Nachricht „daraus zurückgekehrt wäre: — die Fremde „im Urseliner-Kloster sey eine Russin, in „den letzten Jahren des nordischen Krie„ges — — —

„Eine Russin!“ rief Helmold — dem Maltheser heftig in's Wort fallend, und das Bild der kleinen unschuldigen Audacia flog wie eine lichte Wolke an seiner Seele vorüber. — —

Am nächsten Morgen aber nahete der Marquis Liria seinem Vater, mit der Bitte, daß es ihm gefallen möchte, den jungen norddeutschen Hauptmann, der in Kurzem so innig lieb ihm geworden, mit ihm gen Italien ziehen zu lassen, woselbst für diesesmal einem angehenden Kriegsmanne zu Nutz und Lehr' wohl mehr zu thun es geben möchte, als hier — der alten Festung Kehl — und einer Armee von Reichstruppen gegenüber, die nicht kläglicher gedacht werden könnte, als der Maltheser diesseits der Alpen einigen Heereszügen derselben begegnet sey.

Weil nun aus Ton und Miene des Marquis, da er seinem edlen Vater die Bitee aussprach, ein so wunderbar schmerzliches Wesen zu des Feldherrn Herzen redete, so daß der Gedanke ihm nahete, es könne ja wohl die letzte Bitte seyn, welche der tapfre Sohn an das Vaterherz lege, so überraschte der Marschall durch schnelle Gewährung die

vor ihm der Entscheidung harrenden Jünglinge; nichts weiter hinzusetzend als die Ermahnung — ja nicht etwa auf den Sturmleitern die Letzten zu seyn, im Fall Neapel dem Infanten hartnäckigern Widerstand leisten sollte, als der Marschall Ursach habe, es zu vermuthen. —

Der Infant war jedoch bei der Rückkehr des Malthesers an Helmolds Seite — nicht mehr in Ober-Italien anzutreffen; die neapolitanische Grenze vielmehr an der Spitze eines Theils seines Heeres bereits von ihm erreicht und selbst die Hauptstadt ohne Blutvergießen dem Feldherrn der Spanier eingeräumt worden.

Die beiden Hauptleute aber mußten grade noch zu rechter Zeit angelangt seyn, um blutigere Lorbeern einzuerndten bei Bitronto, wo die österreichischen Truppen, nachdem der Infant längst sein Ziel schon erreicht hatte, nun wirklich Miene machten, dessen weitern Fortschritten sich in den Weg zu stellen.

Es erfolgte ein Treffen, welches so entscheidend für die Spanier ausfiel, daß es die völlige Unterjochung des Königreichs, mit

Einschluß des festen Platzes Gaeta an den Gewässern des Mittelmeeres zur Folge hatte.

Der Marquis Liria aber, samt dem jungen Ludwigsburger, als die Vordersten im Kampfgewühl, wurden mit Wunden bedeckt vom Schlachtfelde getragen, und auf Verlangen des Infanten zu ihm nach Neapel gebracht.

Da begehrte der Maltheser, welchen ein Schuß durch die Brust zu weiterem Dienen im Heere unfähig gemacht hatte, auf ein Schiff gebettet zu werden, welches nach Spanien zu segeln bestimmt war, weil ihm verlangte, in der Heimath zu sterben, zugleich aber auch, daß sein Waffengefährte, der junge norddeutsche Hauptmann, den ein Säbelhieb in den Schädel gleicher Pflege bedürftig mache, in die andalusische Heimath ihm folgen dürfe. — Eine Gunst, welche die spanischen Feldherren den beiden verdienstvollen Jünglingen ohne Weigerung zu bewilligen, keinen Anstand nahmen.

Helmold aber hatte vor der Einschiffung nur noch gerade so viel Zeit, den Bewohnern des Schlosses an der Mosel über seine Verhältnisse Kunde zu geben; hinzufügend, daß er den Maltheser in das Land seiner

Hoffnungen und Träume zu begleiten die Erlaubniß habe, wobei er sich kaum getraute, die leise Vermuthung, in Spanien seiner Kindheit Gespielin wiederzufinden, laut werden zu lassen.

Von günstigem Winde getrieben durchschnitt das neapolitanische Fahrzeug die Wogen des Mittelmeeres, und ein wunderbar sich verwebendes Gemisch von Lichtern und Farben — wie ein Silbernetz ausgespannt über die Gegend — blendete Helmolds Auge, der froh des seligsten Genusses, seines beschädigten Vorhauptes ungeachtet, fast nie das Verdeck verließ: staunend über die ungeahndete Herrlichkeit südlicher Gestade. —

Schon waren die Schiffenden der Insel Minorka vorüber, und enger und enger rückte die Straße zusammen, welche beide Welttheile getrennt hält. —

Da flog ein Fahrzeug, aus den Gewässern von Karthagena auslaufend, an ihnen vorüber; jetzt die Segel einziehend, und weniger eilfertig längs der westlichen Küste hinschwimmend.

Der Verkehr des Schiffsvolks auf beiden Fahrzeugen unter einander ergötzte den Jüng-

ling. Die Mannschaft kam gegenseitig auf kleinen Booten herüber und hinüber geschwommen, und des Treibens von dort mit dem neapolitanischen Fahrzeug war ohn' Ende.

Da hörte Helmold — der jede Minute, in welcher dem kranken Freunde die Erquickung des Schlummers gegönnt war, auf dem Verdecke zubrachte — von den Seinigen, wie jenes Fahrzeug unter andern Reisenden auch einen Ordens-Geistlichen, der Pater Anselmo geheißen, mit sich nach der Mündung des Guadalquavir führe, der alljährlich dieses Weges ziehe, um in einem Kloster der Ursulinerinnen in der Nähe jenes Stromausflusses nach einer jungen Kostgängerin Anfrage zu halten, welche vor mehreren Jahren derselbe hieher in Verwahrung gebracht habe.

Helmolds Aufmerksamkeit erhielt die größte Spannung! Eben verlangte der Malthesier nach ihm. Zu voll von den Gedanken, die in seiner Seele aufgeregt waren, um dem Freunde die Aeußerungen der Matrosen samt seinen Vermuthungen, auch nur einen Augenblick vorenthalten zu können, nahete Helmold dem Kranken! Da aber der Marquis, seiner großen Schwä-

Schwäche ohnerachtet, bestimmt erklärte, vormals zu Madrid vom Aufenthalte des Pater Anselmo an der Ostsee, der auch seiner Familie wohlbekannt, Kunde erhalten zu haben, so zögerte Helmold keinen Augenblick, das in ihm rege gewordene Vorhaben zur That werden zu lassen. —

Er kehrte sogleich anf das Verdeck zurück, bat die Mannschaft des fremden Schiffes, ihn mit sich hinüber zu nehmen, und stand in wenig Sekunden vor dem Jesuiten, der auch seiner Seits nicht ohne ahnende Verwunderung den jungen Kriegsmann zu sich in die Kajüte kommen sah. — Dieser aber verlor keinen Augenblick! — mit flammendem Auge, die Hand an das Schwerdt gelegt — erhob er seine Stimme, den Pater also anredend:

„Steht mir Rede, Mönch! und hütet „Euch, meinen Frageu auszuweichen! Wo „habt Ihr meine Muhme Audacia? —"

Der Pater schwieg einige Augenblicke — dann war es, als mache er eine Bewegung, die Hand des Jünglings am Griffe des Schwerdtes zu fassen — und nur mit gedämpfter Stimme begann er also:

„Vergreift Euch lieber nicht an einen

„Greis, eilfertiger junger Herr! gönnet ihm „vielmehr Leben und Sicherheit, damit er „Euch deutlich berichten möge auf Eure Fra„ge. — Vielleicht, daß in mir nur ein blin„des Werkzeug Ihr vor Euch sehet, dem „selbst unbekannt blieb, wessen Zwecken zu „dienen es einstmals genöthigt ward! — „Sollten jedoch Eure Vermuthungen wirklich „zutreffend befunden werden, so wird auch „darüber Euch Licht werden, ob dieses „Werkzeug zum Verderben — ob zum Se„gen es gedienet! — “

Helmold fühlte nach seinem Haupte. Ihm war, als fienge seine Wunde von neuem zu brennen an — und der wunde Schädel sträube sich gegen die schützende Binde! —

Der Mönch, des jungen Hauptmanns plötzliches Erbleichen wahrnehmend, näherte sich ihm jetzt zutraulicher und überredete ihn liebreich, auf die neapolitanische Fregatte zurückzukehren, wohin er ihn begleiten wolle. Helmold ließ sich willig dahin führen; beim Eintritt in die Kajüte, ermattet neben dem Freunde auf seinem Lager hinsinkend. —

Der Jesuit aber rückte einen Sessel zwischen die Hangematten, welche beiden Kriegsgefährten zur Ruhestätte dienten, und be-

gann, nachdem er den Maltheser als einen frühern Bekannten höflich gegrüßt, und ihm sein Beileid bezeuget, dicht neben Hrlmold Platz nehmend, seine Erzählung, wie folgt. —

„Da ich, bald gegen das Ende des nor„dischen Krieges, von einer Reise in das „schwedische Feldlager — welches vergeblich „bis an die Ufer des Bog zu erreichen ich „gestrebt — wieder in die Nähe der Ostsee ge„langte, und bald am Ziele der Rückkehr durch „das Gewühl der herumstreifenden Kriegshor„den, vom rechten Wege abirrend, in unbe„kannte Wälder mich verlor, geschahe es, „daß nach einer mühevollen Tagereise durch „Gestripp und dornenvolles Dickicht, die „Haide vor meinen Augen sich aufthat, „unfern der Stadt Elbing, nahe an einem „Gewässer, welches die Völker der Ostsee das „frische Haff zu nennen gewohnt sind, wo „ein Frauenkloster, Marienburg geheißen, „meinen forschenden Blicken sich zeigte.“

„Auch gelang mir dort Herberge zu fin„den, bei dem Kirchner. —“

„Am nächsten Morgen nach meiner An„kunft daselbst aber trat derselbe, verstörten

„Angesichts, zu mir in das Gastzimmer, „vermeldend, es harre ein Fremder zu Roß „des Pater Anselmo's draußen an der Klo„sterpforte, behauptend, derselbe müsse durch„aus gestern Abends hier eingetroffen seyn."

„Da ich nun seines furchterbleichten An„sehns halber den Kirchner zur Rede stellte, „in meinen Gedanken darüber nachsinnend, „wie es wohl möglich, daß irgend ein Freund „oder Feind bis hieher mir nachgeforscht ha„be, auf dem Wege zu einem Orte, zu wel„chem nur auf Irrwegen ich gerathen — „äußerte der bebende Kirchner, es sey ihm „der nach mir Fragende selber nicht wie ein „Mensch, sondern wie ein irres Gespenst „vorgekommen, obgleich das furchtbare We„sen ein lebendiges Kind auf dem raben„schwarzen Rosse vor sich sitzen habe."

„Ich ging nun hinaus an die Pforte, „wo schon der seltsame Reuter wie ein Wurm „über dem Rosse hinweggekrümmt, und am „ganzen Leibe geflissentlich vermummt, ein „zartes Mägdlein meinen sich öffnenden Ar„men entgegen hielt. Auch fühlte ich kaum „die Last auf meinen Schultern, als das „Roß schnell umwandte, mit heftigen Schnau„ben den Ungestalten, der wie ein Knäuel

„immer dichter und dichter in sich zusammen„rollte, davon trug, und wie im Fluge die „rabenschwarze Erscheinung mir aus den Au„gen entschwunden war.“

„Jetzt ermahnte ich — das weinende „Kind auf meinen Armen haltend — „den Kirchner, sämmtliche Klosterfrauen „der Marienburg von dem Vorfalle zu be„nachrichtigen. — Sie eilten herzu, die „Kleine aber gebot ihren Thränen.. Es „schien als ob der verhaltne Schmerz sie auch „der Sprache beraube, denn nur einsilbig „waren die Worte, welche die zudringlichen „Nonnen, sie mit Fragen bestürmend, dem „Mägdlein abzuhören in den Stand gesetzt „wurden.“

„So begab ich mich wiederum zum Kirch„ner, woselbst ich geraume Zeit auf die Rück„kehr des geheimnißvollen Reuters hoffte, ver„meinend, daß, wer das Fräulein hier abgesetzt „habe, dasselbe auch wiederzuholen, vor der „Pforte erscheinen werde. Doch meine Erwar„tung blieb ohne Grund. — Auch versagten „bald die Nonnen der Marienburg, vermuth„lich aus Verdruß über unbefriedigte Neugier, „der armen Verlassenen so wie früherhin ein „Obdach, nun auch die Speisung! — Mich

„aber jammerte des hülflosen Kindes! um
„so mehr, da zunehmendes Getümmel der
„Heerhaufen vor allen diese Gegend der
„unvermeidlichsten Gefahr aussetzte. Daher
„beschloß ich, die auf so sonderbarem Wege
„mir Anvertraute, als ein vom Himmel selbst
„mir zugesandtes Pfand in meiner Obhut
„zu behalten und, wofern es möglich, der
„andalusischen Heimath mit ihr zu zu eilen;
„wiewohl meines Ordens Verbannung aus
„meinem Vaterlande, dies Ziel nur auf Um-
„wegen für mich erreichbar machte."

„Schwierig auch war mit dem Kinde das
„lange Pilgern. Die zarten Füße blutelten.
„— Schon da wir noch die Ostsee zur Seite
„hatten, zeigten sich die Mühseligkeiten des We-
„ges in unabsehbarer Menge. Klöster — wo
„etwan noch der herumstreifenden Heerhaufen
„Raubgier deren geschont — waren unsre
„Herberge. Ich gedachte ein Lastthier zu
„kaufen; doch erst unfern dem Kloster der
„Mirislava, woselbst wir die Nachtruhe er-
„baten, fand sich ein solches."

„Da ich nun an diesem Orte von dem
„Verschwinden des zarten Töchterleins der
„östlichen Ludwigsburg erzählen hörte, und
wie dessen Mutter nach langem vergeblichen

„Forschen dem Gemahle samt den Söhnen „nach Petersburg gefolgt sey, so konnte nur „das beharrliche Nein! des Mägdleins an „meiner Hand, auf die ihr vorgelegte Fra„ge, ob sie den Ludwigsburgen angehörig? „mich von dem Gedanken abbringen, daß es „die Verlorne selber sey, welche dem We„sten zuzuführen ich gedächte.“

„Auch drang die Kleine selbst fast mit „Heftigkeit darauf, diese Gegenden zu verlas„sen;— und willig trug das Lastthier, wel„ches beim Zügel ich führte, die holde Last „durch Deutschland, und einen Theil von Ita„lien — bis zu Livorno ein Fahrzeug ich auf„fand, auf welchemden Weg zu meinem Ge„burtsland durch dieselben Gewässer wir ver„folgten, in Mitte welcher Euer Schiff „mir jetzund begegnet.“

„In jedem Jahre besuche ich nun hier „mit gehöriger Vorsicht meinen Schützling — „geringe Baarschaft bei den frommen Schwe„stern der heiligen Ursula für die Kostgän„gerin niederlegend, die hier völliger Frei„heit genießt, und nur der Pflege und dem „Unterrichte ihrer sorgsamen Aufseherinnen „anvertraut ward.“

„Auch hat die heilige Schwesterschaft —

„einen früheren Wohlthäter in mir ehrend —
„gern zu diesem Liebesdienst sich verstehen
„mögen. — Mir selbst aber will es bedün-
„ken, als sey durch diese einfache That Be-
„deutsameres vielleicht zu vollführen mir ge-
„lungen, als einem langen Leben voll Ar-
„beit und Mühe, für gar verschiedene Zwecke
„angewendet, solches vergönnt war. — —“

Hier ward der Jesuit im Laufe seiner Er-zählung durch eine unruhige Bewegung des Malthesers unterbrochen, dessen Zustand plötzlich neue Besorgniß erregte. Sein Fieber hatte seit einigen Tagen sich vermehrt, und unerwartete Verblutungen ließen in diesem Augenblicke die Wundärzte das Schlimmste befürchten. Sehnlichst wünschte der Kranke, den Ankerplatz zu erreichen, und die Sachverständigen glaubten ihm ankündigen zu müssen, daß nur wenig Hoffnung noch vorhanden, sein theures Leben zu fristen.

So benutzte denn der Marquis die ersten Augenblicke wiederkehrender Ruhe in der zerschmetterten Brust, des Pater Jesuiten geistlichen Zuspruch zu begehren; worauf die übrigen Anwesenden und auch Helmold die Kajüte verließen, und die Absolution dem Kranken von Anselmo ertheilt ward, so wie

auch noch anderweitige Verfügungen des ihm Beichtenden, mit einem Eide in des Maltheſers Hand, der Pater zu vollführen gelobte.

Des Kranken Zuſtand ſchien um Vieles leidlicher, als das Fahrzeug in die Bucht einlief, welche von den Terraſſen des Kloſter-Gartens, zuſamt den Ländereien des Maltheſers, an dieſer Stelle des Ufers gebildet ward.

Eine Schaar von Dienern, worunter auch Schwarze, eilte herbei an den Ankerplatz, mit allen Zeichen tiefer Betrübniß um den todwunden Gebieter! Man hatte die Zimmer im Pavillon am Meere für ihn eingerichtet, er aber verlangte auf einer Bahre durch das Gebüſch zu dem Vordergebäude des Schloſſes getragen zu werden. Kaum aber daſelbſt angelangt, erneuerten ſich die Beängſtigungen! Doch in Mitte des ſich ankündenden Todeskampfes blieben dem Leidenden die Angelegenheiten ſeines Freundes, des jungen norddeutſchen Hauptmannes, vor Augen. Mehr aber als alles andere, beunruhigte ihn das Verlangen, noch vor ſeinem Ende über die vermeintliche Audacia Licht zu

erhalten. So ward in selbiger Stunde der Jesuit von des Malthesers Bitten dahin vermocht, an die dem Schlosse angrenzenden Wohnungen, welche mit den Höfen des Klosters Verbindung hatten, anzupochen, seines Schützlings unter irgend einem passenden Vorwande zu begehren, und vor das Bette des Spaniers ihn bringend — hier, um der Ruhe seiner Seele willen, so Namen wie Vaterland von ihm zu erfragen.

Helmold aber stand wie betäubt in den goldenen fremdartigen Gemächern, einst für sarazenische Machthaber so reich und strahlend verziert, halb ohnmächtig, im tiefsten Hintergrunde der Zimmer, auf ein goldgesticktes Polster nieder sinkend; von Waffen und Geräthschaften umgeben, die, wie aus funkelndem Edelgestein zusammengesetzt, die Kerzenlichter verdunkelten, welche an allen Wänden brannten.

Da vernahm man die leisen Tritte des Mädchens, die an der Hand des Jesuiten bis in die lange Reihe der Vorzimmer gelangt war. Helmold forschte nach einem Ausgange in dem seinigen. — Ihm war, als müsse er vor diesem Augenblicke fliehen, bis in die weiteste Ferne!

Indeß nahete die hohe Jungfrau, mit blonden Haarflechten, die tief bis zu den Fersen hinabhiengen, dem Kranken; noch einmal in demüthiger Scheu zurückweichend, wie geblendet von dem Glanze, der ihn umgab! —

Des Malthesers Ohr aber vernahm die jungfräulich scheuen Tritte; sein mattes Auge blickte auf, sein Haupt erhob sich; mit Anstrengung redete er die fremde Erscheinung also an:

„Tritt näher, wunderbares Mädchen, und bist du wirklich Audacia, jene am Gestade der Ostsee Geraubte — so fürchte dich nicht mehr, sol die That wie ihren Urheber zu nennen! — Mich aber, fremdes Mädchen, freuet der Tod — — —“

Bei diesen Worten versagte dem Maltheser die Stimme. — Es war, als suche seine zitternde Hand nach dem Zeichen der Entsagung auf seiner zerschmetterten Brust — sein Athem stockte — das Haupt fiel wie gebrochen auf die blendenden Kissen zurück. — Doch noch einmal kehrte Leben in die schönen, eingesunkenen Gesichtszüge zurück. Die brechende Stimme flüsterte den Namen: Helmold! Da schwankte der zerrüttete Jüng-

ling, an der Hand des ihn herbeiführenden Jesuiten an das Bett des Sterbenden, die Augen umdunkelt von Thränen und nicht vermögend aufzuschauen zur Jungfrau ihm gegenüber, die längst sein Herz erkannt hatte. — Das Mädchen aber warf nur einen einzigen Blick der klaren Augen auf ihn; dann bedeckte sie — ihrer Kindheit Gespielen erkennend — das Antlitz — aber dennoch sah Helmold ihre Thränen strömen, da sie mit bebender Stimme die Worte sagte:

„Schickt dich dein Vater Gunzellin, mich zu hohlen? und liegen meine Eltern nun Beide, sammt den Brüdern, unter den Trümmern der Ostburg begraben, vom Zorn des Schwedenköniges zerschmettert?"

„Gunzellin, mein Vater ist bei den Todten, und die Westburg traf das Verderben: die Ostburg aber steht unversehrt, und Werle sammt deiner Mutter leben beim Czaar der gesiegt hat!"

Da erhob das Mädchen die thränenvollen Augen, wie betend, und sagte:

„Also geschah ihnen nicht, wie Gunzellin mir gedrohet? — und dein Vater hielt seine Zusage ihrer zu schonen beim Schwedenkönig, wenn ich mein Schweigen nicht bräche? —"

Helmold aber ergriff es mit Schauder, wie jetzund vor dem Lichte der Wahrheit, wenn es zu tagen begonne, sein Vater erfunden werden müsse, als ein Verbrecher! — Der Jesuit aber in der Seele des Jünglings lesend, sprach die entscheidenden Worte: —

„Ihr kanntet also nicht die furchtbaren Gewalten, denen Euer Vater verfallen war, schon in den Tagen der Kindheit? — Ihr wißt nichts von den gräulichen Stimmen der Abgötter die sein geängstetes Gemüth erfüllend, allnächtlich in schauderhaften Träumen den armen Gequälten von seinem Lager aufschreckten, mit heulendem Gewimmer die langentbehrten Menschenopfer ihm abfordernd? — Er hat das Mägdlein retten gewollt vor dem eignen Wahnsinne, und lange meiner Wiederkehr, wiewohl vergeblich, harrend, mich aufgesucht, zum unbewußten Beschützer der Unschuld, wohl ahndend, daß auch ich demüthiger Tugenden bedürfe, das Schuldbuch meines, in stolzem Trachten nach Herrschaft, geführten Lebens, um wenige Blätter ärmer zu machen. —“

Helmold verhüllte sein Gesicht! ihm war als müsse der Ausdruck der Verzückung auf

dem scharfgezeichneten Antlitz des Jesuiten, während er diese Worte sprach, ebenfalls zu Tod oder Wahnsinn führen. — Liebevoll begann der Jüngling — von neuem zu Audacien sich wendend:

„Du hast nach all deinen Verwandten gefragt — nur Einen übergiengst du mit Stillschweigen! Was that dir der Knabe Helmold, daß du seiner vergaßest? —"

In diesem Augenblick überfiel dem Maltheser ein leises Zucken — die Lippen öffneten sich wie zur Rede; sein Mund schien zu lächeln, er hatte zum letzten Male geathmet. — —

Da nun von der Betäubung des ersten Schmerzes die drei Zeugen dieses rührenden Ereignisses sich zu erholen begannen, röthete bereits das goldene Licht des Morgens, den Saum der fernen Gewässer. Audacia aber, zuerst die Sprache wieder gewinnend, begehrte ängstlich, entlassen zu werden, und wiederum in ihre klösterliche Einsamkeit zurückkehren zu dürfen. — Der Jesuit aber verwieß sie zu wenigen Augenblicken der Geduld, eine Rolle Schriften aus seiner Kutte hervorzie-

hend, wobei er mit folgenden Worten an Helmold sich wendete.

„Diese Rolle“ so sprach er mit einem bedeutendem Blick auf das Sterbelager, und einem zweiten auf die lange Reihe, der im Dämmerlichte halb erloschner Kerzen sich ausdehnenden Gemächer — „enthält den letzten Willen des Verstorbenen! Er übergab mir dieselbe noch während der Meerfahrt, nachdem er mir gebeichtet, und das Sakrament des heiligen Abendmahls aus meinen priesterlichen Händen erhalten hatte. — Ich erfuhr schon damals, wie bereits vor Anbeginn des Treffens, worin Ihr Beide mit Wunden bedeckt vom Wahlplatze getragen wurdet, diese Schrift entworfen und mit den gerichtlichen Bescheinigungen versehen, in des Verblichenen Brieftasche ruhete.

Empfanget meinen Glückwunsch, junger Herr, und nunmehriger Vasall der Krone Spanien! — Dieses Dokument macht Euch und die Eurigen zu Besitzern des Schlosses in Andalusien. — Die Westburg, wenn gleich am Gestade der Ostsee, in Asche versunken, ist schöner an den Gewässern des Guadalquavir Euch erstanden, und ihr Name gerechtfertigt! —

Helmold empfieng schweigend das Dokument; nur dunkel vermochte er in diesem Augenblicke jeglicher Aussicht in die Zukunft sich bewußt zu werden. — Sogleich entdeckte nun der Jesuit, nachdem er Audacien in die Obhut der frommen Urselinerinnen zurückgeschickt hatte, dem jungen Ludwigsburger sein Vorhaben, sonder Verzug nach Lothringen abzureisen, um den französischen Feldherrn des edlen Sohnes Todesbotschaft zu überbringen — alsdann aber die weitere Fahrt nach den Ufern der Ostsee zu unternehmen, von Werles sammt der frommen Moskowiterin Leben und Aufenthalt sichere Kunde einzuziehen; im Fall aber daß selbst bis zum hohen Norden, an der Seite des Czaars, er die Beiden aufsuchen müßte, von dort her die zu erbittende Einwilligung der edlen Eltern zu Helmolds und Audaciens Vermählung nach Spanien zu bringen, damit, wofern die Vorsehung solch' Vorhaben begünstige, diejenigen, welche langwierige Irren getrennt durch Priesters Hand des ehelichen Bundes, wie der auf so außerordentlichem Wege erlangten Besitzthümer von Herzen froh werden dürften.

Doch erst nach neun langsam dahin rinnenden Monden sahe man den Pater Jesuiten wiederum zwischen den Terrassen hindurchsteuern, unfern dem sarazenischen Landhause, bis wohin Helmold voll banger Ungeduld ihm entgegengeeilt kam. —

Der Pater aber hatte, so Werle wie die hohe Moskowiterin auf dem Schlosse an der Ostsee gefunden, — hier der Segnungen des Friedens, dem heimathlichen Gestade wiedergeschenkt — in Ruhe und Gesundheit genießend. Frohen Herzens vernahmen beide die Botschaft von der ihnen wiedergeschenkten Tochter — bald nun, durch ihr beglückendes Jawort, Helmolds lieblicher Gemahlin; auch harreten sie sehnsüchtig beider Kinder Besuchs auf der alten Stammburg, wenn zuvor das junge neu vermählte Paar auch Frau Margareths, der ehrwürdigen Ahnfrau, Segen', vom Schlosse an der Mosel eingehohlt haben würde. — Obgleich es nun schon spät nach Sonnen-Untergang, und das milde Licht der Gestirne welches eben über der Zinne des sarazenischen Gartenhauses aufgieng, allein nur als Zeuge von Helmolds Freude zugegen war, so konnte

der Glückliche dennoch nicht sich erwehren, die Worte seines Entzückens über die Gartenmauer des Klosters hinaus ertönen zu lassen, wenn gleich kein menschliches Ohr daselbst die jubelnde Stimme vernahm, an diesem Abende! — —

Nach wenigen Tagen aber legte ein protestantischer Geistlicher, den gutmüthigen Nonnen der heiligen Ursula als Reisender bekannt geworden; die Hände des jungen Brautpaares im Sterbezimmer des Malthesers zusammen, während die frommen Klosterfrauen — auch gegen Andersdenkende die christliche Milde übend — stille Gebete für die unschuldig Liebenden, vor dem Altare der heilgen Jungfrnu zum Himmel sendeten.

Da aber Helmold die freundliche Audacia der ehrwürdigen Ahnfrau auf dem Schlosse an der Mosel, als sein eheliches Gemahl zuführte, lächelte diese nur sanft; in ihren dämmernden Gedanken nicht mehr des Umstandes sich bewußt, wie sonderbar doch die an der Ostsee Verschwundene jetzund aus Spanien den Ihrigen zurückkehre! Um so lebhafter

aber waren die Glückwünsche von Helmolds eigener Mutter, Frau Margareths sorgsamer Pflegerin, und durch das fromme Geschäft zu einer Milde gesänftigt, die von Gunzellins unfriedlichen Eheweibe, wohl nimmer die Erinnerung noch zuließ. Nachdem sie den theuern Sohn und dessen liebliche Gattin gnugsam mit Liebkosungen überhäuft und dem Pater Jesuiten ein Gleiches von ihrer stürmischen Freude hatte erfahren lassen, begehrte sie von demselben des Maltheſers edelmüthiges Benehmen gegen ihren Sohn mit gebührender Umständlichkeit erzählen zu hören, welches Verlangen der gefällige Pater auch sogleich ihr gewährte.

Jetzt zum Aufbruch nach der Heimath an der Ostsee sich anschickend, sprachen die Neuvermählten vor der Gräfin Margareth demüthig kniend ihr die Bitte aus, daß die Urgroßmutter ihre schneeweiße Hand auf ihre Häupter ihnen legen, und so nach Art der Patriarchen die Urenkel segnen möchte; und es erfüllte die Hochbetagte der jungen Ehegatten frommes Begehr! — Da sie aber, Beider Stirn berührend, ihr stilles Gebet vollendet hatte,

umzog von neuem ein Lächeln, wie das zarter Kinder, ihre Lippen, und sie wendete sich an Helmold, mit leiser Stimme ihn erinnernd, doch ja nun des Frankenritters, ihres Ahnherrn — wie er so oft als Knabe ihr gelobt — in Treuen eingedenk zu seyn, damit auch ihr bald nun gegönnt sey, das müde Haupt in die tiefe Ruhestätte niederzulegen, nach welcher sie so herzlich sich sehne! —

Werle aber sammt der frommen Moskowiterin waren der Tochter und dem Schwiegersohne auf viele Meilen weit entgegengezogen! Da aber die Neuangekommenen wiederum in den wohlbekannten Sälen sich sahen, und aus den Umarmungen der geliebten Eltern sich losgewunden hatten, eilten sie wiederum die Höhe hinab und hinaus auf den Anger, wo an jedem Grashalm, so meinten sie, ein theures Bild ihrer Kindheit ihnen haften geblieben seyn müsse. Doch Ach! sie kehrten mit Betrübniß davon hinweg, denn wild umhergeworfen bedeckten öde Steintrümmer die blutbefleckte Stätte, und wenig nur war noch zu schauen, von dem lichten Grün, das einst ihre Kindheit erfreute.

Ernst und schweigend führte nun Helmold die junge Gemahlin zum Strande, hier das Geklüft jenseits der Brandung in Augenschein zu nehmen, welches Frau Margareths Gedanken so verhängnißvoll vorschwebte. — Es ward auf des Jünglings Geheiß in dessen Gegenwart nachgegraben, und bald zeigten sich versteinerte Menschengebeine; auch schleuderte selbigen Augenblicks die Flut den Schädel hinauf an das Burggemäuer! Da ließ Helmold in frommer Ehrfurcht vor dem Willen der Hochbetagten die Ueberbleibsel des Menschengerippes in einen reichverzierten Sarg legen und mit andächtigem Gepränge zu den Füßen der schönen Gabriele ihn einsenken, in der Stammgruft der Ludwigsburger, unterhalb den umgestürzten Hallen des eingeäscherten Mirislava-Klosters.

Das nachtwandelnde Steinbild des Geharnischten — nun für immer zur Ruhe verwiesen — hatte jedoch nur allzurichtig geweißagt! — Es erschien nämlich in kurzem der Pater Jesuit auf der Ostburg — den geheime Aufträge des französischen Feldherrn bis dahin in Lothringen aufgehalten — mit

der Nachricht von Frau Margareths seligem Hinscheiden. — Auch ergab sich bei genauerer Angabe der Zeit ihres Hinübergangs, daß zu eben der Stunde, da die Gebeine aus dem Felsbett an der Flut, unter stillem Gebet und Glockengeläut an der Seite des verhängnißvollen Schädels in geweiheter Erde versanken, auch die Ahnfrau auf dem Schlosse an der Mosel das ehrwürdige Haupt von ihrem Sessel anf die Chronik hinabsinken ließ — nicht aber um wie sonst es wieder zu erheben, sondern ihm die ungestörteste Ruhe zu gönnen, in der Kapelle ihres Wittwensitzes — jetzt unter französischer Botmäßigkeit — wo still und friedlich die morsche Hülle den hier in Gott ruhenden Todten beigesellt ward.

Der französische Feldherr aber — seines edlen Sohnes Liebe gegen den jungen norddeutschen Hauptmann mit Rührung eingedenk — bewirkte am Hofe Ludwigs des funfzehnten für Helmolds Mutter die Vergünstigung, gleich der ehrwürdigen Frau Margareth auf dem Schlosse an der Mosel, so lang' es ihr gut dünke, zu hausen.

Die fromme Moskowiterin dagegen verwendete einen Theil ihrer Schätze, den Klosterfrauen der Mirislava die von der Kriegsfurie niedergeschmetterten Gotteshäuser schöner wieder aufzubauen! Der Westburg Trümmer, wie die jener Prunkgebäude — von Gabrielens allzuweltlichem Sinne aufgeführt — dazu benutzend. Auch konnte Werle's hohe Gemahlin, sonder Furcht vor der neu zu entzündenden Kriegsflamme, den Gott geheiligten Bau vollenden! — Der Friede im Norden war von neuem begründet; Karl der Zwölfte, von der tödtenden Kugel hoch in Norwegen, wohin neue Abentheuer ihn verlockten, erreicht worden; Peter der Große aber, von nun an nur darauf bedacht, seiner Völker Erziehung zu begründen: deren schöneres Gelingen jedoch erst seinen spätern Nachkommen, so wie die Vollendung der prachtvollen Kaiserstadt am Ladoga, den früheren vorbehalten seyn sollte. —

Werle aber begleitete noch zweimal seine liebliche Tochter und den ritterlichen Schwiegersohn nach Spanien! — Ein auf den Ge-

wässern des Nordens grau gewordner Segler, am Ausflusse des Guadalquavirs der Herrlichkeit südlicher Gestade sich erfreuend, während die rüstigen Söhne, der östlichen Burgfrau, bei dem stattlichen Klosterbaue getreulich zur Hand gingen. —

Der Jesuit aber und die hülfreiche Mohrin widmeten gern den Rest ihrer Tage der nach Spanien verpflanzten Westburg; während Werle, dem Osten getreu und gesättiget vom langen Seefahrer-Leben, bis in den Tod der Gnade des Czaars, seines glorreichen Beschützers, sich erfreuete in der Heimath! —

Die Nachkommen des Witzla und Werle haben jedoch zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts durch folgenreichere Thaten geglänzt, als selbst die Edelsten ihrer Vorfahren! — Heimisch an der Mündung des Guadalquavir, wie an den Ufern der Gewässer des Nordens, sahe man sie, für die angestammten Beherrscher, wie für die von den Vätern ererbten Besitzthümer — freudig ihr edles Blut dahinströmen — auf dem

felsigten Boden der Pyrenäen, wie auf den eisbedeckten Fluren ihrer Heimath im Osten! — —

J. C. W. Uthe Spazier,
geb. Mayer.

In einigen Exemplaren sind folgende Druckfehler zu verbessern:

S. 353 Z. 9 v. o. lies dem statt den
— — — 4 v. u. nach getrennt ein —
— — — 1 v. u. am Schlusse ein !
— 356 — 5 v. o. lies unfriedlichem statt unfriedlichen
— — — 7 v. u. nach knieend ein ,
— 357 — 10 v. u. lies von neuem statt wiederum
— — — 1 v. u. am Schlusse ! —
— 360 — 10 v. o. nach dem Worte Gott ein =
— 361 — 5 v. o. nach Burgfrau ein ,
In der ersten Zeile des Inhalts = Verzeichnisses: Elegie von J. C. W. ꝛc.

LD.

Sinngrün

1819

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spazier, Johanne Karoline Wilhelmine, 1777-1825 [Herausgeber]

Sinngrün eine Folge romantischer Erzählungen ; mit Theilnahme Jean Paul Friedrich Richters und einiger deutschen Frauen Unterstützung ; mit einem Kupfer

Berlin 1819

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 6549
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11262496-9